Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

PROTECTORAT:

Se. Königl. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Königl. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

Das Curatorium:

Dr. Rudolf v. Gneist,
Wirkl. Geh. Oberjustizrath,
ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Director der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Dr. C. Werder,
Geh. Regierungsrath, Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. H. Brugsch,
Kaisl. Legationsrath und Professor.

Adolf Hagen,
Stadtrath.

STATUT:

§. 1. Jeder Litteraturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat in diesem Fall seine Erklärung einer beliebigen Buchhandlung oder dem Bureau des Vereins für Deutsche Litteratur in Berlin W., Steglitzerstr. 90, direct zu übermitteln.

§. 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines Serienbeitrages von Achtzehn Mark Reichs-Währung, der vor oder bei Empfang des ersten Bandes der Serie zu entrichten ist. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§. 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder unserer beliebtesten und hervorragendsten Autoren. Die Bände haben durchschnittlich einen Umfang von 20—26 Bogen, zeichnen sich durch geschmackvolle Druckausstattung und höchst eleganten Einband aus und gelangen in Zwischenräumen von 2—3 Monaten zur Ausgabe.

§. 4. Die Vereins-Publikationen gelangen zunächst nur an die Vereinsmitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und auch dann nur zu bedeutend erhöhtem Preise (à Band 6—8 Mk.) abgegeben. Der sofortige Umtausch eines neu erschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes, ist gestattet.

§. 5. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie der betreffenden Buchhandlung resp. dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§. 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler **Dr. Hermann Paetel** in Berlin selbständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band von Serie V an ist elegant in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie das Bureau des Vereins in Berlin, W., Steglitzerstrasse 90, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—XVII gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Serie I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

***Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

***Osenbrüggen, E.**, Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Serie II

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeare's Frauencharaktere.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Heyse, Paul**, Giuseppe Giusti, Gedichte.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

***Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

***Dingelstedt, Franz**, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold**, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.**, Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Serie VI

***Lorm, Hieronymus**, Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max**, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf**, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyssig, Friedrich**, Litterarische Studien und Characteristiken.

Serie VII

*Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

*Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Serie VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.)

*Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Serie IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

*Gottschall, Rud. v., Litterarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Serie X

*Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*Lotheissen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Serie XI

*Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahr. 1859—1885.

*Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

*Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Serie XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

*Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.)

Serie XIII

*Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

*Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

*Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Serie XIV

*Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

*Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

*Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

*Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Serie XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches (der „Modernen Oper" V. Theil).

*Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

*Hellwald, Fr. von, Die Welt der Slawen.

*Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

Serie XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mussestunden eines Naturfreundes.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Serie XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers.

Henne am Rhyn, Die Frau in der Kultur-Geschichte.

Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Litteratur.

Falke, Jacob von, Geschichte des Geschmacks.

Serie XVIII

Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Serien die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6 bis 8 Mark** pro Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermässigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, dass nach freier Wahl

10	Bände	anstatt	60—80	Mark	jetzt 35	Mark	kosten
15	„	„	90—120	„	„ 50	„	„
20	„	„	120—160	„	„ 65	„	„
25	„	„	150—200	„	„ 80	„	„
30	„	„	180—240	„	„ 95	„	„
35	„	„	210-280	„	„ 110	„	„
40	„	„	240—320	„	„ 125	„	„
45	„	„	270-360	„	„ 140	„	„
50	„	„	300—400	„	„ 155	„	„

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Auf fernen Meeren und Daheim.

Erzählungen aus dem Seeleben

von

R. Werner,
Contre-Admiral a. D.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1893.

Inhalt.

I.

Zum zweiten Male nach Ostindien.

Die freundliche Aufnahme, welche meine „Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben" gefunden, und die sich in den verschiedenen Auflagen derselben kundgegeben, hat mich veranlaßt, dem Wunsche der Verlagshandlung gemäß eine neue Folge derselben erscheinen zu lassen und hege ich die Hoffnung, daß bei dem regen Interesse, welches das deutsche Volk dem Seewesen entgegenbringt, auch diese Fortsetzung, welche mancherlei neue Einblicke in das Leben an Bord gewähren dürfte, von den Lesern wohlwollend beurtheilt werden möge.

Ich schloß die Schilderung meiner ersten Seereise damit, daß dieselbe mir eine Reihe schwerster Enttäuschungen brachte, daß ich von dem Wunderlande Ostindien gar nichts sah, als einen Theil seiner Küsten vom Wasser aus, daß mich auf der Rhede von Batavia Klimafieber und Dysenterie packten und ich als ein gebrochener Mensch in die Heimath zurückkehrte, um erst nach langer liebevoller Pflege der Meinen wieder zu genesen.

Wenn ich an die vier Monate meines Krankseins auf dieser Reise zurückdenke, dann staune ich noch immer, was der menschliche Körper zu ertragen vermag, ohne zu Grunde zu gehen. Mit dem von Zeit zu Zeit stets wiederkehrenden Fieber und der ebenso die Kräfte verzehrenden Dysenterie, so zu sagen ohne Arznei, wenn ich das für solche Fälle übliche und von dem als Arzt fungierenden Obersteuermann nach Gutdünken verabreichte Kalomelpulver abrechne — ohne jegliche Pflege und Krankenpflege, die mir nur der gutmüthige Koch durch Reiswasser oder Graupenschleim dann und wann zu ersetzen suchte — allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und sonst auf den Aufenthalt in dem jeder Bequemlichkeit baren, dunkeln, feuchten und engen Volkslogis angewiesen, vier Monate auszuhalten, war wirklich ein Wunder und auch wohl nur dem kräftigen Körper, wie ich ihn glücklicherweise besaß, zu danken.

Einige Wochen mußte ich auch die Handreichungen des guten Kochs gänzlich entbehren, der mir überhaupt wohl gesonnen war, auf der Ausreise, als ich mich noch gesund befand, auf mancher kalten und nassen Morgenwache mir ein Plätzchen in seiner warmen Kambüse gönnte und mich mit einer Kumme Kaffee labte, wenngleich er selbst kein besonderer Freund von dem „slabbrigen Zeug“ war und ein Glas Grog vorzog. Wenige Tage, nachdem wir Batavia verlassen, war er selbst am Fieber erkrankt, hatte sich aber, wie er mir nach seiner Genesung triumphierend in seinem sonderbaren Hochdeutsch mittheilte, selbst kuriert.

Dieses Hochdeutsch, oder „messingsch“, wie es in Hamburg heißt, sprach er nämlich nur mit mir, während er sonst sein gutes Platt redete. Als ich zuerst an Bord eingeschifft wurde, war mir letzteres fremd und da kam er mir als Dol-

metsch zu Hülfe, wenn ich rathlos vor den mir ertheilten Befehlen stand.

Seitdem hatte ich mir das Plattdeutsch längst angeeignet, aber er blieb trotzdem konsequent bei seinem „messingsch" mir gegenüber.

So erklärte er mir auch, daß ich eigentlich nur selbst an meiner Krankheit schuld sei. „Sühst du Sweizer" (dieser Beiname, den mir mein alter Freund, der Bootsmann gegeben, blieb mir nun einmal) „an deinem Fieber ist Nümmens schuld, als du selbst und das verdammte kalte Mehl, was du gesluckt hast. Ich kenne das, und als mich der Steuermann ßum ersten mal davon brachte, da habe ich es gleich über Bord gesmissen, und der Kochsmaat hat mich dafür dreimal auf den Tag ein ordentliches Glas Grog nich ßu stark von Wasser anrühren müssen. Das hat mich in die kurze Szeit wieder auf die Beine gebracht, denn Grog bleibt Grog und das beste Getränk vor einen Seemann. Aber mit dich is nichts anßufangen (ich habe nämlich nie Spirituosen trinken können) und wenn ich dich auch gern eine Kumme Kaffee oder Reiswasser koche, das is man blos slabbriges Szeug und giebt kein Marks in die Knochen. Un dann noch das kalte Mehl daßu, das is das slimmste, gut um Ratten ßu vergiften, aber nichts nütze für einen ordentlichen Kerl."

Zuerst wußte ich nicht, was er mit dem kalten Mehl meinte, kam aber schließlich dahinter, daß es Kalomel war, von dem er sprach. Nun, vielleicht hätte ich auch besser gethan, es den Ratten zu geben, statt es selbst zu nehmen, aber der Grog würde mich schwerlich geheilt haben.

Damals mochte ich wohl in Früchten, namentlich in Ananas, welche in Batavia nur kaum zehn Pfennige kosten, des Guten zu viel gethan und auch sonst gegen sanitäre Regeln

verstoßen haben, und so wurde ich von Dysenterie und Fieber befallen.

Indessen alles das lebte jetzt nur noch in der Erinnerung; ich fühlte mich wieder gesund und in voller Kraft, glaubte ja auch das Schlimmste in meiner Laufbahn überwunden zu haben und ging nach allerdings schwerem Abschiede vom Elternhause wohlgemuth nach Hamburg zurück.

Das Schiff, mit dem ich die erste Reise machte, die „Alma", war längst wieder in See gegangen, und ich wurde einem andern, meinen Reedern gehörigen, der „Malvina" zugewiesen. Letztere war größer, als jene, und ein sehr schmuckes Fahrzeug mit 24 Mann Besatzung.

Dieselbe sagte mir im allgemeinen besser zu, als die frühere. Der Kapitän gewann zwar nicht unsere besondere Zuneigung, andrerseits hatten wir aber auch keinen berechtigten Grund, über ihn zu klagen und er war ein ganz leidlicher Seemann.

Dagegen zeigte sich der Obersteuermann, ein schon älterer Mann, in seinem Fache um so tüchtiger. Er war der Sohn eines armen Flickschusters, aber von einem ganz seltenen Bildungsdrange beseelt und suchte sein Wissen in jeder Weise zu bereichern. Das mochte wohl auch der Grund sein, daß er mir bald näher trat, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen bei so bedeutendem Rangunterschied sonst der Fall zu sein pflegt, und ich bin ihm dadurch für meine ganze Zukunft zu großem Danke verpflichtet worden.

Ich fuhr sechs Jahre lang, bis ich in die Marine trat, unter ihm. Er wurde später Kapitän des Schiffes, da der jetzige sich nach seiner Insel zurückzog, und ich zuerst sein Unter- und dann Obersteuermann. Wenn ich ein passabler Seemann und zwar in bedeutend kürzerer Zeit, als es sonst zu geschehen pflegt, geworden bin, so ist dies hauptsächlich sein Verdienst.

Er hat sich die redlichste Mühe gegeben, mich praktisch und, so viel er vermochte, theoretisch auszubilden.

Auch der junge Untersteuermann war ganz nett und zeigte bald Interesse für mich, als er sah, wie ich mit seinem Vorgesetzten stand, und so durfte ich nach dieser Richtung wohl zufrieden sein.

Was soll ich von der Mannschaft sagen? Sie setzte sich aus den gewöhnlichen Elementen zusammen. Menschen aus niederen Ständen, ungebildet, abergläubisch, theilweise mit rauher Außenschale aber mit guten Herzen, größtentheils aber auch innerlich roh, wenngleich in ihrem Fache meistens recht tüchtig. Sie ließen mich ziemlich gleichgültig, denn abgesehen von meinem guten Verhältniß zu den Steuerleuten, befanden sich außer mir noch zwei Lehrlinge, Söhne gebildeter Eltern an Bord. So hatte ich für meinen näheren Umgang wenigstens zwei ziemlich gleichaltrige Kameraden und war nicht weiter auf die Matrosen angewiesen, als dies der Dienst unumgänglich erforderte.

Eine wahrhafte Freude empfand ich jedoch, als wenige Tage vor unserer Abreise ganz unerwartet das gute Vollmondsgesicht unseres Kochs von der „Alma“ an Bord auftauchte und mich mit den Worten begrüßte: „Na, Sweizer, nu siehst du doch mal wieder vernünftig aus, un ein paar Hundert von meine Klüten werden dich noch besser auf den Damm bringen, vornut (besonders), wenn du mit die Szeit auch noch lernst, einen ordentlichen Grog ßu trinken.“

Seine Klöße waren nämlich wirklich gut und sein Stolz. Er bereitete sie nur aus Mehl, Wasser, ein wenig gestoßenem Schiffszwieback und abgeschöpftem Salzfleischfett, aber sie waren luftig und locker, wie Dampfnudeln und schmeckten allen vortrefflich. Er war ein Landsmann des Obersteuermanns, wollte

gern bei ihm an Bord sein und hatte deshalb mit dem früheren Koch getauscht.

So hatte ich noch einen Menschen mehr an Bord, der mir aufrichtig wohl wollte; die Personalverhältnisse gestalteten sich demgemäß ganz bedeutend günstiger für mich, als auf der ersten Reise und trugen nicht wenig dazu bei, mich mehr mit dem Seeleben auszusöhnen.

Auch muß ich hier noch eines anderen glücklichen Umstandes erwähnen, der mir später viel Freude, Unterhaltung und Belehrung verschafft hat. Als ich so schwer krank mit der „Alma“ zurückkehrte, ließ mich der Großkaufmann, an den mein Vater empfohlen war, durch einen ihm befreundeten Arzt bis zur Abreise in meine Heimath behandeln. Dadurch wnrde ich in dessen Familie bekannt und dies führte zu einem näheren Verhältnisse zwischen uns.

Dr. Schmidt, wie er hieß, war damals Vorsitzender der Hamburger Museums-Kommission. Als er erfuhr, daß ich selbst großes Interesse für Naturkunde hegte, veranlaßte er mich, auf meinen Reisen für das Hamburger Museum zu sammeln. Er rüstete mich mit allen möglichen Aufbewahrungsmitteln aus, und da der Obersteuermann dies Interesse theilte, so unterstützte mich letzterer dabei mit regem Eifer. Nicht nur von der bevorstehenden, sondern namentlich auch von den späteren Reisen, wo er als Kapitän jenes Interesse ganz anders bethätigen konnte, brachten wir werthvolle, naturwissenschaftliche Schätze mit und fanden in diesen Sammlungen eine ebenso angenehme wie lohnende Beschäftigung, da sie uns gegen jede Langeweile und deren Auswüchse schützte.

Nach meiner Einschiffung blieb die „Malvina“ noch vier Wochen in Hamburg. Ich erhielt fast allabendlich Urlaub, und die Briefe, welche ich an die Eltern schrieb, entlockten mir

keine Thränen, wie vor 1½ Jahren, sondern waren wirklich der Ausdruck zufriedener Stimmung.

Der Kapitän hatte die Erlaubniß, seine Frau mitzunehmen, was Reeder für gewöhnlich nicht gestatten, und unter ihrem Schutze auch einen weiblichen Passagier, eine junge Dame, welche als Gesellschafterin zu einer in Batavia ansässigen deutschen Familie ging.

Als sie an Bord kamen, legte sich jedoch das Gesicht des braven Kochs in ernste Falten und er betrachtete sie mit nichts weniger als freundlichen Blicken. „Nun Koch," fragte ich ihn scherzend, „Sie scheinen nicht sehr erbaut von den Damen, Sie sind gewiß besorgt, daß sie an Ihre Kunst sehr hohe Ansprüche stellen und schauen deshalb so mißvergnügt aus."

„Ach, dummen Snack," erwiderte er wegwerfend, „Klüten können sie doch nicht so gut kochen wie ich, darin bin ich sie über. Nein, das is es nich, Stweizer; aber mich is bange vor unsere Takelage. Ich habe auch schon den Szimmermann gesagt, er soll die Stengen und Raaen gut nachsehen, denn weißt du, Unterröcke an Bord die bringen immer Malhür, und paß man auf, ich will meinen Kopf darauf verwetten, daß wir unsere halbe Bemastung über Bord smeißen oder ßum mindsten die Segel verlieren."

Ich lächelte innerlich; denn ein so guter Koch und vorzüglicher Seemann mein Freund auch war, habe ich selten einen Menschen gefunden, der tiefer im Schiffsaberglauben stak, als er, die wunderbarsten Geschichten entweder selbst erlebt hatte, oder sie gläubig anderen nacherzählte, und ich wußte aus Erfahrung, daß man ihm nicht widersprechen durfte, wenn man es mit ihm, wenigstens auf einige Tage, nicht verderben wollte. Ich machte deshalb ebenfalls ein bedenkliches Gesicht und stimmte ihm mit einem ernsten Hm! Hm! bei.

Trotzdem wurde vorläufig nichts aus seinen düstern Pro-

phezeihungen. Eher trat das Gegentheil ein und im Vergleich zum Beginn meiner ersten Reise, auf der wir keine Frauen an Bord hatten, befanden wir uns mit Ausnahme einiger kleinen Unbequemlichkeiten im englischen Kanal auf einer wahren Lustfahrt.

Wir segelten Mitte April von Hamburg. Die Aequatorialstürme waren übergeweht und wir trafen fast stetig gutes Wetter mit prächtigem Wind, der uns nicht nur mit schneller Fahrt durch Nordsee und Kanal, sondern selbst durch den berüchtigten Meerbusen von Biskaya brachte.

Als wir im Hafen das Schiff von den Pfählen losmachten, die Segel unter lustigem Gesang an den Stengen in die Höhe gingen, der sie blähende Wind unser schönes, schlankes Schiff schneller durch das Wasser trieb und ich noch einen Blick auf die immer weiter sich entfernenden Thürme der mir jetzt schon lieb und heimisch gewordenen alten Hansestadt zurück warf, da wurde mir doch eigen ums Herz.

Wiederum sagte ich dem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl, und wer konnte wissen, was das Jahr in seinem Schoße verborgen hielt. Doch der Ruf zur Arbeit, welche bei dem Fertigmachen des Schiffes für See mehr als sonst mich in Anspruch nahm, ließ mich nicht lange solchen trüben Gedanken nachhängen, der erfrischende Hauch des Windes trocknete die Thränen, welche mir unwillkürlich das Auge naß gemacht, und bald war die schmerzliche Erregung überwunden.

Am andern Tage liefen wir, nachdem wir Nachts bei Brunsbüttel geankert, in See. Ach wie schön segelte es sich mit der südlichen Briese durch die Fluthen der Nordsee, deren ruhige Fläche die Sonnenstrahlen mit prachtvollem, durchsichtigen Smaragd färbten, während kommende und gehende Schiffe mit ihrem mächtigen Aufbau schwellender und weißschimmernder Segel sich freundlich gegen den grünen Wasserteppich und den

klaren scharfen Horizont abhoben, die mit Perlenschaum gekrönten Wellen leicht und luftig an ihren Bugen emporsprühten, in Regenbogenfarben erglänzten, und jene mit ihrem Kielwasser einen langen wirbelnden Streifen hinter sich zogen.

Scharen von Möven umkreisten uns, um wie Pfeile auf über Bord geworfene Abfälle niederzustoßen und sie sich nachher in der Luft streitig zu machen; hier und dort sah man den langen Hals eines Tauchervogels aus dem Wasser ragen oder auch den runden glänzenden Kopf eines Seehundes, um einen Augenblick neugierig unser Schiff zu betrachten und dann urplötzlich spurlos in der Tiefe zu verschwinden. Bisweilen erschien auch eine Heerde Tümmler, die lustig das Fahrzeug umspielten, mit ihm um die Wette schwammen, durch einander jagten, in hohem Bogen aus dem Wasser sprangen, wobei das Ausstoßen der Luft aus ihren Blaslöchern wie fernes Pelotonfeuer klang, und welche dann weiter stürmten, um anderwärts ihr Spiel zu wiederholen.

Welch schönes friedliches Bild das gewährte und wie es das Herz weit machte im Gegensatz zu der zwar erhabenen aber furchtbaren Majestät des Meeres, wenn die entfesselten Elemente gegen einander toben und mit den Schiffen Fangball spielen!

Ein Jahr vorher hatte ich es ja in der Nordsee durchgemacht und es war alles so eingetroffen, wie der Koch beim Ankern in der Elbmündung, als er mir zuerst auf der naßkalten Morgenwache des Novembertages einen Platz in seiner warmen Kambüse erlaubte, das Seeleben, wenn auch keineswegs zu meiner Beruhigung und Erbauung schilderte. Wir hatten tagelangen Sturm mit eisigem Regen, Schnee und Hagel gehabt, der mir nach seiner Ausdrucksweise wie „mit stumpfe Rasiermessers in das Gesicht snitt“; beim Segelfestmachen in dunkler Nacht hatte ich mir die Fingernägel an

dem steifgefrorenem Segeltuch abgebrochen, das der wüthende Wind mir immer von neuem aus der Hand riß; die Seestiefel hatte ich „von boben“ voll Wasser bekommen, die Schattenseiten des Seelebens voll durchgekostet und dabei noch halb seekrank — es war wirklich zum Gotterbarmen gewesen.

Jetzt dachte ich daran zurück, aber es kam mir gar nicht mehr so schrecklich vor, wenn ich auch nicht daran zweifeln konnte, daß mir ähnliches noch oft in Zukunft bevorstehen würde. Die Gewohnheit mildert ja so vieles Unangenehme; außerdem waren mir stramme Seebeine gewachsen, mit denen ich auf dem sturmgeschüttelten und schlüpfrigen Deck fest ging und stand, und auch schon die Angelhaken an den Fingern, die nach Ansicht meines alten Bootsmannes auf der ersten Reise jeder gute Seemann haben muß, um sich im Verein mit den Augenwimpern oben in der Takelage fest zu halten, wenn er bei den Schwankungen des Schiffes hundert Fuß über Deck sausend gewaltige Bogen durch die Lüfte beschreibt und dabei doch oft stundenlang schwer arbeiten soll.

Ich wußte im Schiffe gut Bescheid, hatte mich genugsam davon überzeugt, was ein solches im Sturmesdrang auszuhalten vermag, ohne weiter besonders ängstlich zu sein, und so gefiel mir die Seefahrt bei dem schönen Wetter um so besser, als ich fortan auch von der Seekrankheit verschont blieb, mit der ich damals in schrecklicher Verfassung trotz Sturm und Regen dreimal vierundzwanzig Stunden am Deck auf einer Strohschütte, in Lee des Großbootes neben dem Schweinestalle lag und mein letztes Stündchen gekommen glaubte.

Aber das lebte auch nur noch schwach in der Erinnerung und ich war so grausam, daß ich an meine beiden unglücklichen Lehrlingskameraden, denen trotz des geringen Wellenschlages die schaurige Seekrankheit arg mitspielte, dieselben schlechten

Witze übte, mit denen man mich seiner Zeit zur Verzweiflung gebracht, und von denen der perfideste Rathschlag der ist, daß man den Kranken als untrügliches Specialmittel ein Stückchen Speck empfiehlt, das an einen Faden gebunden ist. Sein Hinunterschlucken und Wiederheraufholen soll nach Versicherung der Peiniger die Kehle geschmeidig machen und die Uebelkeit beseitigen.

In ihrem verzweifelten Zustande glauben die Betreffenden an alles Mögliche und Unmögliche, mit dem man ihnen Befreiung von ihrem qualvollen Leiden vorspiegelt und beißen auf den Zopf an. Natürlich wird ihr Befinden nach solcher Prozedur nur noch um so schlimmer, aber mit Seekranken hat man nun einmal kein Mitleid an Bord. Mit einer Art schändlicher Schadenfreude sieht man, daß andere jetzt das leiden müssen, was man selbst durchgemacht; wirkliche Mittel dagegen giebt es nicht, obwohl Hunderte von Gelehrten und Ungelehrten sich vergebens abgemüht haben, um durch Erfindung eines solchen zehnfache Millionäre zu werden; gefährlich ist die Krankheit nicht und gewöhnlich in ein paar Tagen ein für allemal abgemacht.

Viel trauriger erging es aber noch unserer Passagierin. Die Arme wurde während der ganzen viermonatlichen Reise täglich auf mehrere Stunden des Morgens seekrank, und sie that mir aufrichtig leid, obwohl ich mich acht Wochen schwer über sie ärgerte, bis ein Zwischenfall, auf den ich später zurückkommen werde, uns zu guten Freunden machte.

Als wir in der Nähe der Doggersbank anlangten, trafen wir eine englische Fischerflotte. England besitzt nicht weniger als 10 000 Hochseefischerfahrzeuge. Dazu treten noch andere Tausende von holländischen, belgischen, französischen und schwedisch-norwegischen, welche die unerschöpflich reiche Nordsee, besonders in der Nähe der Doggersbank Jahr aus Jahr ein befischen

und auf diese Weise in ungemein großem Maßstabe nicht nur dazu beitragen, wetterfeste Seeleute (jene 10000 englische Smaks zählen 40000 Mann Besatzung) heranzubilden, sondern auch durch Heranschaffung eines nach Millionen Zentnern zählenden, gesunden und billigen Nahrungsmittels der Volkswirthschaft zu nützen.

Seit einigen Jahren ist man endlich auch in Deutschland mehr und mehr zur Erkenntniß von dem Werthe dieses so wichtigen Erwerbszweiges gekommen, der als ein wesentlicher Factor zur Lösung der socialen Frage betrachtet werden darf, indem sich nicht nur die Aussicht auf lohnende Beschäftigung von Hunderttausenden eröffnet, sondern damit auch dem niederen Volke eine billige und gesunde Nahrung zugeführt wird.

Sehr verständiger Weise hat der Reichstag deutsche Hochseefischereiunternehmungen subventionirt, Zufluchtshäfen für die Fahrzeuge geschaffen, den Bau von noch mehreren ins Auge gefaßt und durch Aussendung von Kriegsschiffen unsere Fischer gegen die Uebergriffe fremder geschützt, die früher unser „deutsches Meer“, wie richtiger Weise auf allen englischen Seekarten die Nordsee benannt ist, bis unmittelbar an unsere Küsten ausbeuteten.

Aber bis jetzt ist noch viel zu wenig, ja kaum Nennenswerthes, im Hinblick auf diejenige Entwickelung geschehen, deren dieser Erwerbszweig deutscherseits fähig ist. Unser gesammter Bestand macht kaum den fünfzigsten Theil der Hochseefischerfahrzeuge Englands aus; es fehlt uns noch viel zu sehr an Unternehmungsgeist, und nur Emden in kleinerem und Geestemünde in größerem Maßstabe haben einen versprechenden Anfang gemacht, jene mit einigen zwanzig Heringsloggern, die allerdings nur zweimal im Jahre auf den Fang gehen, diese dagegen mit 40 Fischdampfern, welche beständig fischen

und, wie verlautet, gut rentieren sollen, so daß ein baldiger Zuwachs zu erwarten steht.

Hoffen wir, daß die Erwerbung von Helgoland auch in dieser Beziehung sich für dergleichen Unternehmungen und für Deutschland segensreich erweise, da die Insel einen natürlichen Mittelpunkt für unsere Nordseefischerei bildet.

Bald waren wir von einem halben Dutzend englischer Smaks umringt, die ihre Boote über Bord schoben und auf uns mit allen Kräften Jagd machten, um die ersten an Bord zu sein. Als uns das erste glückliche Boot erreicht hatte, machten die anderen mißmuthig Kehrt, da wir an der Ladung des einen genug und sie keine Hoffnung mehr hatten, für ihre Fische jene beiden Dinge, für welche der niedere Engländer seine Seligkeit verkaufen könnte, Tabak und Branntwein, einzutauschen.

Nach kurzer Zeit war denn auch der Handel abgeschlossen. Für ein paar Flaschen Rum und einige Pfund Tabak, die bekanntlich in England einem außergewöhnlich hohen Zoll unterliegen, waren wir im Besitz einer Menge der schönsten Steinbutten, Seezungen, Austern u. s. w. gelangt, an der die gesammte Mannschaft mehrere reichliche und wohlschmeckende Mahlzeiten hatte.

Die Fische mundeten uns um so besser, als die mitgenommenen Vorräthe an frischem Fleisch sich ihrem Ende näherten und bald die Parole ausgegeben wurde „Seekost". Diese ist ja nun bei gesundem Magen unzweifelhaft nahrhaft, aber da bekanntlich nur Wechsel das Leben würzt, nicht ebenso unzweifelhaft erfreulich. Tornisterfleisch und Erbsen den einen, Erbsen oder Bohnen mit Speck den anderen Tag, Sonnabends geschmacklosen Stockfisch, so lange er reicht, der Tages zuvor vom jüngsten Schiffsjungen erst stundenlang mit einem großen Zimmermannshammer bearbeitet werden und

dann während der Nacht im Wasser liegen muß, um wenigstens einigermaßen weich gekocht werden zu können, und Sonntags die berühmten „Klüten" des Kochs, aber ebenfalls mit Salzfleisch, das ist die mit militärischer Pünktlichkeit sich wiederholende Speisekarte der „Seekost", an der man nach einigen Wochen, wenn man die Namen der Tage bei dem eintönigen Leben vergessen hat, diese erkennt.

Einen Lichtblick in diese Verpflegung warf nur das Labskaus, welches es bisweilen Abends gab und auf das man schon 48 Stunden vorher hungerte; feingehacktes Salzfleisch mit Kartoffeln, Fett, Zwiebeln und Pfeffer zu einem Brei durchgestampft. Es schmeckt ausgezeichnet, namentlich wenn man Butter dazu nimmt; ich kann es jeder Hausfrau warm empfehlen und noch jetzt kommt es im Winter oft in meiner Häuslichkeit auf den Tisch. Leider hielten nur die mitgenommenen Kartoffeln nicht lange vor, sie faulen an Bord gar zu schnell.

Als wir uns dem englischen Kanale näherten, wuchs die Zahl der gegen und mitsegelnden Schiffe ganz bedeutend und namentlich Nachts hieß es scharfen Ausguck halten, um Zusammenstößen vorzubeugen, obwohl sie damals nicht annähernd so häufig stattfanden und auch lange nicht so gefährlich waren wie jetzt.

Zu jener Zeit gab es noch verhältnißmäßig wenig Dampfer und bisweilen konnte man tagelang im Kanal segeln, ohne einen von ihnen zu Gesicht zu bekommen; jetzt dagegen begegnet man ihnen in so engen Gewässern täglich viel dutzendweise und sie sind am meisten zu fürchten.

Der Wind bindet Segelschiffe an gewisse Kurse, so daß man selbst bei stockfinsterer Nacht und im Nebel immer ungefähr wissen kann, wie der Gegensegler steuert, aber die vom Winde gänzlich unabhängigen Dampfer sind in ihren Kursen

unberechenbar. Wenn die elastischen hölzernen Segelschiffe dann auch einmal gegeneinander rannten, so gab es wohl mehr oder minder klein Holz, wie die Seeleute sagen, es gingen wohl auch einige Raaen und Stengen, bisweilen sogar ein Mast auf den Lauf, aber in den Grund gebohrt wurden sie in den seltensten Fällen.

Die eisernen Dampfer dagegen mit ihrem messerscharfen Bug und ihrer schnellen Fahrt schneiden ein Schiff mitten auseinander, und die Zahl solcher Zusammenstöße, bei denen die Fahrzeuge in wenigen Minuten mit Mann und Maus in die Tiefe sinken, ist in den letzten Jahren in erschreckendem Maße gewachsen.

Alle international festgestellten Vorsichtsmaßregeln haben sich dagegen ziemlich ohnmächtig erwiesen. Sie scheitern hauptsächlich an drei Punkten, an unabwendbaren Verhältnissen, gegen welche kein Gesetz Abhilfe zu schaffen vermag, an sträflicher Nachlässigkeit und am Konkurrenzneid der Menschen, gegen welche letztere aber sehr wohl mit Erfolg vorgegangen werden kann.

Bei Nebel z. B., diesem gefährlichen Feinde des Seemannes, während dessen Dauer die meisten Unglücksfälle eintreten und der oft so dicht ist, daß man kaum über die Bordwände hinaus etwas sehen kann, wird der Seemann seines vorzüglichsten Hilfsmittels zur Vermeidung von Gefahren beraubt, des Gesichts. Er ist dann nur auf sein Ohr angewiesen, aber welchen Irrthümern und Täuschungen ist er ausgesetzt, welche auch die sorgsamste Aufmerksamkeit nicht verhindern kann, wenn er sich in Engen befindet, wo sich Hunderte von Schiffen nach allen Richtungen hin kreuzen? Was nützen alle Signale mit Schiffsglocke, Nebelhorn, Sirene oder Dampfpfeife, die außerdem ihrer Natur nach immer unvollkommen bleiben müssen, wenn sie bald näher, bald ferner aus allen Kompaß-

strichen ertönen? Man wird wirr im Kopf, fühlt seine Ohnmacht, das Richtige zu treffen, und es ist Gott anheim gestellt, ob man glücklich durchkommt.

Dies ist eins von den unabwendbaren Verhältnissen des Seelebens, das sich durch kein Gesetz ganz aus der Welt schaffen läßt, wohl aber kann man die aus ihm erwachsenden Gefahren durch zweckmäßige Maßregeln bedeutend einschränken, wenn man gegen die Pflichtvergessenheit der Menschen strenger vorgeht.

Es ist gesetzlich vorgeschrieben, daß die Dampfschiffe im Nebel mit halber Kraft fahren sollen. Was heißt das? Ein Schnelldampfer läuft 20 Knoten (10 m in der Sekunde) mit voller Kraft; mit sogenannter halber Kraft, die man sich an Bord beliebig auslegen kann, 10—15, ein Frachtdampfer, der mit voller Kraft nur 10 Knoten läuft, macht mit halber 4—6. Schon wenn diese Verminderung inne gehalten würde, müßten sich die Gefahren wenigstens etwas verringern, aber wer kehrt sich daran? die Handelsdampfer fast nie. Um sich nicht von Konkurrenzlinien überholen zu lassen, gehen sie auch beim dichtesten Nebel mit ihrer schnellsten Fahrt vorwärts. Die transatlantischen Schnelldampfer durchlaufen in einer Minute eine Strecke von ca. 5—600 Meter, und man kann sich denken, wie schwierig es sein muß, einem Gegensegler, der nahezu ebensoviel Fahrt macht, im Nebel oder auch nur bei dunkler Nacht auszuweichen.

Die farbigen Laternen, welche jedes Schiff führen muß, eine rothe an Backbord, eine grüne an Steuerbord, und Dampfer außerdem noch ein weißes Licht am Fockmast vorn, sollen gesetzlich eine Seemeile (1852 Meter) sichtbar sein. Selbst aber, wenn dies der Fall ist, sie gut brennend erhalten werden, was auch vielfach versäumt wird und wenn die Leute auf Ausguck ihre volle Schuldigkeit thun, wird jene Meile

von beiden Gegenseglern zusammen in $1^1/_2$ Minuten zurückgelegt, und was für eine kurze Zeit ist das, um den richtigen Entschluß zu fassen und auszuführen, namentlich wenn noch andere Schiffe in der Nähe sind, auf die man gleichzeitig zu achten hat. Wie sehr oft ist der Nebel aber so dicht, daß man die Lichter nicht auf eine viertel Seemeile sieht, und dann handelt es sich nur um Sekunden, bei denen selbst das schnellste Stoppen der Maschine bei dem gewaltigen Moment der Schiffe versagt.

Hier hat also das Gesetz eine große Lücke, die nothwendig ausgefüllt werden muß. Bis jetzt fehlt jede Kontrolle, und wenn sie nicht geschaffen wird, dann werden sich die Zusammenstöße und damit der Verlust an Menschenleben und Nationalvermögen immer weiter vermehren, da sich der Uebergang der Segel- zur Dampfschifffahrt wenigstens in engen Gewässern immer mehr vollzieht.

Je mehr Dampfer aber gebaut werden, desto größer wird die Gefahr der Zusammenstöße und das Gesetz muß dagegen einschreiten. Es muß für Nebel und unsichtige Nacht nicht „halbe Kraft", sondern eine gewisse nicht zu hohe Geschwindigkeit, 5—6 Knoten, wie sie unter solchen Verhältnissen die Kriegsschiffe inne halten, für alle Dampfschiffe festgesetzt und ein Ueberschreiten derselben mit schweren Strafen geahndet werden.

Eine Kontrolle wird in den meisten Fällen trotzdem nicht geübt werden können, aber in dem einen des Zusammenstoßes dennoch, und dann müssen nicht allein die betreffenden Kapitäne, sondern vor allem die Reeder dafür verantwortlich gemacht werden, denn nicht jene, sondern diese tragen in den meisten Fällen die Hauptschuld. Erstere würden gern den Gesetzen gehorchen, weil sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen viel mehr das eigene Leben auf das Spiel setzen, als bei geringer Fahrt; aber wenn sie durch Gehorsam gegen das

Gesetz ihre Reisen verlängern, und andere gewissenlosere Kapitäne ihnen den Rang ablaufen, dann setzen sie sich dem aus, daß sie ihre Stellung verlieren und die Reeder einen andern, „schneidigeren" Kapitän nehmen.

Würden aber die Reeder des schuldigen Schiffes nicht allein gesetzlich bestraft, sobald ihnen nachgewiesen wird, daß sie den Kapitän nicht zur genauen Nachachtung der einschlägigen Bestimmungen verpflichtet haben, sondern sie auch in vollem Umfange zur Haftpflicht für alle Beschädigten herangezogen, so würde sich sehr bald eine Aenderung zum Bessern zeigen und man nicht so viel von Zusammenstößen hören.

Natürlich kann ein solches Gesetz nur international sein, aber da das Ausweichen auf See, die Führung der Lichter, das Signalisiren 2c. ohne Schwierigkeit bereits international geregelt sind, so würde sich auch dies regeln lassen, da alle seefahrenden Völker gleichmäßig dabei interessirt sind. Es bedürfte unter Hinweis auf die sich immer mehr häufenden Unglücksfälle wohl nur der Anregung seitens einer Regierung, um die Frage in Fluß und zu einem günstigen Abschlusse zu bringen.

Es würde Deutschland zur höchsten Ehre gereichen, auch in dieser Beziehung die Initiative zu ergreifen, nachdem es in humanitärer Beziehung bahnbrechend vorgegangen. Unsere braven Seeleute, die gegen geringen Lohn und durch große Strapazen frühzeitig alternd, einen für das ganze Land, seine Macht und seinen Wohlstand so hochwichtigen Erwerbszweig vermitteln, verdienen wahrhaftig, daß man ihre Gesundheit, Leben und Zukunft gegen ruchlose Gewinnsucht und Konkurrenzneid wenigstens so weit schützt, wie es möglich ist, und es ist zu hoffen, daß sich die öffentliche Meinung ihrer annimmt.

Wir kamen ohne Unfall durch den Kanal und wurden diesmal auch vom Nebel verschont, der gerade in ihm so häufig,

namentlich im Frühjahr und Herbst, auftritt. Kürzere Nächte, heller Himmel und Mondschein begünstigten uns, und nach wenigen Tagen erreichten wir seinen Ausgang, um mit südlichem Kurse durch den Meerbusen von Biskaya zu steuern.

Er war, wie bereits bemerkt, uns sehr gnädig und machte sich nur durch die Farbenänderung des Meeres und jenen, nie in ihm aufhörenden Wogenschwall bemerklich, den die Seeleute Dünung nennen. Das hellgrüne Wasser des Kanals verwandelte sich mit der zunehmenden Tiefe in immer dunkleres, bis es in lichtes Blau überging, und auf der langen Dünung hob sich das Schiff in hohem Bogen auf die Spitze der langsam heranrollenden Woge, um fast mit der Regelmäßigkeit eines Pendels eben so tief wieder in das Wellenthal hinabzugleiten.

Möven und Taucher verschwanden allmählich, die Zahl der Segler verringerte sich zusehends und nur hier und dort begegneten wir in größerer Ferne einem Schiffe, um mit ihm einen stummen Flaggengruß zu wechseln, oder ihm unsere Schiffsnummer zu zeigen, damit es im nächsten Hafenplatze zur Vermittelung nach Hamburg Kunde gebe, wo es uns getroffen habe.

Unser Reiseziel war wieder Ostindien, aber nicht direkt, sondern mit Zwischentouren nach Lissabon und Rio de Janeiro, was mir natürlich sehr interessant war, da ich hoffte, dadurch etwas mehr von der Welt zu sehen. Ich vergaß freilich dabei, daß ich noch Schiffsjunge war — Lehrling bezeichnete nur unter anderem Namen denselben Begriff — und auf Handelsschiffen es diesen selten vergönnt ist, sich mehr als die Außenseite der fremden Länder anzusehen, was sich so ziemlich auch für mich in Lissabon bestätigte.

Nach dem Passiren des Kanals gebrauchten wir nur 14 Tage bis zum Einlaufen in den Tajo und ankerten vor der

portugiesischen Hauptstadt, um unsere aus Stückgütern bestehende Ladung zu löschen und dafür Salz einzunehmen.

Wir kamen Montags an, segelten Sonntag früh in der nächstfolgenden Woche und am zwischenliegenden Sonntag traf mich natürlich das Loos, an Bord zu bleiben, während der größere Theil der Mannschaft beurlaubt wurde. Trotzdem fuhr ich zwar täglich an Land, aber nur bis zum Anlegeplatz und keineswegs zu meinem Vergnügen. Ich mußte nämlich mit den beiden anderen Lehrlingen unsern Kapitän immer ans Land rudern und wieder abholen.

Bei der reißenden Strömung des Tajo, der ziemlichen Entfernung unseres Schiffes und der geringen Fertigkeit meiner Kameraden im Rudern war das keine leichte Arbeit, der Schweiß floß in Strömen, und ich hatte nur die einzige Genugthuung, daß ich nicht auch, wie die beiden unglücklichen Neulinge, auf nicht sehr liebevolle Weise vom Kapitän angehaucht wurde, wenn sie Krabben fingen, d. h. durch Ungeschicklichkeit mit ihrem Riemen (Ruder) das Wasser verfehlten und dann rücklings, mit den Beinen in der Luft, im Boot lagen.

Ich mußte mich deshalb begnügen, Lissabons Schönheiten aus der Ferne, von Bord aus, zu betrachten. Die Stadt liegt ja prachtvoll an dem mächtigen Strome; das berühmte Kloster Belem, die königlichen Schlösser Cintra und Ayuda, die vielen Kirchen und der umgebende siebenhügelige Hintergrund mit seiner Krönung durch monumentale Gebäude, Villen und in üppigster Fruchtbarkeit grünenden Gelände machen einen imponirenden Eindruck und in meinen Freizeiten weidete ich oft meine Augen an dem erhebenden Schauspiele, aber es war eben aus der Ferne und die Gegend am Flusse, welche ich allein in der Nähe sah, war nichts weniger als imposant und dämpfte jene Eindrücke bedeutend ab. Enge, winklige und äußerst schmutzige

Straßen und Häuser, ein häßlicher und schmutziger Menschenschlag, übelriechende Düfte jeder Art, wüstes Lärmen und Schreien der niederen Volksklassen, denen in ihrer südlichen Lebendigkeit nicht einen Augenblick der Mund still stand, waren nicht dazu angethan, angenehme Erinnerungen zu hinterlassen.

Etwas versöhnend wirkten auf unsere jugendlichen Gemüther oder, richtiger gesagt, auf unsere Geschmacksnerven, die schönen zum Verkauf gestellten Früchte, an denen wir uns, bei ihrer großen Billigkeit, nach Herzenslust erlaben konnten, so lange unser knapper Geldvorrath vorhielt. Unsere Lehrlingslöhnung betrug monatlich zwei Thaler, das machte auf den Tag zwei Groschen, aber dafür gab es doch schon eine ansehnliche Menge von Apfelsinen, Feigen und gebratenen Kastanien, welche eine willkommen geheißene Abwechselung in die Schiffskost brachten.

Das Einladen des Seesalzes, eines Hauptstapelartikels von Portugal, wurde sehr beschleunigt und Arbeit gab es deshalb in Fülle, so daß es an Schweiß und Schwielen in den Händen nicht fehlte.

Einige Kabellängen von uns entfernt ankerte ein elegantes amerikanisches Klipperschiff, das durch seine besondere Größe und Bauart meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und ebenso bewunderte ich die Schnelligkeit und exakte Ausführung seiner Manöver, die fast der auf einem Kriegsschiffe glichen; wobei freilich eine ungewöhnlich starke Besatzung ins Gewicht fiel.

Ich sah einen solchen Klipper, der mindestens doppelt so groß war, wie unser Schiff, zum ersten Male, und er erregte meine ungetheilte Bewunderung.

Eines Abends hatte ich nach Dunkelwerden Hafenwache, stand gegen die Verschanzung gelehnt und meine Blicke wan-

derten unwillkürlich wieder zu dem Amerikaner hinüber, der mit einer hohen, zum Himmel emporstrebenden Bemastung und den breiten Raaen so majestätisch auf der dunklen Fluth schwebte, während der Mond sein Licht darüber ausgoß und ringsum tiefes Schweigen herrschte, das nur dann und wann durch einzelne Laute unterbrochen wurde, die gedämpft vom Ufer zu uns herüberdrangen. Die Stille umher, das leichte Rauschen der Strömung am Bug und den Seiten des Schiffes, das ungewisse Licht des Mondes hatten mich in eine träumerische Stimmung versetzt, aus der ich aber plötzlich aufgerüttelt wurde.

Vom Vorderdeck des Amerikaners sah ich etwas Dunkles hinunter über Bord gleiten. Ich konnte nicht unterscheiden, was es war, aber als es auf das Wasser schlug und der Laut mein Ohr traf, da wußte ich augenblicklich, daß es ein Mensch gewesen war; es klang so weich, im Gegensatz zu harten Gegenständen, die auf das Wasser fallen.

Ich schnellte empor, um Lärm zu machen, aber bevor ich noch nach hinten kam, erscholl drüben auf dem Amerikaner eine sonore Stimme: „Mann über Bord!“ Sie wirkte wie Zauber auf dem Amerikaner; was mußte auf ihm für eine musterhafte Ordnung und Disciplin herrschen! Das bis dahin in tiefem Schweigen ruhende Schiff erhielt plötzlich Leben, Laternen bewegten sich auf dem Deck hin und her und eine größere Anzahl Menschen stürmte auf das Hinterdeck.

Nach kaum zwei Minuten ging eins der Seitenboote mit seiner Besatzung darin zu Wasser. Man hörte das Kreischen der Blöcke, als die Bootsläufer überholt wurden, aber sonst keinerlei menschliche Stimmen, sondern nur die kurzen, bestimmten Befehle des Steuermannes, denen schnell und schweigend Folge geleistet wurde. Dann vernahm man den regelmäßigen Schlag der Riemen und unmittelbar darnach trat das

Boot aus dem Schatten des Schiffes in das Mondlicht hinaus, um stromabwärts zur Rettung des Verunglückten zu fliegen.

In athemloser Spannung harrte ich des Erfolges, indem ich den Umrissen des enteilenden Bootes nachspähte. Ich sah es sich hier und dort hin wenden, bald auf der Stelle weilen, bald wieder weiter rudern — dann war es gänzlich meinen Blicken entschwunden.

Eine bange Viertelstunde verging, dann kam es zum Schiffe rudernd wieder in Sicht und das Mondlicht erglänzte im weißen Schaum der Bugwelle, die es machte.

„Habt Ihr ihn gefunden?“ ertönte die sonore Stimme vom Schiff.

„Nein,“ lautete die Antwort. „Er muß gesunken sein, wir sind ihm im Kielwasser gefolgt und hätten ihn unbedingt sehen müssen, wenn er schwamm.“

Das Boot wurde längseit gebracht und die Blöcke gehakt. In wenigen Sekunden hing es wieder an seiner Stelle an den Davids, die Lichter verschwanden und bald lag das Schiff wieder dunkel und schweigend auf dem Wasser.

Mir griff es ans Herz und ich konnte die Nacht nicht schlafen. Ich mußte an meinen Kameraden Heinrich Peters denken, der in der Nordsee auf meiner ersten Reise beim Festmachen des Klüvers mir durch eine See von der Seite gerissen wurde, während nur ein wunderbarer Zufall mich vor demselben Geschick bewahrte.

Was ist doch das Leben des Seemannes! Ein Fehltritt, ein unvorsichtiges Loslassen der Hand, und er stürzt in die Tiefe, in ein unbekanntes Grab, das niemand zu bezeichnen oder wiederzufinden vermag. Niemand an Bord mag wissen, wessen Kind er ist; vielleicht giebt es auch niemand,

der sich um sein langes Ausbleiben härmt und ihm eine Thräne nachweint.

Nach 14 Tagen verließen wir Lissabon, das für mich so wenig gehalten, was ich mir davon versprochen.

Welche Wandlungen aber doch das menschliche Leben mit sich bringt! Dreißig Jahre später sah ich die Stadt wieder, freilich unter seltsam veränderten Verhältnissen. Als Chef eines deutschen Geschwaders, dessen neue Reichsflagge nach dem französischen Kriege zuerst in fremde Meere hinauszuführen ich die Ehre hatte, kam ich zum zweiten Male dorthin. Als Gast des Königs Dom Luiz weilte ich auf der Terrasse des Schlosses Ayuda und blickte auf die zu meinen Füßen gelagerte Stadt, über deren Schönheiten und hochromantische Umgebung die Sonne ihren goldenen Schein ausgoß und meiner Seele ein kostbares Bild einprägte, dessen Erinnerung in mir nie verlöschen wird. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt!

Sehr bald nach dem Verlassen des Tajo fanden wir einen frischen Norder, wie er vielfach an der portugiesischen Küste herrscht und auch wohl einige hundert Meilen in den atlantischen Ocean hineinreicht. Er führte uns schnell südwärts den Passaten zu, dem Eldorado der Seeleute.

Dieselben umfassen bekanntlich eine Zone von mehr als sechzig Breitengraden, dreißig Grad nördlich und ebensoweit südlich vom Aequator mit flüssigen Grenzen, je nach dem Stande der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten. Sie bilden einen Gürtel um die ganze Erde, soweit dieser nicht durch größere Landmassen und deren meteorologische Einflüsse unterbrochen wird, und sie sind das Ergebniß vom Bestreben der Natur, die Atmosphäre im Gleichgewicht zu erhalten.

Innerhalb der Tropen, wo die Sonnenstrahlen verhältnißmäßig nur wenig von der Senkrechten abweichen, wird die Luft beständig gleichmäßig erhitzt. Sie dehnt sich dadurch aus, wird

leichter und steigt in die Höhe, um dort abzufließen, während die dichtere kältere Luft von den Polen her zu ihrem Ersatze herbeiströmt. Der Umstand jedoch, daß die an den Polen sich in Bewegung setzenden Lufttheilchen wegen des dort geringeren Umfangs der Erde und demgemäß deren geringeren Umdrehungsgeschwindigkeit von ihrer ursprünglichen Richtung nach Süd bezw. Nord um so mehr abgelenkt werden, je mehr die Umdrehungsgeschwindigkeit nach dem Aequator hin wächst, ist die Ursache, daß der Passat im Norden des letzteren aus Nordost und im Süden aus Südost weht.

Weil aber bei der Entfernung größerer Ländermassen die Sonne immer gleichmäßig die Luft erwärmt, so finden in den Passatgegenden (d. h. in größeren Abständen von Kontinenten) selten oder fast nie athmosphärische Störungen statt. Man hat beständig schönes Wetter, der Wind weht ununterbrochen mit derselben mäßigen Stärke und aus derselben Richtung.

Ach wie reizend segelt es sich im Passat, den die praktischen Engländer Handels-, die galanten Spanier Damenwind nennen, weil es für Damen, wenn solche zur See fahren wollten, allerdings keine schöneren und bequemeren Winde geben könnte. Jene unablässige Dünung in den höheren Breiten, welche dann bei Stürmen alsbald zu rollenden Gebirgen wächst, fehlt hier. Sanft nur wogt das Meer und ebenso sanft schaukelt sich das Schiff auf ihm. Die Raaen und Segel stehen wochenlang unberührt, da giebt es keine Quälerei mit dem Brassen bei umspringenden, oder mit Segel bergen und setzen bei ungleichen Winden, keinen Nebel, der Gefahren birgt.

Unverhüllt entsteigt die Sonne dem Ocean, um ihre goldigen Strahlen in seinen azurblauen Schoß zu senken, ihren Kreislauf am Himmelszelt zu vollenden und ebenso klar und goldig wieder hinabzutauchen in die Fluth. Wohl fliegen

die kleinen weißen Passatwolken an ihr vorüber, aber sie vermögen nicht ihren Glanz zu trüben sondern nur vereint mit dem Winde ihre Gluth zu wohlthuender Wärme zu mildern, die niemand belästigt, sondern die man angenehm empfindet.

In der dunstfreien Luft leuchtet Nachts das Sternenheer in blitzender Pracht, nirgends bedrohen tückische Klippen oder Untiefen den Kurs des Schiffes. So zieht es Hunderte von Meilen in gerader Linie seinen Weg durch die leise wallende Fluth, und die stetige Richtung des Windes zwingt Gegensegler, weit entfernt andere Bahnen für den Rückweg aufzusuchen, während bei den hellen Nächten auch die vereinzelten Dampfer keinen Zusammenstoß besorgen lassen.

Die schweren Jacken, das Oelzeug, die Südwester und die Seestiefel, die steten Begleiter des Seemannes in den ungastlichen nordischen Gewässern, werden beiseit geworfen; Hemd, Beinkleid und Strohhut sind in dem schönen Klima vollständig ausreichend, um sich wohl zu befinden, und nicht nur der Körper, sondern auch der Geist fühlt sich leicht und frei, die Gesichter schauen vergnügt aus, Heiterkeit und Frohsinn herrschen, und etwaige Unbequemlichkeiten und Mängel, deren es ja natürlich giebt, besonders in der Nähe des Aequators, werden auf die leichte Achsel genommen.

Bei letzterem stoßen nämlich die beiden Passate rechtwinklig auf einander und es entstehen Windstillen, begleitet von gewaltigen elektrischen Entladungen und wolkenbruchartigen Regengüssen, weil die mit Wassertheilchen geschwängerten und zusammenprallenden Luftströmungen emporsteigen, an den oberen kalten Luftschichten ihren Wasserdampf verdichten und niederströmen lassen.

Doch der im westlichen Theile des Oceans nur schmale Stillgürtel wird bald überwunden, man weiß, daß auf der andern Seite des Aequators wieder wochenlang schönes Wetter

herrscht und nimmt die Unannehmlichkeit mit in den Kauf; ja der durchdringende Regen ist sogar sehr willkommen. Erlaubt er doch den Leuten gründlich, in dem süßen Wasser sowohl ihre Körper, wie namentlich ihre gesammte Kleidung zu reinigen, was Seewasser in dem Maße nicht gestattet, da Seife in ihm sich nicht gut löst.

Auch an Abwechselung fehlt es nicht, obwohl das Leben sich so gleichmäßig abwickelt, daß es manchem eintönig erscheint und man oft selbst die Namen der Tage vergißt. Aber wer Lust hat, zu sehen und etwas geistiges Interesse dafür besitzt, dem bietet sich eine solche Fülle von Schönheiten und Wundern der Natur und die Allmacht des schöpferischen Gottes giebt sich ihm in so großartiger Weise zu erkennen, daß er demüthig sein Haupt beugt.

Jeder Tropfen des unendlichen Oceans scheint belebt, und wer nicht in tropischen Meeren gewesen, kann sich gar keinen Begriff von der zahllosen Menge der Geschöpfe aller Größen Formen und Farben machen, die sich jedem Blicke zeigen und doch nur an der Oberfläche uns sichtbar werden. Was von ihnen mag nun wohl die unerforschliche Tiefe bergen, die an vielen Stellen den höchsten Erhebungen der Erde entspricht und an anderen noch gar nicht ergründet werden konnte?

Als ein Beispiel mag nur die unzählbare Masse der fliegenden Fische dienen, die man innerhalb des tausend Meilen breiten Passatgürtels um die ganze Erde findet und die man jeden Augenblick in kleineren oder größeren Schaaren sich über die Wasserfläche erheben sieht, um silberschimmernd eine Strecke weit zu schwirren und dann wieder in ihr Element zurückzufallen.

Dieses Fliegen ist jedoch nicht Lust und Spiel, wie das Springen der Tümmler, sondern ihr Bemühen, sich den Gefahren zu entziehen, die ihnen von seiten ihrer unzähligen

Feinde drohen. Delphine, Bonniten, Albikore und wie sonst ihre Verfolger heißen, sind auf beständiger Jagd nach ihnen, und gar oft habe ich oben aus der Takelage, wenn ich dort zu thun hatte, oder auf meiner Freizeit zu diesem Zwecke hinaufstieg, mit regem Interesse eine solche beobachtet.

Die größeren Raubfische scheinen nämlich das Schiff gewissermaßen als Jagdhund zu benutzen, um das Wild aufzustören. Sie ziehen in Schaaren von zehn, zwanzig und mehr Stück vor ihm her und halten stundenlang mit ihm gleichen Schritt, ohne vom Kurse abzuweichen. Sobald aber das Geräusch des sich an dem Bug aufthürmenden Wasserberges eine Heerde fliegender Fische aufscheucht, schwimmen jene blitzartig nach der Richtung aus, um unmittelbar unter ihnen im Wasser hinzustreichen.

Vergebens schlagen die Flieger Haken wie die Hasen, um der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen, und berühren einige Male die Köpfe der Wellen, um durch Befeuchtung der Flossen neue Flugkraft zu gewinnen. Ebenso schnell und gewandt folgen ihnen die Feinde, um sie im Augenblick des Niederfallens zu verschlingen und dann wieder auf den Anstand vor dem Bug des Schiffes zurückzukehren.

Bisweilen freilich ereilt die Vergeltung die größeren Räuber. Der Fregattvogel, der vorher wie ein schwarzer Punkt im Aether schwamm, schießt wie ein Pfeil aus schwindelnder Höhe herab, um mit unfehlbarem Griff seine adlerartigen Fänge in die Beute einzuschlagen, sie mit sich in die Lüfte zu entführen und sie in den Krallen haltend zu zerfleischen, wobei es jedoch vorkommen kann, daß auch der Vogel zu Grunde geht, wenn er seinen Gegner unterschätzt hat.

Einen solchen Verzweiflungskampf beobachteten wir eines Tages in unmittelbarer Nähe. Der Fregattvogel hatte einen Albikor, der eine Länge von 4 Fuß und mehr erreicht,

gepackt, aber sich in der Schwere und Widerstandsfähigkeit desselben arg verrechnet. Er vermochte ihn nicht zu heben und nun begann ein Kampf auf Leben und Tod. Der Fisch strebte zur Tiefe und vergebens stemmte der Vogel seine mächtigen Flügel gegen das Wasser. Es gelang ihm nicht, seine Krallen zu lösen, der Fisch war stärker als er, und nach einigen Minuten sahen wir jenen in Todeszuckungen unter der Wasserfläche verschwinden.

Auch die fliegenden Fische selbst sind Räuber, die sich von andern kleinen Seethieren, namentlich Garneelen nähren, und so gilt, wie überall in der Natur, auch hier der Satz: „Denn ich bin groß und du bist klein, so mußt du meine Beute sein.“

Von diesen Garneelen, die denen in Ost- und Nordsee sehr ähnlich sind, muß es in den Tropen ganz ungeheure Massen geben, die in dichten Haufen schwimmen, wenigstens ist es nicht anders zu erklären, daß wir in einem gefangenen 9 füßigen Hai den ganzen Magensack mit Garneelen — etwa 1 ½ Eimer voll — angefüllt fanden.

Die Garneelen sieht man nie an der Oberfläche, dagegen gewähren ein anderes großartiges und sichtbares Beispiel der wunderbaren Zahl von Lebewesen im Ocean die schier unabsehbaren Flotten von Blasenquallen, welche man bei stillem Wetter bisweilen trifft. Soweit das Auge reicht, bedecken sie eng aneinander gedrängt in ungezählten Millionen die Wasserfläche. Auf ihren prismatischen Luftblasen spiegeln sich die Sonnenstrahlen und bemalen sie mit leuchtenden Regenbogenfarben, während der Büschel ihrer Hunderte von Fühlfäden sich in beständiger Bewegung befindet, um aus den mikroskopischen Thierchen der umgebenden Wasserschicht ihre Nahrung zu sammeln.

Die Seeleute nennen sie „Portugiesische Kriegsschiffe“, weil

man sie vielfach auf der Höhe von Portugal sieht, und in der That gewähren sie den Anblick einer Liliputflotte, die mit gespannten Segeln über die blaue Tiefe dahin fährt.

In diesen Gegenden fand die Sammellust vollauf Genüge, und unter der Gönnerschaft des Obersteuermannes konnte ich auf meinen Freiwachen ihr mit Erfolg nachgehen. Wenn eine langsamere Fahrt es gestattete, ließ ich das aus leichter Gaze gefertigte Oberflächennetz hinter ihm schleppen, und es brachte nach dem Einholen stets eine Fülle der wunderbarst gestalteten und gefärbten Organismen an Bord, von deren Dasein ich bis dahin keine Ahnung gehabt, und die meine Sammlungen bereicherten, wenngleich ich dabei oft die Erfahrung machen mußte, daß der zarte Bau vieler dieser kleinen Geschöpfe weder ein Aufbewahren in Spiritus, noch ein Trocknen vertrug, und sie fast spurlos zergingen.

Am meisten interessirte mich dabei der Fang von Rädertierchen, die ich bei Windstille mit Eimern von der Oberfläche schöpfte. Sie hatten ungefähr die Größe eines Markstückes, bestanden ähnlich wie ein Spinnnetz aus concentrischen Kreisen, von deren Mittelpunkt regelmäßige Strahlen nach dem Umfange ausliefen, und welche die prachtvollsten Farben, besonders dunkelblau und hellbraun aufwiesen.

Ihre Körpermasse bestand aus einer Gallerte von kaum 1 mm Durchmesser, die sich gar nicht anfassen ließ, ohne zerstört zu werden. Nach unzähligen mißlungenen Versuchen, sie aufzubewahren, gelang es mir endlich, ein praktisches Verfahren ausfindig zu machen. Ich fuhr behutsam mit einem Bogen Papier unter sie, um sie darauf trocknen zu lassen, und dies wurde von vollem Erfolg gekrönt, wenn auch in anderer Weise, als ich zuerst gedacht. Nach wenigen Stunden schon war jede Spur von Substanz verschwunden,

aber Form und Farbe auf dem Papier festgehalten, als seien sie mit dem feinsten Pinsel darauf gemalt.

Wer von den Lesern Seebäder besucht hat, wird gewöhnlich Gelegenheit gefunden haben, sich an der wunderbaren Erscheinung des Meerleuchtens in mehr oder minder hohem Grade zu erfreuen. Bekanntlich ist es durch die Naturwissenschaft festgestellt, daß es durch Phosphorescenz kleiner Weichthiere hervorgebracht wird.

Nun, dieses Leuchten in unsern nordischen Meeren ist nur ein überaus schwacher Abglanz von dem in den Tropen, namentlich wenn die Luft mit elektrischen Stoffen angefüllt ist. In finsteren Nächten tritt es dann mit einer Intensität auf, daß man buchstäblich in einem Glutmeere zu schwimmen scheint. Jede Welle sprüht beim Ueberbrechen einen zauberischen Funkenregen; man sieht die Fische lange leuchtende Streifen ziehen, kopfgroße Quallen wälzen sich träge wie glühende Kugeln dahin, und das Kielwasser des Schiffes gleicht einer endlosen Schlange, die sich hinter ihm her windet.

Wie oft habe ich auf meinen Nachtwachen stundenlang diese zauberhafte Erscheinung betrachtet, ohne das Auge davon wenden zu können, und welch großes überwältigendes Zeugniß legt es ab von der schöpferischen Allmacht Gottes, die sich dem Menschen nirgends deutlicher offenbaren kann als in den tropischen Meeren, wo Licht und Wärme unendlich mannigfaltiges Leben aus der Tiefe hervorzaubern. Die hauptsächlich leuchtenden Körperchen sind meistens runde gallertartige Klümpchen von der Größe eines Schrotkornes, welche dicht das Wasser bevölkern, aber so durchsichtig sind, daß sie die krystallene Klarheit desselben nicht beeinträchtigen.

Aber auch größere Thiere und Fische scheinen selbständige Leuchtkraft zu besitzen, denn ich habe öfter beobachtet, daß ein gefangener und aufgeschnittener Hai, der während der Nacht

an Deck liegen blieb, in der Dunkelheit vom rohen Fleisch aus phosphorischen Glanz ausstrahlte. Leider gelang es mir nicht, von jenen kleinen leuchtenden Körperchen Exemplare aufzubewahren.

Man sieht also, daß das Seeleben, so eintönig es auf längeren Reisen erscheinen mag und für den größten Theil der Mannschaften und Passagiere auch ist, für diejenigen, welche sehen und verstehen wollen, an reizvoller Abwechselung nichts vermissen läßt. Es bietet im Gegentheil des Schönen, Wunderbaren und Interessanten so viel, daß es den gebildeten und aufmerksamen Beobachter nur mit Staunen erfüllen kann.

Mir fehlte es übrigens auch in anderer Beziehung nicht an geistiger Beschäftigung, so daß Langeweile mir stets fern blieb. Der Obersteuermann nahm es mit meiner nautischen Ausbildung, die mir nach den Bestimmungen meines Lehrlingsvertrages an Bord ertheilt werden mußte, sehr ernst, und meine auf der ersten Reise nach dieser Richtung hin erworbenen Kenntnisse wurden dadurch bedeutend befestigt und erweitert.

Endlich füllte den Rest meiner Freizeit noch eine Beschäftigung aus, die ich anfänglich zwar nur als eine kindliche Pflicht betrachtete, die mich aber im Laufe der Zeit immer mehr anzog — nämlich die Führung eines Tagebuchs.

Als ich von meiner ersten Reise in die Heimath zurückkehrte, sollte ich natürlich allen etwas über meine Erlebnisse erzählen, aber ich war ziemlich karg in meinen Mittheilungen. Erstens war viel erzählen überhaupt nicht meine Sache und höchstens erfuhr die Mutter etwas von mir, dann aber drückte mich meine Krankheit so nieder, daß ich nur noch schweigsamer wurde, um so mehr, als ich Niemand verrathen wollte, wie es eigentlich in meinem Innern aussah und was ich vom Seeleben hielt.

Da mußte ich denn der Mutter versprechen, fortan ein

Tagebuch zu führen. Das habe ich auch gewissenhaft gethan, nicht nur damals, sondern auch später, oft allerdings unter den erschwerendsten Umständen, auf dem platten Deck, mit dem Rücken gegen eine Seekiste gestützt, sitzend, das Buch auf den Knieen, die Feder in der Rechten, das Tintenfaß in der Linken, weil das Schiff so arbeitete, daß ich mitsammt Buch, Tinte und Feder bald in die eine, bald in die andere Ecke geworfen wäre, wenn ich, wie andere vernünftige Menschen, am Tisch gesessen hätte.

„Sweizer, Du willst wol mang die Sriftgelehrten gehen?" äußerte dann wohl kopfschüttelnd der Koch, „bleib da man von ab; da kommt doch nichts bei raus, die Kerls verhungern alle."

Wenn ich dann aber mit ihm in seiner Kambüse saß und ihm vorlas, was ich geschrieben, schmunzelte er doch bisweilen geschmeichelt, wenn ich, wohlwollend und dankbar für die mir erwiesene Zuneigung, seiner Person erwähnte, und schließlich erinnerte er mich sogar, ob ich auch dies oder jenes „aufgesrieben", was nach seiner Ansicht bemerkenswerth war.

Diese Tagebücher machten meinen Eltern viele Freude, aber auch ich selbst habe später aus ihnen mir manche angenehme und interessante Erinnerung vergangener Zeiten ins Gedächtniß zurückgerufen, wenn sie auch gleichzeitig die vielen ernsten und schweren Stunden und Tage meinem Geiste wieder vorführten, die ich namentlich in den ersten sieben Jahren meiner seemännischen Laufbahn durchlebte, und welche die freudigen weit überwogen.

Ich habe oben bemerkt, daß die Passatgegenden auch manche kleine Unannehmlichkeit mit sich bringen, über die man sich jedoch angesichts der vielen Vorzüge leichter hinwegsetzt.

In erster Reihe gehörten dazu bei uns an Bord die Wanzen. Sie hatten uns auf der „Alma" schon genug geplagt, aber hier waren sie schlimmer. Ist es schon nicht gerade erbaulich,

wenn diese braunen Schäker uns halbdutzendweise durch ihre Zärtlichkeiten aus süßen Träumen wecken, so werden sie durch Auftreten in geschlossenen Heerkörpern nicht annehmbarer.

Die Tropenwärme wirkte aber in solcher Weise wohlthätig auf ihre Vermehrung ein, daß sie bataillonsweise aus allen Ecken und Ritzen des schon älteren Schiffes heranmarschirten, sobald man sich zur Koje legte und das Licht gelöscht wurde, um sich mit blutgieriger Lust auf unsere armen Leiber zu stürzen.

Vergebens war da jeder Kampf, nichts fruchtete und man hatte nur die sonderbare Genugthuung, wenn man etwas zerdrückte und unwillkürlich den Finger an die Nase führte, dann ganz bestimmt zu wissen, man habe wirklich einer Wanze das Lebenslicht ausgeblasen, eine Befriedigung, ähnlich der, welche man empfindet, wenn man sich nach dem Steine umschaut, an dem man sich soeben heftig den Fuß gestoßen hat.

Es blieb uns nichts übrig, als auf das Deck zu flüchten und dort unsere Ruhestätte aufzuschlagen. Die Planken waren zwar noch härter als unsere Seegrasmatratzen, aber ohne jene Plagegeister dünkten sie uns weich. Bei der linden Luft legten wir uns auf den Rücken, deckten uns mit dem Bauch zu, nahmen den untergeschlagenen Arm als Kopfkissen, um sanft wie in Abrahams Schoß zu ruhen.

So schliefen wir öfter die ganze Nacht durch, wenn wir auf unserer Wache nicht eine Stunde am Steuerruder stehen mußten, die einzige Arbeit, welche es in den Passatnächten gab. Allerdings trat dazu noch das stündliche Fahrtmessen des Schiffes, das Loggen, aber davon war ich frei. Es kam den Jüngsten auf der Wache zu, dem Steuermanne die Logrolle zu halten und nachher die Leine wieder einzuholen, und diesen schlimmen Punkt, der mich auf der ersten Reise so oft ärgerte, wenn der Ruf „Loggen" mich einmal auf der Wache aus bestem Schlaf

weckte, hatte ich glücklich überwunden; es war jetzt die Reihe sich zu ärgern an den jüngeren Lehrlingen.

Zum Verständniß der Leser will ich hier in einigen Worten einschalten, was es für eine Bewandtniß mit dem Loggen hat. Es beruht diese Fahrtmessung auf einer einfachen Regel de tri, indem man sagt: „Wenn ein Schiff in so und so viel Zeit so und so viel Knoten (Abtheilungen einer dünnen Leine) abläuft, macht es in der Stunde ebenso viel Seemeilen oder in der Wache (4 Stunden) ebenso viel geographische, da vier Seemeilen gleich einer geographischen sind."

Als praktisches Zeitmaß hat man nun $^1/_4$ Minute, also den 240. Theil einer Stunde gewählt und als Länge jedes Knotens den 240. Theil von der Länge einer Seemeile (=1852 m) genommen, d. h. rund $7^3/_4$ m. An einem Vorläufer der Leine, der so lang ist, daß er letztere aus den Wirbeln des Kielwassers bringt, ist ein hölzerner, an seinem unteren Rande mit Blei beschwerter Kreissektor befestigt, der aufrecht im Wasser steht, diesem Widerstand leistet und somit einen festen Punkt schafft, da man diesen zum Messen haben muß.

Das Zeitmaß ist eine kleine Sanduhr. Sobald der Vorläufer ausgelaufen ist und die Marke für den Beginn der Knoten über Bord geht, dreht man das Glas und hält die Leine fest, wenn das Glas leer ist. Diese schon Jahrhunderte alte Art der Fahrtmessung ist ebenso einfach wie zuverlässig, nachdem die Erfahrung gelehrt hat, daß man kleine Fehlerquellen durch Verkürzung der Zeit auf 14 Sekunden und Verkürzung des Knotens um eine Kleinigkeit beseitigt und die größtmögliche Genauigkeit erzielt, und noch heute ist sie allen neueren Methoden mit Räderwerk 2c. eben wegen ihrer Einfachheit vorzuziehen.

Nach dieser kleinen Abschweifung komme ich noch einmal auf den Schlaf an Bord zurück.

Ach, welche Wohlthat war es, so eine Nacht ganz durch-

zuruhen, während man sonst nur die eine Nacht vier und die andere sieben Stunden lang seine Koje aufsuchen kann und bei schlechtem Wetter außerdem auch noch aus dem kargen Schlummer aufgescheucht wird, um in Sturm und Nacht stundenlang zum Segelreffen oder Bergen auf den Raaen zu liegen und dabei vom Regen oder der See bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Wie todmüde fühlt man sich dann oft, namentlich wenn man jung ist, schläft im Stehen ein, rennt dabei mit dem Kopfe gegen die Bordwände und die Masten oder hängt sich über die Welle der Ankerwinde vorn im Schiff. Wenn es dann auch Bindfaden regnet oder der Sturm heulend durch die Takelage fährt und der Gischt über das ganze Schiff sprüht — man schläft doch.

Weil die Mannschaft Wache um Wache geht und die Nachtruhe so karg bemessen sein muß, erhält die halbe Besatzung, welche in der Nacht nur von 12—4 im Bett gewesen ist, noch eine „Wache zur Koje“ wie es heißt, nachmittags von halb vier bis halb sieben. Wie schnell kriecht man dann in sein Bett, aber selten, ohne einen Kameraden zu bitten, der auf Deck Wache hat, um fünf Uhr zu „purren“ (wecken). Man will den Schlaf nach allen Regeln der Kunst ausnutzen, ihn soviel wie möglich mit Bewußtsein genießen und sich mit dem wohlthuenden Gefühl auf die andere Seite legen können „Ha! jetzt kannst du noch anderthalb Stunden schlafen!“ Auf See wird man anspruchslos.

Bisweilen wurden wir freilich auch auf Deck in unserm Schlummer gestört und zwar durch Ratten, die sich an Bord fast so schnell wie die Wanzen vermehren und sich dann auf höchst unverschämte Weise benehmen. Sie liefen quer über unsere Körper oder Gesichter fort, schnupperten an uns herum, knabberten an den Hornknöpfen unserer Kleider, ja selbst an der harten Haut in den Händen. Weiß der liebe Gott, wo

sie herkommen, aber fast auf jedem Schiff finden sich Ratten ein. Sie müssen an Ketten und Tauen, mit denen die Fahrzeuge im Hafen am Lande oder an einander festgemacht sind, an Bord kommen, obwohl man diese zur Abwehr der Eindringlinge mit einem dicken Kranze von Besenreisern überbindet, sie kommen trotzdem.

Der gewöhnliche Seemann ist ihnen jedoch nicht gram und nimmt ihnen ihre Zudringlichkeit nicht sehr übel, ja er hat sogar ein gewisses tendre für sie, da nach seinem Glauben Ratten an Bord eine glückliche Fahrt verbürgen; die Kapitäne theilen jedoch nicht alle diese Ansicht, da Ratten zwar nicht den Menschen, wohl aber der Ladung und selbst dem Schiffe gefährlich werden können, wenn man versäumt, ihnen Wasser zum Saufen zugänglich zu machen.

Ich theilte den Aberglauben der Matrosen nicht, machte deshalb aus Zeitvertreib auf den Nachtwachen Jagd auf sie und rächte mich an ihnen für ihre Störung meines kostbaren Schlafes.

In unsern an Krähnen hängenden Ruderbooten stand hineingeregnetes Wasser, das wir nicht ausschöpften, um die Planken nicht zusammentrocknen zu lassen. Die Ratten hatten dies bald genug ausfindig gemacht und spazierten, unbekümmert, ob jemand in der Nähe stand, an den schrägen Haltetauen eines Krahnes hinauf, um ihren Durst zu stillen.

Dieses Tau besetzte ich überall mit feinen Drahtschlingen und nach einigen Stunden sah es aus wie ein Dohnenstrich, nur daß statt der Krammetsvögel Ratten darin hingen. Ich nahm jedoch Abstand, sie meinen naturwissenschaftlichen Sammlungen einzuverleiben, ebensowenig wie die Wanzen, Käfer und sonstigen Insekten, welche letztere sich in unserm Schiffszwieback niedergelassen, dort Familien gegründet hatten und, als wir uns bereits längere Zeit in den Tropen befanden,

dutzendweise zum Vorschein kamen, wenn man das Brot auf den Tisch klopfte.

Junges, unbehilfliches Volk blieb allerdings immer noch darin sitzen und wurde bei dem Halbdunkel in unserem Volkslogis leicht übersehen, doch dies fand seinen Tod beim Aufweichen des harten Zwiebacks im heißen Kaffee oder Thee und mußte sich dann schon gefallen lassen, mit in unsern Magen zu spazieren. Man wird auf See nicht nur anspruchslos, sondern abgehärtet nach jeder Richtung.

Auf den späteren Reisen, als der Obersteuermann das Schiff als Kapitän führte, wurde diesen immerhin unappetitlichen Zuständen jedoch vorgebeugt. Der praktisch so erfahrene Mann ließ vor Beginn der Reise das Brot in große, 2—300 Pfund haltende Fässer packen und schichtweise in jedes Faß ein paar Flaschen Rum sprengen. Dies bewährte sich als ein vortreffliches Mittel, um alle Insekten gänzlich fern und dem Brote seinen guten Geschmack zu erhalten.

Immerhin waren die Insektensammlungen im Schiffszwieback noch appetitlicher als das in der Sonnenhitze einen Gährungsprozeß durchmachende Trinkwasser. Nun, man kommt auch darüber fort; so lange es geht, trinkt man nicht, oder man bewahrt, wenn nicht zu scharfe Ration gegeben wird — das Gewöhnliche ist 3 Ltr. für den Kopf und Tag — etwas Kaffee oder Thee auf. Wird der Durst gar zu arg, nun dann beißt man in den sauren Apfel, hält sich mit der Linken die Nase zu und schluckt die Flüssigkeit hinunter. Schaden thut sie weiter nicht, wenigstens nicht auf See, und nach acht Tagen ist der Gährungsprozeß auch wieder vorbei und das Wasser gut.

Durch die Stillen des Aequators wurden wir diesmal nur wenige Tage aufgehalten. Wir schnitten ersteren weit westlich, wo der keilförmige Stillgürtel bedeutend schmäler ist,

als weiter östlich und kamen mit ein paar Tagen durch. Natürlich blieben die obligaten Gewitter mit wolkenbruchartigen Regengüssen nicht aus und ebenso gab es Blasen und Schwielen in den Händen von dem ewigen Reißen an den Brassen, um jeden Lufthauch aufzufangen, der uns vorwärts bringen konnte, und es durfte keine Katzenpfote über das Wasser laufen, ohne daß wir Jagd auf sie machten.

Dabei sammelt sich dann eine ganze Portion Ingrimm in der Brust der seit Wochen durch den Passat verwöhnten Mannschaft, da das Brassen, Segelbergen und Setzen sozusagen Tag und Nacht nicht abreißt, und nur das Erscheinen eines oder mehrerer Haie, die in diesen Gegenden nie fehlen, bildet einen willkommenen Ableiter für den innern Zorn.

Der Ruf: „ein Hai, ein Hai!" elektrisirt förmlich die Besatzung und über den Fang eines solchen Todfeindes tritt alles Uebrige in den Hintergrund. Jeder Seemann hält es für sein unveräußerliches Recht, diesem gefürchteten Räuber den Garaus zu machen, und die Vorgesetzten dulden deshalb sowohl auf Kriegs- wie Handelsschiffen für die Dauer des Fanges selbst eine Lockerung der Disciplin und Schiffsetiquette.

Bei der Gefräßigkeit des Unholds bedarf es nicht der beim Angeln sonst üblichen Vorsicht. Ob der fingerdicke Haken aus dem Speckköder einen halben Zoll vorsieht, macht nichts, und wenn die dreieckige Rückenflosse in der Nähe des Schiffes die Oberfläche des Wassers sichelt, kann man auch ziemlich sicher sein, daß ihr Eigenthümer fünf oder zehn Minuten später die Reise aus seinem Elemente auf das Deck gemacht hat.

Um ihn und namentlich seine furchtbaren Schwanzschläge unschädlich zu machen, wird ihm, so lange er noch außerbords an der Angel hängt, ein langer Hebebaum in den Rachen bis zum Schwanze hinuntergestoßen und die erste Begrüßung an Deck ist, daß der Zimmermann ihm mit einigen kräftigen Axt-

hieben den Schwanz abhaut. Danach wird er gewöhnlich zerstückelt; die Rückenflosse wird auf das Bugspriet genagelt, das giebt guten Wind; die raspenartige Haut nimmt der Zimmermann zum Glätten des Holzes, das Rückgrat, aus dessen schneeweißen auf einen Eisenstab gezogenen Wirbeln sich ein schöner Spazierstock fertigen läßt, dieser, das skelettirte Gebiß jener zum Andenken. Die Leber wird in der Sonne aufgehängt, um Thran für Stiefelschmiere zu gewinnen, und sie ist so fett, daß, wenn sie ganz ausgeleckt ist, nur ein ganz dünnes Fasergewebe von ihr zurückbleibt.

Der Rest des Kadavers geht über Bord, um den Kameraden der eigenen Sippe zum Fraß zu dienen, öfter aber nimmt man ihm nur die Eingeweide heraus und wirft ihn ins Wasser zurück, wo er dann bei lebendigem Leibe von jenen verspeist wird, da er trotz des mangelnden Bauchinhalts vorerst noch munter weiter schwimmt und wohl zu den Thieren gehört, die ihre Lebenskraft am zähesten bewahren. Ich habe einmal ein Haiherz 2 Stunden in der Sonne liegen lassen und es zuckte immer noch.

Das Fleisch soll erträglich schmecken, aber Matrosen hegen einen solchen Abscheu dagegen, daß sie schon ziemlich vor dem Hungertode stehen müssen, bevor sie es anrühren.

In zwei Tagen fingen wir fünf, darunter einen älteren Herrn von zehn Fuß Länge, der so schwer war, daß er den fingerdicken Angelhaken gerade bog, als wir ihn aufheißten und er uns sicher entkommen wäre, wenn wir vorher nicht eine starke Tauschlinge hinter seine nach vorn zu nicht beweglichen Flossen geschoben hätten.

Seinen mit sechs Reihen dreieckiger, gesägter Zähne besetzten Rachen brachte ich als Trophäe heim. Wenn man einen solchen Rachen sieht, dann begreift man leicht, daß er mit einem Ruck ein oder beide Beine eines Menschen abbeißt.

Sonderbarer Weise hat der Hai, der in seiner außerordentlichen Gefräßigkeit fast alles verschlingt, was in seinen Bereich kommt und in dessen Magen man die wunderlichsten Dinge, alte Schuhe, Porcellanscherben und was sonst über Bord geworfen, findet, stets kleine Freunde als Begleiter bei sich, denen er nie etwas zu Leide thut.

Es sind dies die sogenannten Lootsmännchen, etwa einen Fuß lange, blau und weiß gestreifte Fische, die ihm als Spürhunde dienen. Er selbst hat für seine Größe merkwürdig kleine Augen, und es ist möglich, daß seine Sehkraft nicht besonders scharf ist. Da müssen denn die Lootsmännchen die Beute für ihn aufstöbern und bekommen zum Lohn abfallende Brocken. Wenn man mit dem Köder im Wasser plätschert, kommen sie herangeschossen, um den Speck zu beschnuppern, während der Hai in einer Entfernung von 10—20 Schritten bleibt.

Sie schwimmen dann wieder zu ihm zurück und zwar ganz nahe an seinen Kopf, als ob sie ihm eine Mittheilung machten, und dann erst nähert er sich selbst. Wird er nach dem Fange aus dem Wasser gezogen, so fliegen sie rathlos und unruhig hin und her und suchen offenbar ihren verschwundenen Freund und Nährvater.

Außer den Lootsmännchen führen die Haie fast stets noch andere Fische mit sich. Diese scheinen dem Frieden jedoch nicht zu trauen, denn obwohl sie pfeilschnelle Schwimmer sind, halten sie sich nicht, wie jene, in der Nähe des Kopfes, sondern setzen sich ihm auf den Rücken, wo sie vor seinen Zähnen sicher, aber doch gleich bei der Hand sind, wo es gilt, von seiner Beute etwas zu erhaschen. Es sind dies Saugfische verschiedener Größe, die sich an den Hai heften und sich von ihm herumkutschieren lassen.

Bisweilen scheinen sie mit ihm auch ein Kartell auf gemeinsame Jagd abzuschließen und spielen so die Rolle von Jagdhunden. Wenigstens wüßte ich mir sonst einen sonder-

baren Fall, den ich erlebte, nicht zu deuten. Als wir 1853 mit einem preußischen Geschwader die Negerrepublik Liberia an der Westküste von Afrika besuchten, wurde in der Nähe derselben bei Windstille ein Boot ausgesetzt, von dem aus wir die Stärke der Meeresoberflächenströmung messen wollten, indem wir an einer 300 m langen Leine einen großen Kessel in die Tiefe ließen, wo keine Strömung zu vermuthen war, und auf diese Weise das Boot verankerten, um dann die Oberflächenströmung mit der Loggleine zu messen und ihre Richtung aus der Lage des Bootes zu bestimmen.

Während wir dabei beschäftigt waren, sahen wir in der Nähe des Bootes Tausende von kleinen Fischen auftauchen, die in Kreisform auf das engste zusammengedrängt in offenbarer Todesangst die Köpfe aus dem Wasser streckten, während zwanzig bis dreißig größere Fische von 2—3 Fuß Länge, die wir bei dem klaren Wasser als Saugfische erkannten, die Kleinen umgaben, sie in den Kreis jagten und blitzschnell diejenigen überschluckten, welche zu entfliehen suchten.

Plötzlich erschien mitten in dem Haufen der Kopf eines riesigen Hai, etwa 1 $1/2$ Fuß über die Wasserfläche hinausragend. Die obere Kinnlade dieser Thiere steht über die untere so bedeutend weit vor, daß sie, um ein schwimmendes Beutestück zu fassen, sich sonst immer auf den Rücken werfen müssen und der Schimmer ihres weißen Bauches zeigt dem Angler stets an, wenn sie angebissen haben und er die Leine mit einem Ruck anziehen muß. Hier jedoch war der Fischhaufen so dicht, daß der Hai das Umdrehen nicht nöthig hatte und gewissermaßen im Stehen bequem fressen konnte

Leider hatten wir im Boot weder eine Harpune, noch ein Gewehr, aber die Matrosen konnten es in ihrem Haß doch nicht lassen, mit Bootshaken und Riemen den Kopf des Räubers zu bearbeiten, obwohl das ein gewagtes Ding war, da ein

Schwanzschlag genügt hätte, um das Boot zu zertrümmern und uns alle erbarmungslos ihm in den Rachen zu liefern.

Glücklicherweise machte er sich selbst aus dem Staube und es passirte weiter nichts Schlimmes, aber offenbar hatte er mit den Saugfischen ein Kompagniegeschäft abgeschlossen. Sie machten ein Kesseltreiben für ihn und kamen selbst dabei genügend auf ihre Rechnung. Angeln hatten wir mit im Boot, nahmen die kleinen, todtgeschlagenen Fische als Köder, und nach kurzer Zeit hatten wir 17 Saugfische gefangen, die eine wohlschmeckende Mahlzeit abgaben.

Am folgenden Tage brach die schwarze Wolkendecke, die bis dahin über unsern Häuptern gehangen und ihren nassen Inhalt in so überschwenglichem Maße auf uns herabgeschüttet hatte. Die Sonne kam durch, eroberte sich schnell den ganzen Himmel, leise Katzenpfoten begannen die Wasserfläche zu kräuseln, die ihre bleigraue Farbe im Glanze des Tagesgestirns wieder in strahlendes Blau wandelten, und dann zeigte sich ein schwarzer Streifen am südlichen Horizont. Er kam näher und näher und sein oberer Rand begann wie Silber zu schimmern.

Es war der Schaum der überköpfenden Wellen, die im Sonnenlicht blitzten. Die Raaen wurden der kommenden Brise entgegengebraßt, sie schwellte zuerst leise die oberen, dann die unteren Segel, die schwankenden Bewegungen des Schiffes wurden geringer, es setzte sich in Bewegung und die kleinen Wellen plätscherten gegen seine Bordwände. Hurrah! die Stillen waren überwunden, wir hatten den ersehnten Passat.

Daß er sobald kam, das dankten wir natürlich nur der auf das Bugsprit genagelten Haiflosse, sonst hätten wir uns wenigstens noch 14 Tage im Stillgürtel herumtreiben können. Das war wenigstens die Ansicht der Matrosen und vor allem die meines Freundes, des Kochs, der in puncto Aberglauben seinen Kameraden noch „über“ war. Er machte auch stets

ein sehr mißvergnügtes Gesicht, wenn ich ihm triumphirend die Ausbeute meiner nächtlichen Jagd, ein halbes Dutzend erhängter Ratten, zeigte.

„Paß man auf," sagte er warnend, „Du bringst uns blos ins Malhür damit. Ratten, das sind die guten Geister vons Schiff, und sie ßu fangen, das is grade so ßlimm, als auf die Seeswalben zu schießen."

„Aber Koch, wie können Sie nur solches Zeug glauben?" meinte ich lachend.

„Ach, Du Grünsnabel," erwiderte er ärgerlich, „Du hast kaum die Nase ins blaue Wasser gesteckt und willst wohl schon einen alten Seemann zum besten haben. Was ich weiß, das weiß ich, un vor drei Jahre mit die „Emma", da war es mit die Ratten so klar wie Pottkäs," freilich ein gerade nicht sehr gelungener Vergleich, da er wohl in seinem Eifer nicht daran gedacht hatte, daß Pottkäse (Quark) nicht zu den durchsichtigsten Stoffen zählt.

Indessen wurde ich doch neugierig und fragte, was das mit der „Emma" gewesen sei.

„Nu, sie ging mit Mann und Maus verluren," erwiderte er kurz.

„Durch die Ratten?"

„Dummer Snack! die Ratten waren wohl so klug, ßurück ßu bleiben; sie wußten verdammt gut Bescheid, wie es mit das Schiff stand."

Ich wurde neugierig. „Nun erzählen Sie doch, Koch, wie das zuging," bat ich, „das ist ja für mich sehr interessant."

„Ach, Du willst das wohl wieder in das große Buch sreiben?" fragte er mit einem Seitenblick, der mir sagte, daß er nichts dagegen haben würde, einmal wieder verewigt zu werden.

Ich nickte bejahend.

„Na, meinetwegen will ich es Dich verßählen. Die „Emma"

war ein schönes Schiff, eine Brigg, die wie der Deubel segeln sollte, und das mögen die Seeleute immer lieber als solchen alten Quertreiber, bei dem man mit einem Sturm von hinten nicht mehr als fünf Meilen herauspreßt. Deshalb verheuerte ich mich auf ihr für eine Reise nach Westindien; wir sollten in acht Tagen segeln und machten alles seeklar.

Eines Nachts hatte ich Hafenwache und der Mond schien so hell, als ob der liebe Gott neues Oel darauf gegossen hätte. Als ich denn so auf Deck hin und her spaziere und mich nichts dabei denke, sehe ich auf einmal, wie von einem alten aufgelegten Schiffe, an das wir uns längseit fest gemacht, eine ganze Portion Ratten über die Verschanzung kletterte und auf die „Emma" marschiert. Ich stand ein paar Schritte ab und wunderte mich bloß, daß sie so langsam und wie die Soldaten in einer Reihe hinter einander gingen.

Als ich aber besser zusah, da fand ich bald heraus, warum sie das thaten. Es war nämlich ein alter Ratterich dabei, wahrscheinlich der Hauptmann von die ganze Gesellschaft, und der mußte blind sein, denn er hielt das Ende von einem Kabelgarn im Maule und das zweite Ende hatte eine andere Ratte, die vor ihm herging und ihn im Schlepptau ins richtige Fahrwasser lootste.

Als sie alle an Bord waren, da snüpperten sie erst eine ganße Szeit auf das Deck 'rum, dann aber gingen sie die Kajütstreppen 'runter und waren verswunden.

„Aha!" denke ich, wenn die an Bord kommen, das is ein gutes Szeichen und die „Emma" muß ein glückliches Schiff sein. Aber ich behielt das vor mich und swieg still, denn weißt Du, Sweizer, manche Kapitäns und Steuerleute, die sind wie toll auf die Ratten. Na, noch ein paar Tage, da kam's aber doch 'raus. Sie hatten sich nämlich an den Proviant von dem Kapitän gemacht — nun die armen Thiere waren

hungrig und mußten doch was zu fressen haben — aber der Alte wurde fuchswild, und da wir das Schiff wegen die Ladung drin nicht mehr ausräuchern konnten, brachte er eine Katze an Bord.

Na sie fing auch wohl eine oder die andere, aber viel that sie ihnen doch nicht und ich war schon wieder ganz ruhig geworden, da ich sie im Schiff so lustig pfeifen hörte, aber den Abend vor unserm Segeln stand ich am Fallreep, von dem eine Planke nach dem Bollwerk gelegt war, und da läuft es mich obstuns (auf einmal) über den Rücken, als ob ich Wintertags in die Nordsee eine tüchtige See in den Nacken bekommen hätte. Denke bloß, Sweizer, alle Ratten kamen nämlich wieder die Kajütstreppe herauf, grade so langsam und feierlich in einer Reihe wie damals, als ob sie in die Kirche gehen wollten, und der alte blinde Ratterich wurde von seinem Maaten an einem Kabelgarn geführt. Dann marschirten sie über Deck nach der Fallreepstreppe und über die Planke an Land.

Na, ich kriegte keinen kleinen Schreck, aber das Slimmste war, daß die Katze dicht an die Kajütstreppe saß und sie alle vorbeiließ, ohne sie etwas ßu thun. Sie nickte nur ein paarmal mit dem Kopf, als wünschte sie ihnen glückliche Reise. Sühst Du, Sweizer, das war gegen die Natur von eine Katze und nu wußte ich Bescheid. Die „Emma" war verluren und das wußten auch die Ratten und die Katze, die ein paar Minuten danach auch an Land sprang.

Na, nu hätten mich aber auch keine hundert Deubels mehr auf das Unglücksschiff gehalten. Noch auf meiner Nachtwache packte ich alle meine Siebensachen in einen Kleidersack, ließ meine Seekiste, die ich mich erst vor drei Thaler ganz neu angeschafft, in Stich, legte meine swei Monat Anmusterungsgeld hinein, da ich doch ein ehrlicher Kerl bleiben wollte, und kniff

aus an Land, wo mich ein Heuerbaas versteckte, bis die „Emma“ gesegelt war.

Ich brauchte aber nicht lange zu warten, denn schon ein paar Tage nachher brachten die Lootsen die Nachricht, daß das Schiff vor die Elbe einen sweren Nordwester gekriegt hatte und auf den Wester Till mit Mann und Maus geblieben war. Als der Sturm überwehte, da hatte es sich schon so in den Mahlsand eingewühlt, daß bloß noch die Spitzen von die gebrochenen Masten rausguckten.

Ich weiß wohl, daß unser Kapitän auch nicht gut auf die Ratten zu sprechen ist und der Obersteuermann erst recht nicht, obgleich ich in Freiburg mit ihm in die Schule gegangen bin und er sonst auch ein verdammt fixer Seemann ist, aber das sage ich Dich, Stweizer, wenn sie das Schiff in Batavia ausräuchern und es bleiben gar keine Ratten an Bord, dann paß man bloß auf, dann giebt's Malhür und das feste.“

Ich lachte innerlich, hütete mich aber wohl, das auch äußerlich zu thun, legte vielmehr mein Gesicht in ernste Falten und sagte nur: „Ja, ja, Koch, Ihre Geschichte ist wirklich wunderbar und jedenfalls will ich sie in mein Tagebuch schreiben,“ was ihn sehr zu befriedigen schien. Ich durfte ihm durch Zweifel nicht vor den Kopf stoßen, denn ich hoffte noch auf mehrere derartige Sachen, und es war mir sehr interessant, dadurch einen näheren Einblick in den Gedankengang und die Anschauungsweise der Seeleute gewöhnlichen Schlages zu gewinnen.

Uebrigens müssen aber doch wohl trotz der später vorgenommenen gründlichen Ausräucherung einige Ratten im Schiff übrig geblieben sein, denn wenn es auch einiges „Malhür“ gab, kamen wir doch mit einem blauen Auge davon und glücklich nach Hamburg zurück, ohne auf der Wester Till zu stranden.

Nun begann für uns wieder einige Wochen lang das bequeme angenehme Leben im Passat und zwar noch bequemer

als im Norden der Linie. Wenn man südwärts geht, segelt es sich mit dem Südost noch viel besser als mit dem Nordost. Den letzteren hat man von hinten, die vierkannt stehenden Segel können das Schiff nicht seitlich stützen und es rollt deshalb in der stets mit dem Winde laufenden See beständig von der einen Seite zur andern. Man gewöhnt sich ja auch an diese mehr oder minder störende Bewegung, aber empfindet es doch angenehm, wenn das Schiff, wie auf dieser südlichen Strecke, ruhig liegt. Man hat hier den Wind stets von einer Seite, etwas mehr von vorn als quer, was die Seeleute „voll und bei" nennen, und seine gegen die hohe Segelfläche wehende Kraft hält das Schiff so stetig in dem mäßigen Seegang, daß man kaum eine Bewegung merkt.

Ich benutzte die schöne Zeit nach Kräften; das Tagebuch wuchs zusehends an Inhalt, das Oberflächennetz schleppte bei dem stetigen Winde und ruhigen Wasser während des größten Theils des Tages und unsere großen Spiritusgläser füllten sich eins nach dem andern mit den wunderbarsten kleinen Geschöpfen der Meeresfauna.

Wir fingen auch manchen Delphin und Bonnit zur wohlthätigen Aufbesserung der eintönigen Seekost. Bei der geringen Bewegung des Schiffes, das nur wenig und regelmäßig in den kleinen schräg von vorn kommenden Wellen auf und nieder stampfte, bot sich nämlich eine besonders gute Gelegenheit, diese Fische zu angeln.

Man läßt dann von der Spitze des Außenklüverbaums, der als Verlängerung des schräg nach vorn hinausliegenden Bugspriets einige zwanzig Schritte weit über den Bug ragt, eine Angelleine hinunter, so daß ein als Köder dienender blanker Zinnfisch mit Haken im Schwanz gerade die Wasserfläche berührt.

Durch das leise Heben und Senken des Schiffes taucht

der Köder unter und wieder auf, um dann eine Strecke weit nach vorn zu fliegen. Dadurch werden die Bewegungen der fliegenden Fische nachgeahmt und die Delphine und Bonniten lassen sich täuschen.

Bei dem wundervollen klaren Himmel, der im südatlantischen Ocean herrscht und bei dem man die größeren Planeten nicht nur noch um 10 – 11 Uhr Morgens sehen, sondern sogar mit den Spiegel-Instrumenten beobachten kann, wurden, wie schon auf meiner ersten Reise, von den Steuerleuten vielfach Distanzmessungen zwischen den verschiedenen Himmelskörpern vorgenommen, um unsern Chronometer, der die Grundlage der Längenbestimmung bildet, zu kontrolliren.

Mir machten diese Beobachtungen, durch die ich mein nautisches Wissen und Können immer mehr vervollkommnete, viel Vergnügen. Ich berechnete sie mit den Steuerleuten zusammen in der Kajüte und hielt mich dort täglich längere Zeit auf.

Der Kapitän sowohl wie seine Frau redeten mich bei solchen Gelegenheiten öfter an und unterhielten sich mit mir; der weibliche Passagier dagegen würdigte mich nie einer Notiznahme. Wenn ich der Dame auf dem Deck begegnete, versäumte ich nie, sie in der Weise zu begrüßen, wie es unter gebildeten Menschen Sitte ist, sie wußte auch sehr wohl, daß ich nicht zu der gewöhnlichen Sorte von Seeleuten gehörte; außerdem war sie aus meiner Gegend gebürtig, so daß sich Anknüpfungspunkte genug gefunden hätten, aber sie ignorierte mich sehr stolz, was mich um so mehr verletzte, als ich mir bewußt war, innerlich wenigstens mit ihr auf derselben Stufe zu stehen.

Aeußerlich freilich nicht ebenso. Während die junge und auch ganz hübsche Dame, nachdem sie Morgens ihre treue Seekrankheit überstanden, nur in gewählter Kleidung auf dem

Deck oder in der Kajüte erschien, war die meinige weniger salonfähig; aber Frack, weiße Halsbinde und Lackstiefel sind für einen Schiffsjungen, wenn er auch euphemistisch Lehrling genannt wird, an Bord bei der Arbeit nicht gut angebracht. Ebenso sind für ihn von Theer gebräunte Hände nicht zu vermeiden, und dieser Gegensatz in unserer äußeren Erscheinung war wohl der Hauptgrund ihrer Zurückhaltung. Namentlich schien sie aber mein Barfußgehen übel zu vermerken, wie ich aus einer Aeußerung des Untersteuermannes entnahm, der sie wohl darüber hatte sprechen hören. Nun das ist in den Tropen für die Besatzung allgemein.

Rio Janeiro liegt auf dem südlichen Wendekreise, und so geleitete uns der Passat, der sich ungefähr bis zum dreißigsten Breitengrade erstreckt, bis an unser Ziel. Vierzehn Tage nach dem Schneiden des Aequators kam Land in Sicht und ich verdiente mir wieder das Zeug zu einer neuen Segeltuchhose, weil ich es zuerst gesehen, wie das an Bord üblich ist. Nun für mich war das kein so großes Kunststück. Da ich Mittags den Schiffsort mit berechnete, wußte ich genau, wann und in welcher Richtung wir das Land haben müßten, sagte aber natürlich nicht den Kameraden davon, sondern enterte zur rechten Zeit in den Top und ließ die übrigen meine scharfen Augen bewundern.

Es war Kap Frio, die nördliche Landspitze am Eingange der Bucht von Rio Janeiro. Nach einigen Stunden konnten wir die Küste auch klar vom Deck aus unterscheiden, wie sie als ein gewaltiger Berg, umgeben von kleinen in blauem Dufte schwimmenden Hügeln dem Ocean entstieg und bei der einbrechenden Dunkelheit sich gegen den Himmel thürmte, als ob sie unmittelbar über unsern Köpfen hinge.

Wir drehten für die Nacht das Schiff bei und segelten am andern Morgen mit schlanker Brise nach der Bucht hinein.

Man sagt, Rio Janeiro, Lissabon, Konstantinopel und Neapel seien die schönst gelegenen Städte der Welt. In Neapel war ich nicht und habe darüber kein Urtheil, aber unter den drei übrigen gebe ich Rio unbedingt den Vorzug.

Es bietet einen geradezu bezaubernden Anblick. Die prachtvolle Bai, mit ihren lieblichen Inseln, der gebirgige Hintergrund, mit dem wegen seiner merkwürdigen Form „Zuckerhut" genannten Bergkegel, der mit seinen steilen Wänden in den Himmel zu ragen scheint. Dann die Stadt selbst, mit ihren zahlreichen Kathedralen und mächtigen öffentlichen Gebäuden, den vielen freundlichen Villen, die, an den Lehnen der Hügel erbaut, romantisch aus dem Grün hervorlugen. Vor allem aber die üppige verschwenderische Pracht der Tropennatur, die mir hier in Palmengruppen, Bananenhainen und unendlich viel andern Baumarten mit gigantischen Formen der Stämme und Blätter, mit leuchtenden Blüthen und Blumen entgegentrat, übergossen mit dem goldigen Glanze der Sonne, und die Luft erfüllt mit süßem Duft — alles das machte einen bezaubernden und überwältigenden Eindruck auf mich, und ich konnte mich an dem wunderbaren Schauspiel nicht satt sehen. Ja, so ähnlich hatte ich mir die Tropen vorgestellt, als ich mir sie noch in meiner Phantasie ausmalte, und diese blieb doch noch hinter der Wirklichkeit zurück.

Von Batavia hatte ich wegen meiner Krankheit vor einem Jahre so gut wie nichts gesehen. Um so unmittelbarer und mächtiger wirkte hier das großartige Naturbild auf mich ein und machte mein Herz weit.

Wir kamen zur besten, d. h. zur Winter- oder sogenannten Regenzeit an, während welcher die Temperatur die unserer Sommermonate wenig übersteigt, und auch jene furchtbare Geißel, das gelbe Fieber, nicht zu fürchten ist.

Wir erhielten unser bis dahin verdientes Geld ausgezahlt.

Bei der mir zustehenden Lehrlingslöhnung war es nicht viel, aber bei der Billigkeit der Früchte konnte ich mich, wie in Lissabon, doch nach Herzenslust daran erlaben, ohne die Goldstücke anzugreifen, die mir beim Abschiede von der Heimath noch die Mutter gegeben. Ja, es reichte sogar noch hin, um mir dann und wann auch noch den Luxus eines frischen Maisbrotes zu gönnen, das im Gegensatz zu dem ewigen Schiffszwieback so prächtig schmeckte.

Wie es auf Handelsschiffen in den Häfen stets der Fall ist, begann auch hier viel schwerere Arbeit, als auf See, das Löschen und Laden. Unser Aufenthalt war nur kurz bemessen; wir sollten sobald wie möglich wieder fort und so bekamen wir ein Dutzend Neger mit einem peitschenbewaffneten Aufseher zu Hilfe. In den brasilianischen Häfen existirten damals Unternehmer, welche Hunderte von Negersklaven hielten, um sie für solche Schiffsarbeiten auszuleihen.

Im allgemeinen waren es kräftige und muskulöse Gestalten, die, freilich unter dem Druck der drohenden Peitsche, tüchtig arbeiteten, so daß es mit dem Aus- und Einladen sehr flott vorwärts ging. Die Arbeit verrichteten sie unter beständigem Singen ein und desselben rhythmischen Liedes, das jedoch nur wenige Strophen hatte, deren jede mit dem Refrain schloß: „Kongo, Loango, Kongo!“ Es war das wohl ein, wenn auch vergeblicher Ruf nach dem fernen Vaterlande, aus dem man sie geraubt, und das sie in diesem Leben nie wiedersehen sollten.

In Rio traf ich es besser, als in Lissabon. Ich erhielt an einem Sonntage Erlaubniß, an Land zu gehen und konnte mich an den Wundern der Tropennatur erfreuen. Von den mitbeurlaubten Matrosen mußte ich mich bald trennen. Ihr Erstes war, wie merkwürdigerweise bei allen Seeleuten, wenn sie im Auslande an Land kommen, und zunächst in einer

Hafenkneipe ihren Durst an sogenanntem Cognac oder Genever mit wenig Wasser — das schrecklichste Getränk, was es für mich geben konnte — gelöscht hatten, sich Miethspferde zu nehmen und damit einen Spazierritt zu machen. Das Vergnügen ist nicht kostspielig; man zahlt einen Milreis (2 Mark) für den Nachmittag, aber dieser Ausdruck ist nur illusorisch, denn es dauert gewöhnlich keine halbe Stunde.

Die Pferde sind meistens wahre Kracken, aber für einen bestimmten Fall meisterlich geschult. So lange sie in der Stadt sind, geht alles ganz gut, aber sobald Jan Maat draußen freieres Fahrwasser gewinnt und er versucht mehr Segel zu setzen und Reiterkünste zu üben, dann ist er verloren.

Die Pferde werden unruhig, fangen an zu bocken, hier hängt einer der unglücklichen Marinekavalleristen an der Mähne, dieser sitzt auf dem Halse, jener auf der Croupe, und es dauert nicht lange, dann liegen sie sämmtlich im Staube, während die Rosinanten nach ihrem Halteplatz zurückgaloppiren und der geleitende Pferdetreiber hinter ihnen herjagt unter dem Vorwande, sie wieder einzufangen, in Wirklichkeit aber nur, um ihre Flucht noch zu beschleunigen. Der Besitzer empfängt dann schmunzelnd die gelehrten Thiere; er hat in einer halben Stunde sein Geld verdient und kann sie an demselben Nachmittage noch verschiedene Male an andere abenteuerlustige Seeleute ausleihen.

Wie schon bemerkt, konnte ich mir das absonderliche Vergnügen nicht gönnen, weil meine geringe Baarschaft nicht dazu ausreichte. Ich schlenderte deshalb allein durch die Straßen der Stadt, namentlich durch die Rua d'Ouvidor, die stattlichste und schönste, um dort vor den Läden die ausgestellten Kunstschätze und kostbaren Schmuckgegenstände aus Edelmetallen Diamanten, Perlen, Juwelen und Kolibrifedern anzustaunen, und dann in die Umgebung der Stadt hinauszuwandern.

Planlos zog ich umher, aber jeder Schritt in dieser großartigen Natur, von deren Schönheit und Mannigfaltigkeit ich bis dahin keine Ahnung gehabt, zwang mir Bewunderung ab. Die himmelanstrebenden Palmen mit ihren mächtigen Kronen, die andern Riesenbäume, bis zu deren Wipfel sich Lianen rankten, auf deren Zweigen sich überall leuchtend blühende Orchideen angesiedelt, — dann wieder Bananenhaine mit ihren Dolden von Hunderten goldgelber Früchte, ausgedehnte Anpflanzungen von Orangenbäumen, Kaffeeplantagen im Schutze ihrer Schattenbäume, im Winde wogende Zuckerrohrfelder — alles das fesselte mich auf das lebhafteste.

Farbenprächtige Schmetterlinge gaukelten in der Luft, schwirrende Brillantkäfer, im Sonnenlicht blitzende Kolibris, welche durch das Gezweig schlüpften, hier und dort über den Blüthenkelchen schwebten, um Honig aus ihnen zu saugen, erfreuten mein Auge und Herz. Ich erinnere nicht, schönere und weihevollere Stunden durchlebt zu haben, als an jenem Nachmittage, der um so fester in meiner Seele haften geblieben ist, als es mir zum ersten Male vergönnt war, einen so großartigen und dabei so entzückenden Genuß zu haben.

Nur zu schnell entschwand die Zeit; ich konnte alles nur im Fluge betrachten, denn der hereinbrechende Abend verlangte gebieterisch die Rückkehr aus dieser erhabenen Natur mit ihrer bezaubernden Poesie in die Prosa meines sonst so freudlosen und arbeitsreichen Lebens, aber dieser Sonntag bildete doch für mich einen Lichtpunkt, dessen lieblicher Schimmer auf lange hinaus mein Inneres erhellte.

Unser Aufenthalt im Hafen dauerte 14 Tage, dann ging es wieder hinaus und zwar auf dem Wege nach Batavia. Drei Wochen lang nützten wir, ostwärts segelnd, die Annehmlichkeiten des Südostpassates aus, dann aber mußten wir südwärts ausbiegen, um die starken und ziemlich regelmäßigen

Westwinde auf höheren Breiten aufzusuchen, die uns nahe an 1000 Meilen vorwärts bringen sollten.

Wie unangenehm machte sich dieser schnelle Wechsel uns fühlbar! Wenn der Körper monatelang durch die Tropenwärme verwöhnt worden ist, dann wird die Kälte doppelt empfindlich und man klappert vor Frost.

Wenn ich konnte, suchte ich deshalb bei meinem Gönner, dem Koch, in dessen Kambüse vor dem unfreundlichen Wetter Schutz, der mir stets gern gewährt wurde. Als ich mich eines Tages nach der Morgenwacht an einer Tasse heißen Kaffees in dem behaglichen Asyl erlabte, sagte der Koch mit ernster Miene: „Sweizer, hol mal Deine Seestiebels rauf und smiere sie ordentlich mit dem Thran ein, der aus die Hailebern geleckt ist, der macht das Leder gut dicht. Es giebt heute was."

„Woraus schließen Sie das, Koch?" fragte ich.

„Mich hat heute Nacht von Pferde geträumt," erwiderte er, „und dann is es so sicher, wie ßwei mal ßwei vier, daß es ßu wehen anfängt, aber ordentlich, daß sieben alte Weiber keinen Besenstiel gerade in die Luft halten können."

Ich lachte innerlich, das war wieder etwas für mein Tagebuch.

„Na es is auch ein Glück!" fügte er in einem Tone hinzu, als ob ihm endlich ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gehen werde.

„Ein Glück?" fragte ich erstaunt zurück, da ich nicht begreifen konnte, wie jemand, und wäre es auch der eingefleischteste Seemann, einen Sturm herbeiwünschen könne, den man wohl als etwas Unvermeidliches hinnimmt und bekämpft, aber nach dem man sich doch durchaus nicht sehnt.

„Gewiß, Sweizer" erklärte mir mein Freund in seiner Matrosen-Logik, „ein Glück vor unsereinen. Süh mal, mein Junge, im Passat, da segelt's sich ganz nett, und ich mag's auch wohl, aber, wenn wir immer solches Wetter hätten,

nicht zu reffen oder Nachts mit Hagel und Schnee stundenlang auf die Raaen ßu liegen brauchten, oder wenn nicht von Szeit ßu Szeit eine ordentliche grüne See über den Bug käme, die klar Deck machte, denn würden sicher alle alten Weiber auf See gehen wollen.

Was würde das erstens aber für einen Radau geben, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen könnte, weil den meisten von ihnen die Zunge nicht hinten, wie bei anderen vernünftigen Menschen, sondern in der Mitte angewachsen ist und sie beide Enden gebrauchen. Wer von uns Männern könnte aber wohl dagegen an? Und dann," meinte er, indem sich seine Stirn sorgenvoll in Falten zog, „was sollte wohl aus die Heuern werden?"

Von diesem volkswirthschaftlichen Standpunkte hatte ich die Sache allerdings noch nicht betrachtet und ich konnte ihm darin nur Recht geben; in solchem Falle würden unstreitig die Löhne gedrückt werden.

„Unterröcke gehören aber einmal nicht an Bord" fuhr er fort, „das bringt immer Malhür, und Du sollst man blos sehen, ehe wir vierundßwanzig Stunden älter sind, da haben wir die Bescheerung. Die Pferde, von die mich träumte, waren höllisch wild, und wenn's kommt, schickt uns der Deubel was aus seine hinterste Kiste."

Ich nickte ihm mit bedenklicher Miene zustimmend zu. Pferde im Traum und Frauenzimmer an Bord, das war allerdings schlimme Aussicht für die nächste Zukunft, wenigstens für den Koch. So holte ich denn gehorsam meine Seestiefel, um sie tüchtig einzuschmieren und sie in der Nähe des Heerdes aufzuhängen, damit der Thran gehörig in das Leder zog und sie geschmeidig wurden.

Dann brachte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand mit dem stillen Vornehmen, den guten Koch am näch-

sten Tage doch etwas mit seinem Aberglauben aufzuziehen. Es kam aber anders.

Im Laufe des Vormittags blieb das Wetter unverändert, steife Brise, klare Luft, nicht zu viel Seegang und der Barometer sogar noch etwas steigend. Nur eine Menge der schwarz-weißen Kaptauben, Seeschwalben und schwarzen Lommen hatten sich beim Schiffe eingefunden und einige mächtige Albatrosse strichen hier und dort in der Ferne über die Wasserfläche. Wenn man südlich geht, zeigen sich diese Vögel ganz allmählich und zuerst vereinzelt, heute aber auf einmal in so großen Mengen.

„Sühst Du, Stweizer, da sind sie schon," sagte der Koch Mittags zu mir. „Die wissen Bescheid und nu geht's bald los. Es is gut, daß Du die Seestiebels in Ordnung hast. Paß man auf, daß auch die Bänder von Deinem Südwester gut angenäht sind, sonst fliegt er Dich weg und dann läuft Dich die See in den Nacken."

Es war ein praktischer Rath und ich untersuchte die Bänder auf ihre Festigkeit. Der Südwester ist eine mit geöltem Segeltuch bezogene und flanellgefütterte Regenkappe mit Nackenschirm und Ohrenklappen. Sie und die „Seestiebels" sind die besten Freunde des Seemannes bei schlechtem Wetter.

„Aber Koch" sagte ich, „ich habe eben nach dem Barometer gesehen, er ist seit heute Morgen gestiegen."

Er warf mir über die Achsel einen verächtlichen Blick zu. „Ach geh mich doch mit das neumodische Ding," erwiderte er wegwerfend, „glaubst Du, daß der Sturm sich an so etwas kehrt?"

Damit wandte er sich ab und ließ mich stehen; ich hatte ihn offenbar sehr geärgert. In gewisser Beziehung hatte er in diesem Falle jedoch Recht; der Sturm kehrte sich zwar nicht an den Barometer, aber dieser an ihn.

Der Wind war bis jetzt nordwestlich gewesen und der Sturm zog aus Süden vom Pole herauf. Er brachte kalte schwere Luft mit, welche das Steigen des Instrumentes verursachte, und Nachmittags fiel der Thermometer bis + 2 Grad. Hu! wie das einen bis auf die Knochen durchschauerte, nachdem man so lange 24—28 Grad gewöhnt war!

Gegen Abend stieg im Süden eine schwarze Bank am Horizonte auf, die sich allmählich auch über den ganzen Westen verbreitete und langsam gegen den Zenith vorrückte. Als die Sonne hinter sie hinabtauchte, war sie strahlenlos und glich einer blutigrothen Scheibe. Sie färbte die scharfen zackigen Ränder der Bank, die wie ein Gebirge mit schroffen Spitzen lagerte, rothbraun mit metallischem Glanz.

Ich kannte das von meiner ersten Reise her, das bedeutete nichts Gutes und die Pferde und Frauenzimmer des Kochs stiegen etwas in meiner Achtung. Bald meldete sich eine höhere Dünung, in der das Schiff schwer zu rollen begann.

Der Kapitän mochte wohl auch wissen, wie es stand, und traf seine Maßregeln für einen Sturm.

Danach schien ebenfalls der Koch Recht behalten zu sollen. Mir hatte er meine Zweifelsucht noch nicht vergeben, seitdem noch nicht wieder mit mir gesprochen, aber wenn ich ihm, während alle jene Vorkehrungen getroffen wurden, an denen er sich natürlich auch eifrig betheiligte — bei solchen Gelegenheiten greift jeder an Bord zu — begegnete, dann traf mich ein triumphierender Blick seinerseits, und ich schlug beschämt die Augen nieder, was ihm nicht geringe Befriedigung zu gewähren schien.

Nach Sonnenuntergang kam Bewegung in die Ränder der Bank; einzelne Flocken rissen sich von ihnen los und flogen in wilder Jagd über den sonst klaren Himmel. Oben wehte schon

der Sturm, dann folgte er auch bald unten und bereits begann der Wind, sich südlich zu ziehen.

Jetzt rückte die Bank schneller auf, die Flocken wurden größer und dichter, die See begann höher zu rollen und wenn ihre Köpfe donnernd neben dem Schiffe überbrachen und der weiße Gischt schäumte und kochte, dann ging es wie ein Zittern durch das ganze Gebäude, als sei es ein lebendiges Wesen und empfinde die nahende Gefahr.

Mit der See wuchs auch der Wind in überraschend kurzer Zeit; die Nacht war sehr finster, nur dann und wann erleuchtete ein schwacher grünlicher Schimmer die Takelage gespenstisch, wenn in der Nähe des Schiffes der Kamm einer schweren See überbrach.

Bis dahin hatte das Fahrzeug noch immer mit dem ziemlich von hinten kommenden Winde seinen früheren östlichen Kurs gesteuert und flog trotz der kleinen Segel mit zwölf Knoten Fahrt durch die Fluthen, die tosend sich übereinander wälzten. Nun erreichten sie jedoch eine größere Geschwindigkeit, als das Schiff selbst, erhoben drohend ihre Köpfe über die Verschanzung und leckten gierig an den Bordwänden hinauf, als wären es Seeungeheuer, die ihre glühenden Zungen nach uns ausstreckten. Es lag die Gefahr vor, daß uns eine Woge von hinten überrannte und entweder das Deck einschlug oder alles, was nicht niet- und nagelfest war, von Deck schwemmte.

Es war deshalb die höchste Zeit, beizudrehen, d. h. es unter Sturmsegeln so nahe als möglich an den Wind zu legen (66 °).

Wartet man mit dem Beidrehen zu lange, so kann es überhaupt nicht mehr geschehen, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen.

Das Manöver gelang auch, ohne daß eine Sturzsee überbrach, wenngleich wir nicht ganz ungeschoren blieben, das über-

dampfende Spritzwasser uns ganz gehörig einweichte und Südwester wie Seestiefel sich als brave Schutzgeister bewährten. Nun konnten wir die Sache schon mit mehr Ruhe betrachten.

Wir führten nur die dichtgerefften Vor- und Großmarssegel, sowie am hintersten Maste den kleinen Sturmbesahn und vorn am Bugspriet das dreieckige Sturm-Stagsegel, aber trotz dieser geringfügigen Segelfläche lag das Schiff durch den mächtigen Winddruck so nach der Leeseite über, daß wir überall auf dem Deck Taue spannen mußten, um uns daran festzuhalten, da sonst die Füße auf den schlüpfrigen Planken keinen Halt fanden.

Der Sturm sauste, heulte und pfiff in der Bemastung wie ein Höllenkonzert, daß mir ganz unheimlich wurde, und die See rauschte nicht nur, sie brüllte förmlich.

Wenn so ein schwerer Brecher seitwärts angerollt kam, sein Kamm sich immer höher und höher hob und seine fast senkrecht aufsteigende Vorderwand einen Berg kochenden und wirbelnden Gischtes mit sich wälzte, der in Phosphorglanz glühte, dann stockte mir mehr als einmal der Athem, daß er uns erreichen und unser Schicksal besiegeln würde. Aber jedesmal brach er sich wie durch Zauber, sobald er das quer abstehende breite Kielwasser des Schiffes erreichte, und lief harmlos unter ihm fort, wenn er es auch gewaltsam auf seinen Rücken hob, um es ebenso heftig in das Wellenthal hinabzuschleudern, wobei dem armen Fahrzeuge oft genug alle Rippen im Leibe knackten.

Es ist geradezu unbegreiflich, was ein Schiff auszuhalten vermag, wenn es gut gebaut ist und verständig manövriert. Es giebt ja Fälle, wo in einem Orkan selbst die tüchtigsten Schiffe auf offenem Meere zu Grunde gehen, aber im allgemeinen sind sie doch sehr selten. Wenn sie rechtzeitig beigedreht werden und gut bei liegen, d. h. in derselben Richtung zum Winde langsam quertreiben, der Sturm nicht, wie nahe

dem Mittelpunkte eines Cyklons sich schnell dreht und dann auch die Wellen nicht mehr regelmäßig laufen, sondern wie in einem wilden Chaos durcheinander stürmen, mit steilen Wänden zu riesigen Pyramiden emporwachsen, um plötzlich mit donnerndem Krachen unter ihrer eigenen Last in sich zusammen zu stürzen — dann bleibt das Schiff Sieger in dem furchtbaren Kampfe der fessellos tobenden Elemente, wenn es auch Segel oder Masten dabei einbüßen mag.

Allem Anscheine nach hatten wir es mit einem länger dauernden schweren Unwetter zu thun, denn die Gewalt des Windes nahm stetig zu. Die Freiwache ging deshalb gar nicht erst zur Koje und opferte freiwillig ihre Nachtruhe. Sie mochte wohl ahnen, daß ihr doch nicht viel davon vergönnt sein würde, und wollte deshalb lieber wachend das Kommende erwarten.

Als ich vorn an der Luvverschanzung stand und ein Tau um meinen Arm gewunden hatte, um bei dem heftigen Arbeiten des Schiffes nicht nach Lee geschleudert zu werden, trat der Koch zu mir heran und redete mich an: „Na, Sweizer," meinte er triumphierend, „was habe ich Dich heute Morgen gesagt? Wer hat nun Recht gehabt, Dein neumodscher Glaskasten dahinten oder ich? Ja, ja, die Pferde, die taugen nicht, und das ist einer aus dem Deubel seine hinterste Kiste, aber warte man, das kommt noch besser — Puh!" unterbrach er sich, „das weht ja nicht mehr, das smeißt ja Wind, als ob er den Mond von seinen Ankern reißen wollte! Was meinst Du wohl, wenn wir bei solches Wetter kein Schiff unter die Füße hätten?"

Das wäre nun allerdings keine beneidenswerthe Lage gewesen, aber bevor ich noch auf die etwas sonderbare Vorstellung erwidern konnte, ertönte es wie ein heftiger Donnerschlag über unsern Köpfen, der Sturm und See übertönte, und unmittelbar darauf ein zweiter mehr nach hinten, so daß ich auf das Höchste erschreckt zusammenfuhr.

Dann erfolgte ein markdurchdringendes Klatschen und Peitschen, als ob die wilde Jagd daher durch die Sturmesnacht führe. Die Masten wurden erschüttert, wie wenn Riesenfäuste an ihnen zerrten, um sie aus dem Schiffe zu reißen, und das ganze Fahrzeug erbebte in seinen innersten Fugen, während gleichzeitig ein furchtbarer Stoß des Orkans gegen dasselbe fiel, als ob eine solide Masse dagegen geworfen würde. Es legte sich infolge dessen so weit über, daß die Leeverschanzung unter Wasser pflügte und das außenbords an dieser Seite in Krähnen hängende Boot mitsammt den letzteren von den Fluthen fortgerissen wurde.

Unwillkürlich klammerte ich mich an den neben mir stehenden Koch, und ich will nicht verhehlen, daß mich ein gewisses Angstgefühl überkam, da ich im ersten Augenblicke nicht wußte, was diese Schreckenstöne bedeuteten. Sehr bald wurde ich jedoch wieder beruhigt, als ich bemerkte, daß mein Freund die Sache keineswegs so tragisch nahm, wir hatten ja glücklicherweise bei dem Wetter noch „ein Schiff unter die Füße“.

„Nun, was meinst Du dazu, Sweizer?“ fragte er. „Sieh', das sind die wilden Pferde von gestern Nacht. Beide Marssegel sind aus die Lieken geflogen und nun bammelt auch kein Lappen mehr an die Raaen. Deubel und Pumpstock! is das eine Mütze voll Wind! aber paß man auf, die Pferde haben wir jetz, doch die Unterröcke sind noch nach. Wir sind noch nich mit alles durch, das kostet uns noch mehr!“

Es war so, wie er sagte; die Marssegel hatten dem so plötzlich vermehrten Winddrucke nicht widerstehen können und waren aus den sie umsäumenden Tauen, den Lieken geschlagen, um einige Sekunden zu peitschen, dann zu Atomen zerfetzt vom Sturme hinausgetragen zu werden und spurlos in der dunklen Nacht zu verschwinden.

„Schade um das schöne Segeltuch!“ setzte der praktische

Koch hinzu, „wenn der Wind nicht so rattenkahl gewirthschaftet, dann wären doch noch einige nette Lappen für ein Paar Hosen übrig geblieben. Du bekommst ja Deine als Lehrling vom Schiffe geliefert, aber ich könnte gerade welche brauchen.“

Auf vielen Handelsschiffen ist es nämlich Sitte, etwaige kleinere Ueberbleibsel bei solchen Gelegenheiten den Matrosen zu geben, und deshalb sind diese ganz damit einverstanden, wenn dann und wann ein Segel fortfliegt. Mich beruhigte die Bemerkung aber noch weiter, denn der Koch schien keine besondere Besorgniß darüber zu hegen, daß die Unterröcke noch nach waren.

Ich konnte deshalb auch die neuen Lehrlinge trösten, die ein solches Schauspiel zum ersten Male erlebten und sich in Todesangst in eine Ecke verkrochen hatten, jetzt aber bewundernd zu mir aufschauten, weil ich solchen Muth zeigte. Nun ich ließ es mir gefallen; wußten sie doch nicht, wie mir vor wenigen Minuten selbst noch das Herz gepuppert hatte.

Es sah wirklich so aus, als ob wir für die Frauenzimmer an Bord noch mehr büßen sollten. Die Bö ließ nicht wieder nach, die dunklen Wolken jagten mit höllischer Fahrt über den Himmel und es wehte, als ob Aeolus sich die Kinnbacken ausrenken oder er wirklich, wie der Koch meinte, den Mond von seiner Verankerung losreißen wollte.

Sturzseen bekamen wir nicht über, weil unser gutes Schiff, trotzdem wir nur noch Sturmbesahn und Stagsegel führten, vorzüglich bei und mit dem Kopfe immer an Wind und See lag. Aber der Sturm kämmte geradezu den Gischt von den Wellen und trug ihn als ununterbrochenen heftigen Sprühregen über das ganze Schiff, daß er uns wie Hagel in das Gesicht schnitt, wenn wir den Kopf über die Verschanzung hoben.

Es dauerte auch nicht lange, bis die zweite Prophezeiung meines Freundes in Erfüllung ging. Der Wind dachte: l'appetit

vient en mangeant! Die beiden Marssegel hatte er verzehrt, jetzt gelüstete ihn nach mehr. Gegen Mitternacht nahm er sich den Sturmbesahn beim Kragen und nach wenigen Sekunden war auch von ihm nicht so viel übrig geblieben, um sich eine Hose daraus zu fertigen.

Dadurch wurde jetzt aber die Sache bedenklicher, und es mußte sofort etwas geschehen, um ein wirkliches Unglück zu verhüten, das Schiff und Mannschaft verderben konnte.

Das gute Beiliegen eines Schiffes hängt außer von seinem Bau auch wesentlich davon ab, daß der Druck der Sturmsegel richtig auf dasselbe vertheilt ist. Wenn die Hintersegel fehlen, die als Hebel dagegen wirken, wirft die etwas mehr als quer kommende See den Kopf des Schiffes herum, so daß dann der Wind nicht mehr etwas schräg von vorn, sondern quer und sogar von hinten auf Masten und Raaen wirkt.

Dann treibt es nicht mehr, sondern beginnt zu segeln. Infolge dessen verliert sich das breite schützende Kielwasser an der Windseite, an dem sich die Sturzseen brechen, und sie finden kein Hinderniß mehr, um sich an Bord zu wälzen, wodurch aber, wie bemerkt, leicht alles verloren gehen kann.

Unter den obwaltenden Verhältnissen bei uns mußte deshalb so schleunig wie möglich das fortgeflogene Segel durch ein neues ersetzt werden. Während die Mannschaft an Deck dazu alle Vorbereitungen traf, wurde ich mit dem Untersteuermann hinuntergeschickt, um den Ersatz aus der Segelkoje zu holen. Letztere befand sich hinten in der Kajüte, in einem Hohlraum, den nach hinten die schräg aufsteigenden Inhölzer des Hecks (hinterste Wand des Schiffes über Wasser) bildeten, während er vorn durch eine senkrechte Wand gegen die Kajüte hin abgeschlossen wurde.

An beiden Längsseiten der Kajüte waren Schlafkammern aufgebaut und durch dünne Bretterwände von jener getrennt,

und in der Mitte stand ein schwerer, mit den Füßen festgeschrobener Tisch, auf dem eine Schlingerlampe angebracht war, die während der ganzen Nacht brannte. Das Schlafzimmer des Kapitäns befand sich außerhalb der Kajüte.

Während der Steuermann in die enge Segelkoje kroch, um dort das betreffende Segel hervorzusuchen, hielt ich mich an der Leeseite des Tisches fest, bis jener es mir zureichen würde. Da ereignete sich aber eine drastische Scene.

Wir hörten, wie mit dumpfem Krachen eine See gegen die Bordwände des Schiffes donnerte, überbrach und Wassermassen auf dem Oberdeck hin und her wogten, aber darüber weiter nachzudenken, fehlte uns die Zeit, weil wir genug mit uns selbst zu thun bekamen.

Dieselbe Welle warf nämlich das überhaupt schon vom bloßen Winddruck sehr schief liegende Schiff mit einem gewaltsamen und plötzlichen Ruck noch weiter über, so daß der Tisch von seinen soliden Befestigungen brach und mit Eisenbahnfahrt mit mir nach Lee fuhrwerkte.

Nun, das war keine Kleinigkeit, und es wäre mir wohl sehr schlecht ergangen, wenn nicht glücklicherweise die Kajütswand ein Einsehen gehabt und sich mir als Helfer in schlimmer Noth gezeigt hätte. Sie war nämlich so liebenswürdig, einem bestimmten Theile meines Körpers nicht hartnäckigen Widerstand zu leisten, sondern denselben beim ersten Anprall durch ihre dünne Füllung frei passiren zu lassen, während sie der breiten Tischplatte diese Gunst versagte.

So, da saß ich! zwar ohne zerbrochene Knochen und auch sonst nicht wesentlich beschädigt, aber immerhin gefangen und in keiner beneidenswerthen Lage; doch war ich nicht der einzige Unglückliche in diesem Tohu Wabohu, denn mir gegenüber hatte das unerwartete Ueberholen des Schiffes noch weiteres Unheil angerichtet.

Dort befand sich die Schlafkammer des Fräulein W., unserer Passagierin. Durch den Stoß war die Schiebethür aufgesprungen, die Arme aus ihrer Oberkoje geschleudert, und nun lag sie vor meinen Augen hilflos und jammernd vor ihrem Bette auf dem Deck.

Der Untersteuermann war auch kaum besser fortgekommen, in der Segelkoje über Kopf gegangen, hatte sich an den scharfen Kanten der Heckbalken das Gesicht gänzlich zerschunden und war blutüberströmt. Es bot sich dadurch eine höchst eigenthümliche Scene, welche wohl werth gewesen wäre, durch einen seefesten Marinemaler in der Manier von Allers verewigt zu werden, um den Landleuten vor Augen zu führen, zu welchen verzwickten Situationen selbst der mit den besten Seebeinen und Fingerangelhaken ausgestattete Seemann und auch der weibliche Passagier gelangen kann, wenn die See mit dem Schiffe Fangeball spielt. Das Ganze wurde im Rembrandtschen Halbdunkel durch den trüben Schein der glücklicherweise fest und brennengebliebenen Lampe beleuchtet und war wirklich sehenswerth, wenngleich für die Betheiligten nicht sehr erbaulich.

Trotzdem mußte der Anblick besonders komisch wirken, denn während ich nach Kräften bemüht war, mich aus meinem ungemüthlichen Gefängnisse zu befreien, was mir jedoch ungeachtet aller Anstrengungen zuerst gar nicht gelingen wollte, konnte der Untersteuermann, obwohl ihm das Blut über das Gesicht rann, sich vor Lachen kaum halten, und ich mußte schließlich selbst mit einstimmen.

Endlich bekam ich es fertig, als das Schiff sich einmal wieder etwas aufrichtete, mit größter Mühe den schweren Tisch zurückzuschieben und mich aus meiner Klemme zu befreien, allerdings nur mit Zurücklassung eines Theils meiner

Beinkleider in der Bretterwand und unfreiwilliger Aufnahme verschiedener Holzsplitter in meinen Weichtheilen.

Dann aber drängte es mich, feurige Kohlen auf das Haupt der jungen Dame zu sammeln, die noch immer laut stöhnend auf dem Deck lag und bei der schiefen Lage des Schiffes, dem Brausen des Sturmes und der See und dem unheimlichen Rauschen des übergekommenen Wassers auf dem Oberdeck nicht anders glauben mochte, als daß ihre letzte Stunde geschlagen habe.

Ich eilte ihr ritterlich zu Hilfe, nahm sie sehr vorsichtig und diskret in meine Arme, legte sie behutsam in ihre Koje, deckte sie, nachdem ich Gewißheit erhalten, daß sie nichts gebrochen und Ernstliches ihr fehle, sorgsam und fest zu, stellte ein Brett zwischen Bettwand und Matratze, um ein abermaliges Herausfallen zu verhüten und schloß dann die Kammerthür.

Unsere Rollen hatten gewechselt. Meine Füße waren diesmal bis über das Knie mit Seestiefeln bekleidet, während die ihrigen nicht einmal mit Strümpfen bedeckt und ihr übriges Negligee dementsprechend sich zeigte. Ob dieser Umstand es veranlaßte, oder meine Rettungsversuche sie umgestimmt hatten — genug, zum ersten Male auf der Reise, seit vollen acht Wochen, sprach sie mit mir, wenn auch nur mit schwacher Stimme „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Werner.“ Das war mir allerdings an Bord noch nicht passirt, mit „Herr“ angeredet zu werden.

Der Steuermann war inzwischen auch in die Kajüte zurückgekrochen, half mir zunächst, den rebellischen Tisch wieder fest zu machen, um vor seinen nochmaligen hinterlistigen Angriffen gesichert zu sein, fungirte dann in aller Eile als Heilgehilfe, um mich wenigstens von den hartnäckigsten Splittern zu erlösen, und danach schleppten wir mit vereinten Kräften, aber

immer noch lachend über das erlebte Abenteuer den Reserve-Sturmbesahn an Deck, wo er sogleich untergeschlagen, nach vielen Fährlichkeiten auch glücklich beigesetzt wurde und das Schiff nun wieder vorläufig gesichert war.

Die See, welche uns den Streich gespielt, war richtig übergekommen, aber glücklicherweise vorn beim Fockmast, und wenn sie auch dort Unheil genug angerichtet und unter anderem den Schweinestall mit dem von Rio mitgenommenen Borstenvieh, glatt über Bord gespült hatte, was uns sehr schmerzlich berührte wegen der uns dadurch entgehenden Mahlzeiten, so war wenigstens kein Menschenleben verloren gegangen.

Die Leute hatten alle hinten beim Kreuzmast gestanden, um das Unterschlagen des Segels vorzubereiten. Es waren ihnen nur die Seestiefel von oben gefüllt und das Wasser hatte ihnen bis an die Nase gestanden, was bei kaum 2 Grad Wärme freilich auch kein absonderliches Vergnügen bereitete.

Ich war wenigstens trocken geblieben und wußte das bei der niedrigen Temperatur zu schätzen. Die ärztliche Kunst des Steuermannes hatte freilich noch einige Splitter übersehen, die mir ziemlich unbequem waren, von denen mich jedoch, als die Arbeit vorbei war, mein Freund in der warmen Kambüse ganz befreite.

„Das kommt man bloß von die Frauenßimmer, Stweizer, aber nun haben wir auch unser Theil gehabt,“ tröstete er mich; „es is Mitternacht und da bricht sich der Sturm, ich kenne das.“

Und so war es auch; das Schlimmste hatten wir hinter uns. Der Sturm setzte sich in Böen, die Freiwache durfte zur Koje gehen, und als ich Morgens vier Uhr wieder Wache bekam, hatte sich das Unwetter bedeutend gemäßigt. Mit Tagesanbruch konnten wir neue Marssegel unterschlagen, die durch die Sturzsee verursachten Schäden ausbessern und unsern Kurs wieder aufnehmen.

Solcher unfreiwilligen Komik, wie der oben geschilderten begegnet man öfter auf See in den ernstesten Lagen, und der Gegensatz zwischen jener und höchster Gefahr wirkt unwillkürlich auf die Lachnerven, obwohl man vielleicht in wenigen Minuten den Tod erwartet.

Ein derartiges komisches Intermezzo trug sich vor einer Reihe von Jahren auf einem Dampfer zu. Er war schwer beladen und bekam in der Nordsee sehr schlechtes Wetter. Ein schwimmendes Wrackstück, dem er begegnete, ohne es zu bemerken, schlug gegen seine Seite und über Wasser ein Loch in seine Eisenplatten.

Von innen konnte man sobald nicht wegen der Ladung, von außen wegen der Witterung nicht an das Leck kommen, durch welches bei jedem Niederstampfen die See in das Schiff strömte. Um letzteres vor dem Sinken zu retten, mußte es so viel wie möglich durch Werfen der Ladung erleichtert werden. Als Deckslast befanden sich 400 lebende Schweine an Bord. Sie mußten zuerst fort, und der Kapitän gab der Mannschaft den Befehl, sie ins Wasser zu werfen.

Hui! das war etwas für die Matrosen, diese großen Kinder, die über den Augenblick alles andere vergaßen. Keiner von ihnen dachte mehr daran, daß sie in kürzester Zeit auf dem Grunde des Meeres ruhen konnten, wenn es nicht gelang, in kürzester Frist das Schiff zu heben. Ihnen schwebte nur der Schweinefang vor Augen, das war ein Hauptspaß und jubelnd stürzten sie auf die Borstenthiere.

Doch diese schienen durchaus nicht damit einverstanden zu sein, sich opfern zu lassen. Sie setzten sich auf das energischste zur Wehre, jagten und kreuzten auf dem Deck nach allen Richtungen, quiekten und schrieen, als ob sie am Spieße stäken und schleiften in Todesangst die Leute, wenn sie am Bein ergriffen waren, hinter sich her. Dann und wann kam

auch eine See über und in ihr wogten dann Thiere und Menschen wild durcheinander, jene mit durchdringendem Geschrei, diese mit Lachen und Gejohle.

Schließlich wurden jedoch die Schweine matt, eine neue überbrechende See erstickte sie beinah, aber es dauerte doch fast eine Stunde, ehe die schwere Arbeit bewältigt war. Dann ging es an das Werfen der Ladung und nach Verlauf einer weiteren Stunde war das Schiff nicht nur bedeutend erleichtert, sondern auch so weit geleert, daß man das Leck erreichen und vorläufig verstopfen konnte.

Man denke sich aber im Augenblick höchster Gefahr eine solche Massenjagd auf 400 Schweine und man wird zugeben müssen, daß dergleichen zu den seltsamsten Gegensätzen gehört, und daß die Scene selbst dem ernsten und in jenem Augenblicke seiner schweren Verantwortlichkeit sich mehr als je bewußten Kapitän, der auf der Brücke stehend die Tragikomödie zu seinen Füßen auf dem Deck überschaute, ein Lachen abzwang.

In den vier Wochen, welche wir noch in diesen Breiten blieben, um ostwärts zu steuern, bevor wir nordwärts in den Passat aufbogen, hatten wir zwar Wind genug, mußten auch noch einige Male beidrehen, aber so hart, wie in jener Nacht, trafen wir es doch nicht wieder, und sonst war uns das Beiliegen ganz interessant. Zu arbeiten gab es nichts. Die Wache saß in Lee des Großbootes, gegen den Wind und die überkommenden Spritzer, die bisweilen ziemlich grob wurden, geschützt, und vertrieb sich die Zeit mit Rauchen und Erzählungen, oder auch mit Angeln von Kaptauben und Albatrossen, die bei schwerem Sturm ganz nahe an das Schiff kommen, während sie sich bei gutem Wetter fernhalten.

Fräulein W. bedurfte mehrerer Tage, um sich von den in jener Nacht ausgestandenen Schrecken, sowie von den Quetsch-

ungen, die sie durch den Fall davongetragen, zu erholen, so daß ich sie längere Zeit nicht sah. Eines Abends jedoch, als wir ziemlich gutes Wetter hatten und ich am Steuerruder stand, erschien sie an Deck und ich war nicht wenig erstaunt, als sie mich nicht nur freundlich zuerst begrüßte, sondern auch ein Gespräch mit mir anknüpfte.

Es ist eigentlich, auch auf Handelsschiffen, nicht gestattet, daß mit dem Manne am Ruder außerdienstlich gesprochen wird, aber der Obersteuermann nahm es aus Höflichkeit gegen die Dame nicht so genau, stellte sich mittschiffs an die Reiling und that so, als ob er es nicht merkte.

Natürlich erwähnte ich jenes Unfalles, dessen Einzelheiten ihr nicht angenehm sein konnten, nicht, und ebenso schwieg sie selbst darüber, aber jedenfalls war er die Veranlassung, daß fortan sich unsere Beziehungen ganz anders und freundlich gestalteten. Wir wurden gute Kameraden, und nicht nur auf dieser Reise, sondern auch auf den späteren (ich kam noch fünfmal nach Batavia) erwirkte sie vom Kapitän stets einen mehrtägigen Urlaub für mich, den ich bei der deutschen Familie, zu der sie gegangen, in höchst angenehmer Weise verlebte und dadurch die tropischen Schönheiten Ostindiens in ganz anderem Maße kennen lernen und genießen konnte, als es bei meiner untergeordneten Stellung sonst möglich gewesen wäre.

Nachdem wir in vier Wochen die tausend Meilen vom Kap der guten Hoffnung bis in die Nähe des Festlandes von Australien ohne weitere bemerkenswerthe Zwischenfälle abgelaufen hatten, suchten wir Nord zu gewinnen.

Am letzten Tage, ehe wir noch Norden steuerten, sahen wir ein Schiff, das erste, seitdem wir Rio verlassen hatten, also seit beinahe zwei Monaten. Es trieb vor kleinen Segeln, obwohl gutes Wetter war, und sowohl dieser befremdende Umstand, wie auch der erklärliche Wunsch, nach so langer einsamer Fahrt

einmal wieder mit anderen Menschen, und sei es auch nur auf Sprechweite, zusammenzukommen und einige Worte mit ihnen zu wechseln, bewog den Kapitän, ein paar Striche auf den Fremden abzuhalten.

Als wir uns näherten, erkannten wir bald seinen Charakter und auch den Grund, weshalb er unter kleinen Segeln lag. Es war ein amerikanischer Wallfischfänger oder „Südseemann", wie diese Fahrzeuge von den Matrosen genannt werden.

Wir drehten in seiner Nähe bei und tauschten eine halbe Stunde lang Fragen und Antworten aus. Solche Schiffe bedürfen oft drei bis dreieinhalb Jahre, ehe sie so viel Fische fangen, daß sie ihre volle Ladung an Thran besitzen, und wenn sie Unglück haben, kehren sie auch dann wohl nur mit halber Ladung heim, was natürlich nicht die Unkosten deckt und die auf Fangantheile gesetzte Mannschaft für Jahre des traurigsten Lebens und der größten Strapazen leer ausgehen läßt.

Der unsrige hatte mehr Glück gehabt und war, obwohl erst 18 Monate in See, schon zu drei Viertheil mit Thran gefüllt, der an Bord ausgekocht wird, zu welchem Zwecke auf dem Deck große Herde mit mächtigen Kesseln erbaut sind. Wenige Tage zuvor erst hatte er einen Fang gemacht und trieb unter kleinen Segeln, weil er im Fahrwasser von noch anderen zu sein glaubte.

Die Richtigkeit dieser Ansicht konnten wir ihm bestätigen, denn in der Nacht zuvor hatten sich 4—5 mächtige Thiere um unser Schiff getummelt, eine Nachricht, die ihm sehr willkommen zu sein schien. Wenn es ihm gelang, in nächster Zeit noch 3—4 Fische zu harpuniren, dann war er voll und sowohl Reeder wie Besatzung hatten ein brillantes Geschäft gemacht.

Uebrigens sah das Schiff schrecklich aus, wie es mir nie wieder vorgekommen ist. Wahrscheinlich war es, seitdem es

den Heimathhafen verlassen, nie in einem Hafen gewesen, wenigstens in keinem civilisirten. Ueberall war die Farbe heruntergewaschen, der ganze Boden mit Muscheln bewachsen, die Takelage liederlich und überall bodenloser Schmutz. Ebenso erschien die aus allen Nationen zusammengewürfelte Besatzung, die aus Weißen, Braunen, Gelben und Schwarzen bestand. Ordentliche Seeleute gehen nicht auf solche Schiffe, sie halten das unter ihrer Würde, weil Seemannschaft dabei ganz in den Hintergrund tritt, sie Jahre lang fast nie Urlaub erhalten und die schmierige Beschäftigung, welche den einzigen Zweck der Fahrt bildet, sie anwidert.

Für uns war die Begegnung mit dem Amerikaner trotzdem eine sehr interessante, und wenn ich dadurch hätte dem Schauspiel eines Wallfischfanges beiwohnen können, wäre ich ganz gern auf den schmutzigen, rostigen Kasten mit seiner verwilderten und unappetitlichen Mannschaft auf einige Tage übergesiedelt, gab mich schließlich aber doch zufrieden, auf unserem sauberen Schiffe statt auf dem Fremden zu verbleiben, von dem auf Hunderte von Schritten ein athembeklemmender Gestank von verbranntem Fett, mit dem auch die Schmelzkessel geheizt werden, zu uns herüberdrang.

Natürlich gab das Zusammentreffen unseren Leuten nach so langem Alleinsegeln einen höchst ergiebigen und willkommenen Stoff zur Unterhaltung. Dabei kamen allerlei merkwürdige Geschichten auf das Tapet; der eine wußte dies, der andere das von „Südseeleuten“ zu erzählen und den Vorgänger immer noch zu übertrumpfen.

Es ist merkwürdig, was man nach dieser Richtung hin den Matrosen gewöhnlicher Sorte bieten kann, ohne für einen Aufschneider zu gelten. Sie sind die gläubigsten Zuhörer, nehmen fast alles als bare Münze und sind darin, wie in so vielen anderen Dingen, die reinen Kinder. Freilich mag zu ihrer

Entschuldigung dienen, daß sie auf See so vieles Seltsame und Wunderbare sehen, das sie mit ihrem unausgebildeten Verstande sich nicht zu erklären vermögen, und für das selbst Hochgebildete nur Hypothesen aufstellen, ohne sie einwandfrei begründen zu können.

Dank unseren eifrig betriebenen Gestirnsbeobachtungen war unsere geographische Länge richtig. Wir liefen Java Head, die westliche Spitze von Java, auf den Kopf an und segelten eines Abends mit leichter Landbrise, die tausendfachen Blüthenduft von der Insel zu uns herübertrug, und die wir mit vollen Zügen einathmeten, ziemlich nah unter der steil sich erhebenden und von Untiefen freien Küste in die Sundastraße ein.

Am andern Morgen befanden wir uns in Gesellschaft von einer ganzen Reihe ein- und ausgehender Schiffe der verschiedensten Nationen, welche sich in der engen Passage zusammendrängten, da dieser Weg nicht nur nach den Häfen der Sunda-Inseln, sondern auch nach Siam, China und zu einem der wichtigsten Knotenpunkte des gesammten ostasiatischen Handels, nach Singapore, führt.

Die Sundastraße erstreckt sich zwischen Java und Sumatra zuerst nordöstlich und durchliefen wir diesen Theil sehr schnell. Dann aber tritt Sumatra zurück und es eröffnet sich ostwärts die von den sogenannten „Tausend Inseln" eng durchsetzte Javasee. Zwischen diesen ist Segeln bei Nacht wegen der vielen Korallenbänke gefährlich, und obwohl man von hier mit gutem Winde die Reede von Batavia in 24 Stunden erreichen kann, gebrauchten wir dazu nicht weniger als zehn Tage.

Es war die Zeit des Nordost-Monsuns, der uns recht in die Zähne blies. Monsune sind halbjährige Winde, die in den ostasiatischen Gewässern und noch in einigen anderen Gegenden, wo die geologischen Verhältnisse ähnlich liegen, wehen

und alle sechs Monate in ihrer Richtung Nordost und Südwest wechseln.

Wir kreuzten gegen den steifen Wind und eine ziemlich heftige Strömung nur langsam auf. Das war einerseits ziemlich langweilig, aber auf der andern Seite hatten wir wenigstens an allen den lieblichen Inseln, die, von hellgelbem Sandstrande umsäumt, mit ihrem prachtvollen Grün wie in Gold gefaßte Smaragdperlen auf der Azurfluth schwammen, Abwechselung und so reizende Ausblicke, daß wir uns daran nicht satt sehen konnten.

Später, als ich Steuermann war, habe ich verschiedene dieser kleinen Inseln nach naturwissenschaftlichen Gegenständen abgesucht, aber allerdings nur sehr geringe Ausbeute gemacht. Nur auf der einen, nahe an der Javaküste gelegenen, gab es eine ganze Menge fliegender Hunde. In der Mitte der Insel befand sich ein runder freier Platz von 40—50 Schritt Durchmesser, rings von hohen Bäumen eingefaßt, in denen die Thiere während des Tages an einer oder beiden Hinterklauen, in ihre Flügel wie in einen Mantel gewickelt und mit dem Kopfe nach unten hingen, während sie nach Sonnenuntergang wie die Fledermäuse zu flattern begannen.

Ich stellte mich dann in der Mitte des freien Platzes auf und schoß eine ganze Zahl von ihnen, bekam aber nur fünf, die augenblicklich getödtet waren. Die nicht tödtlich verwundeten flogen in die Bäume zurück, hakten sich in den Zweigen fest und waren für mich verloren. Es giebt auf diesen Inseln keine fruchttragenden Gewächse, und ich konnte deshalb nicht recht begreifen, wovon diese Thiere, die die Größe eines Eichhörnchens haben, dunkelbraun gefärbt sind und einen allerliebsten Fuchskopf besitzen, sich nähren, da sie nur von Früchten leben. Auf einer zweiten Insel fand ich allerdings noch etwas Merkwürdigeres und Werthvolleres, fossile, halb im Ko-

rallensande vergrabene Klammermuscheln von einer so gewaltigen Größe, daß ich darüber erstaunte. Eine unverletzte halbe nahm ich mit, aber zwei Mann hatten ihre volle Last daran und sie wog einen Zentner. Es war dies kurz vor meiner Abreise und ich fand keine Gelegenheit mehr, auch die übrigen zu holen.

Wie viel Jahrhunderte oder Jahrtausende mögen diese Muscheln dort gelagert haben! Alle jene Inseln sind von Korallen aufgebaut, und welche unendliche Zeit muß dahin gegangen sein, ehe diese winzigen Thiere ihr Bauwerk und mit ihm die Muscheln hunderte von Fußen vom Grunde des Meeres und bis zu seiner Oberfläche hoben.

Gegen ein Uhr Nachmittags ließ die Windstärke regelmäßig nach. Bis Sonnenuntergang trat vollständige Windstille ein, weil dann die Landbrise dem Monsun entgegenwirkte, und um durch die Strömung nicht wieder zurückgetrieben zu werden, mußten wir dann regelmäßig vor Anker gehen.

Am ersten Abend gegen 5 Uhr, als wir am Eingang der Straße zwischen Java und der an der Südostspitze Sumatras liegenden Insel Krakatoa ankerten, auf der vor einigen Jahren der furchtbare vulkanische Ausbruch stattfand, dessen Wirkungen sich auf Hunderte und Tausende von Meilen erstreckten, so daß selbst bei uns in Nordeuropa der bis zu unmeßbarer Höhe emporgeschleuderte und dort schwebend erhaltene vulkanische Staub wunderbare und prachtvolle Lichterscheinungen vor aufoder nach untergehender Sonne am Himmel erzeugte, passirte uns etwas, das wahrscheinlich manche Leser mit ungläubigem Lächeln aufnehmen werden, das aber nichtsdestoweniger buchstäblich wahr ist.

Nach Ausscheiden von der Arbeit badete ein Theil unserer Leute, trotzdem sie von den Steuerleuten gewarnt waren, und zwar benutzten sie dazu die Zeit, wo jene zum Kaffeetrinken

in die Kajüte gegangen waren, um sich vorn über dem Bug an der Ankerkette in das Wasser zu lassen, um dort ungesehen umher zu schwimmen.

Ich hatte ebenfalls dringend gewarnt. Mir stand noch der blutige Anblick zu lebhaft vor den Augen, als vor einem Jahre auf der Reede von Batavia ein Hai in unmittelbarer Nähe unseres Schiffes einem badenden Matrosen beide Beine abriß, aber die leichtsinnigen Menschen kehrten sich nicht daran.

Während ich mit den andern beiden Lehrlingen vorn auf der Back stand und zuschaute, erblickten wir plötzlich in nur wenigen hundert Schritt Entfernung eine gewaltige Schlange im Wasser, die, von der Javaküste kommend, nach Sumatra hinüberschwamm. Aufs höchste erschreckt, riefen wir den Badenden zu und diese, nicht weniger entsetzt, kletterten, so schnell sie vermochten, an der Ankerkette wieder hinauf an Deck.

Ich lief nach hinten, um es in der Kajüte mitzutheilen, und Kapitän wie Steuerleute folgten mir, mit Fernröhren bewaffnet auf dem Fuße nach dem Vorderdeck, wo sich bereits die ganze Mannschaft versammelt hatte und sich gleich darauf auch die beiden Damen einfanden.

Die Schlange ging mit ziemlich schneller Fahrt in kaum vierzig Schritt Entfernung quer vor unserm Schiffe vorbei, und es war deshalb auch ohne Fernröhre jeder Zweifel an ihrer Natur ausgeschlossen. Wir sahen ganz klar und deutlich ihren Kopf, der die Form und Größe eines Seehundskopfes hatte, und an den sich ein längerer dünner Hals schloß, während der Körper nach hinten zu dicker wurde — nach unserer Schätzung ungefähr mit einem Fuß Durchmesser — um gegen den Schwanz hin wieder dünn zu verlaufen.

Die Länge des ganzen Thieres betrug 30—40 Fuß,

keinenfalls weniger und die Schlange schwamm, indem sie den Kopf stets über Wasser hielt, in eben solchen ringelnden Bewegungen, wie ihresgleichen sie am Lande zeigen Bei der Nähe und dem klaren Wasser war auch hierbei ein Irrthum ausgeschlossen. Wir sahen die Ringel über Wasser und den übrigen Körper unter demselben, und was wir mit bloßem Auge wahrnahmen, bestätigten die Fernröhre. Noch etwa zehn Minuten war sie unseren Blicken entschwunden.

Eine Seeschlange gilt so ziemlich allgemein für ein fabelhaftes Thier, das nur in der Einbildung von Seeleuten oder Reisenden bestehen soll. Erscheint sie einmal in der Zeitung, so wird sie sofort zu einer Ente gestempelt und über den Betreffenden, der davon erzählt, entweder mitleidig gelächelt, oder er für einen Aufschneider und seemännischen Münchhausen gehalten.

Ich kann mir das nicht recht erklären, aber es erinnert mich lebhaft an jenen Schiffsjungen, der, von einer längeren Seereise zurückgekommen, seiner wißbegierigen Großmutter alles Mögliche erzählen sollte, was er an Wunderbarem gesehen und erlebt.

Er ließ es auch nicht daran fehlen, und da er unterwegs bereits mit Erfolg Seemannslatein studiert hatte, wußte er merkwürdige Geschichten und berichtete der aufmerksam lauschenden Großmutter die seltsamsten Dinge, sodaß ihr oft eine Gänsehaut über den Körper lief. Diese Hitze unter dem Aequator, davon konnte man sich ja gar keinen Begriff machen, die Anker waren langsam schmelzend vom Bug ins Wasser getropft und nur die hölzernen Stöcke waren übrig geblieben, aber auch sie nur ebenso wie das ganze Schiff vor dem Anbrennen gerettet, daß Tag und Nacht die Schiffsspritzen im Gang waren, um es unter Wasser zu halten.

Dann kamen die Stürme an die Reihe. Nun mit denen

war es noch viel schrecklicher gewesen. Etwas mit dem Messer zu schneiden war ganz unmöglich, denn die Klinge wehte in der Hand immer platt. Der Kapitän hatte jedem verboten, den Mund aufzumachen, und als ein unglücklicher Neuling es doch gethan, da hatte ihm der furchtbare Wind alle 32 Zähne umgeklappt und ihm hinten in die Kehle geweht, so daß er nur mit größter Noth vor dem Ersticken bewahrt werden konnte. Einem Matrosen, der nach oben geschickt war, um etwas im Top auszurichten, hatte der Sturm beide Beine unter dem Leibe weg geradeaus in die Luft geweht. Er konnte sie nicht wieder herunter bringen, sondern der arme Kerl mußte sich mit den Händen am Tauwerk festhalten und fast eine Viertelstunde lang wie ein Wimpel schweben, ehe es gelang, ihn dort herunter zu holen.

So fuhr er mit manchem bewundernden Ach und Oh Großmütterchens begleitet noch eine Weile fort, dann aber ging dem Erzähler der Vorrath aus. Da jedoch die Alte noch immer mehr wissen wollte und seine Phantasie ihn in Stich ließ, war er gezwungen, die Wirklichkeit zu Hilfe zu nehmen, und begann von fliegenden Fischen zu sprechen.

Da unterbrach ihn aber die alte Frau sofort sehr ungnädig: „Nee, mien Jung, nu swieg man still, nu fängst Du an to lägen. Süh, all dat annere, wat Du vertellt häst, wör wahr, aber dat Fische flägt, dat is to veel. Du sullst Di wat schamen, Dien oll Großmutter so'n Tüg vörsnacken to wolln."

Aehnlich geht es vielen und nicht nur Ungebildeten am Lande, wenn Seeleute oder Reisende ihre Erlebnisse berichten. Das unglaublichste Zeug nehmen sie als wahr hin, Thatsachen begegnen bei ihnen aber oft argen Zweifeln.

In dem vorliegenden Falle würde ich einen Irrthum oder eine optische Täuschung zugeben können, wenn ein Mensch

und auf größere Entfernung die Schlange gesehen hätte, aber was dreiundzwanzig Personen in solcher Nähe und während einer Zeitdauer von über zehn Minuten beobachten, läßt sich doch am Ende nicht abstreiten.

Man schaue doch nur in der Natur umher. Mammuth und Spitzmaus, Krokodil und Eidechse, Walfisch und Stichling, Boaconstrictor und Blindschleiche, japanische Riesenkrabbe mit sechs Fuß langen Scheeren, in denen Zähne sitzen wie die Backzähne eines Pferdes, und der Flohkrebs — sind das nicht alles klare Beweise, daß die Natur in den verschiedenen Thiergattungen auch die verschiedensten Größen schafft? Weshalb sollte sie eine Ausnahme bei den Seeschlangen machen, nur weil man so große noch nicht gefangen hat?

Nun, in den letzten zwanzig Jahren hat man auch zum ersten Male in historischer Zeit die riesigen Tintenfische gesehen, welche von den Seeleuten Kraken genannt werden und von denen einer von einem isländischen Bischofe beschrieben, freilich aber auch bis dahin für eine Fabel gehalten wurde. Jetzt ist der Krake keine Fabel mehr, sondern eine Thatsache, und von seinem Dasein kann sich jeder im Newyorker naturhistorischen Museum überzeugen.

Kurze Zeit nach einander strandeten zwei dieser Riesenthiere an der mexikanischen Küste mit 10—12 Fuß langen und einen Fuß im Durchmesser haltenden Fangarmen und tellergroßen Saugnäpfen und wurden gefangen.

Ebenso haben verschiedene Male Walfischfänger in der Straße von Mozambique Bruchstücke von noch viel gewaltigeren Kraken aufgefischt, deren Fangarme doppelt so stark waren wie bei jenen.

In dieser Straße steigt mehrere hundert Fuß hoch eine steile Felswand vom Meeresgrunde auf, und diese Stelle suchen die Walfischfänger auf, weil sie dort viel Potwale finden.

Die Tintenfische sitzen auf Beute lauernd an dieser Felswand und müssen in Menge dort sein, da sie die Potfische anziehen, die sie mit ihrem furchtbaren, im Unterkiefer mit mächtigen kegelförmigen Zähnen besetzten Rachen vom Felsen abreißen und sich von ihnen nähren.

Diese Funde thun auch überzeugend dar, daß der Krake der Seeleute nicht nur in ihrer Einbildung vorhanden ist; weshalb sollte es also nicht auch Seeschlangen von 40 bis 50 Fuß Länge und mehr geben?

Auf einer meiner späteren Reisen habe ich auf der Reede von Batavia durch malaische Fischerboote hundertundfünf mit Giftzähnen bewaffnete Seeschlangen in Netzen fangen lassen und sie an das Hamburger Museum übergeben.

Eine derselben war noch völlig unbekannt. Sie maß sechs Fuß, wurde von meinem Freunde Dr. Schmidt neu bestimmt, befindet sich ebenfalls im Hamburger Museum und trägt meinen Namen Thalassophis (oder Hydrophis, ich erinnere mich nicht mehr genau) Werneri. Nun, wenn bis dahin noch keine sechsfüßige bekannt war, weshalb sollte es nicht ebenso gut vierzigfüßige geben?

Es kann ja auch eine Fischeidechse, ein Ichthyosaurus gewesen sein. Wir haben zwar die Flossen nicht wahrgenommen, aber es ist doch möglich, daß sie vorhanden gewesen sind, und wer will behaupten, daß der Schoß der so wenig erforschten Ozeane nicht noch jetzt Exemplare von jenen vorsintfluthlichen Ungeheuern birgt?

Vor 10 Jahren haben Kapitän, Offiziere und die gesamte Mannschaft einer französischen Korvette im südatlantischen Ozean eine solche Fischeidechse nicht nur gesehen, sondern mit Booten verfolgt und sie angeschossen, obwohl sie dann tauchte und ihnen entging. Bei dieser Jagd haben sie die Flossen genau wahrgenommen und der Kapitän hat über den Vorfall

einen amtlichen Bericht an das Marineministerium erstattet; es läßt sich doch das Zeugniß von 300 Menschen und Augenzeugen nicht so ohne weiteres bestreiten.

In den Diluvialschichten sind eine reiche Zahl verschiedener Muscheln gefunden, die genau so noch heute leben — weshalb sollten sich also nicht noch auch Fischeidechsen und andere ungeheuerliche Ungethüme in den unergründlichen Tiefen des Meeres aufhalten, die bis jetzt kein Menschenauge erblickt hat und vielleicht auch nie erblicken wird?

Mit dem zehnten Tage scharfen Kreuzens in der Java-See trafen wir endlich auf der Reede von Batavia ein und hatten damit unser nächstes Ziel erreicht. Der Kapitän fuhr mit den Damen an Land, um dort während unseres Verbleibens Aufenthalt zu nehmen, aber für uns begannen sofort die Vorbereitungen für das Löschen der Ladung und damit eine Periode harter Arbeit, die uns wünschen ließ, baldmöglichst wieder in See zu gehen, weil wir es dort viel bequemer hatten, wenngleich mich unerwartet ein glücklicher Umstand begünstigte, und ich mehr vom Lande genoß, als meine Kameraden, die mich deshalb auch nicht wenig beneideten.

Das Löschen der Ladung dauerte ungefähr eine Woche und kostete uns manchen heißen Schweißtropfen. Als das Schiff leer gemacht war, trat eine dreitägige Pause ein, und zwar zu dem Zwecke, um zum großen Kummer des Kochs die Ratten auszuräuchern, die inzwischen durch ihre ungehemmte Vermehrung zu einer unerträglichen Plage geworden waren und geradezu im Schiff wimmelten, wieviel Dutzende von ihnen ich auch in meinem Dohnenstrich gefangen hatte.

Dazu wurden unten im Schiffsraume verschiedene Heerde aus Backsteinen aufgeführt und ringsum eine dicke Schicht von nassem Sande gestreut, um jede Feuersgefahr auszuschließen. Auf den Heerden wurden dann Holzkohlen entzündet und darauf

sämmtliche Luken luftdicht verschlossen, während inzwischen die gesammte Mannschaft auf dem Deck unter dem Sonnensegel logierte. Was an Lebendigem unten im Schiffe existierte, wenigstens warmblütige Thiere, mußte in diesem Kohlendunst zu Grunde gehen, und als wir am dritten Tage die Luken öffneten, lagen die Ratten auch haufenweise in der Nähe der Heerde erstickt.

Im stillen hatten wir uns der Hoffnung hingegeben, daß auch die Wanzen ersticken würden, überzeugten uns aber bald, daß diese Hoffnung trügerisch war. Die anmuthigen Thierchen schienen gegen alles gefeit, sie waren munter und fidel geblieben, vermehrten sich in altgewohnter Weise und zapften uns nach wie vor mit Behagen das Blut ab. Auch die Insekten im Schiffsbrot wimmelten darin nach der Prozedur nur noch um so viel lebendiger.

Am dritten Tage der Räucherung kam der Kapitän an Bord, um mir zu meiner freudigen Ueberraschung die Mittheilung zu machen, daß ich auf drei Tage beurlaubt sei und zwar auf Einladung der deutschen Familie, bei der sich Fräulein W. befand. So wurde mein Ritterdienst in jener wilden Sturmnacht am Kap der guten Hoffnung reich belohnt, denn es war für mich kein Zweifel, daß die junge Dame die Veranlassung dieser Einladung war.

Ich warf mich in meinen Sonntagsstaat, der allerdings mehr für unser nordisches Klima berechnet und für diese Gegenden unangenehm warm war, und fuhr überglücklich an Land, um inmitten der prachtvollen Tropennatur eine, wenn auch leider nur kurze Zeit in der angenehmsten Weise zu verleben, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß ich mich unter liebenswürdigen gebildeten Menschen befand.

Wie ich mir dachte, dankte ich Fräulein W. die Einladung. Die deutschen Herrschaften waren bei meiner Ankunft nicht zu

Hause, und sie empfing mich mit freundlichster Begrüßung. Ich mußte aber doch unwillkürlich lächeln, als ich heute im feinsten „Landgangs-Packje“ erschien und sie mir — barfuß in Pantöffelchen entgegentrat.

Sie hatte schnell ihre Anschauungen geändert, aber sich freilich darin nur der in heißen Ländern unter den Europäern allgemein herrschenden und auch von der Nothwendigkeit gebotenen Sitte gefügt, wegen der sonst unerträglichen Hitze bis Sonnenuntergang in einer Bekleidung, die man bei uns ein außergewöhnlich leichtes Negligée nennen würde, im Hause umherzugehen, und erst zu dem um 6 Uhr stattfindenden Mittagessen in europäischer Toilette zu erscheinen.

Ein bei den Malaien landesüblicher Sarong, wenn auch nicht dem Stoff, so doch der Form nach, welcher den Unterkörper, und eine darübergezogene Kabaie, für welche wir den prosaischen Namen Nachtjacke oder, feiner ausgedrückt, Peignoir wählen würden, nebst Pantöffelchen — voilà tout.

Der Sarong, den wie gesagt alle Malaien und Javanen, Männlein und Weiblein, tragen, ist ein cylindrischer, weiter und oben offener Sack von Baumwolle, oder bei den Reichen auch von Seide mit buntem geflammten Muster. Man steigt hinein oder streift ihn über den Kopf, nimmt ihn über den Hüften zusammen und wickelt das überschüssige Zeug als Bund um sich selbst, wodurch er am Körper festgehalten wird.

Sehr bequem, ohne Zweifel, und dem Klima angemessen; bei den europäischen Damen besteht der Sarong jedoch meistens aus weißem leichten Baumwollenstoff oder Batist, und ebenso die Kabaie.

Meine Gastfreunde wohnten, wie alle in Batavia selbst beschäftigten Kaufleute und Beamten, in Weltefreden, einer etwa eine Meile entfernten Villenvorstadt, da Batavia wegen seiner

sumpfigen Umgebung ungesund ist und man in ihm sich nur während der Geschäftsstunden aufhält.

Die Villen sind nach unseren Begriffen sehr einfach gebaut, fast sämmtlich einstöckig, sowohl innen wie außen fast jedes architektonischen Schmuckes bar, wie meistens in den Tropen, und nur darauf angelegt, um die Hitze soviel wie möglich von ihrem Innern abzuhalten. Alle liegen im Schatten hoher Bäume, haben hohe, geräumige und weißgetünchte Zimmer, rings um das Haus laufende Veranden, sowie viele und große Fenster ohne Glas, aber mit Luft durchlassenden Jalousien ausgestattet, die während des ganzen Tages geschlossen gehalten werden.

Auf diese Weise werden Sonne und Hitze von den inneren Räumen abgehalten, wenn man trotzdem natürlich mit anderen Wärmegraden rechnen muß, wie bei uns im Sommer. Aber in den Tropen gewöhnt man sich leicht an Wärmegrade, die man in Europa kaum für erträglich halten würde, und empfindet sie nicht unangenehm.

In den drei Tagen verlebte ich eine herrliche Zeit. Nach dem Aufstehen Morgens wurde zunächst ein kaltes Bad genommen, dann Kaffee getrunken, bei dem natürlich ein Teller gebratener Bananen, meine Ambrosia, nicht fehlte, und dann bei einer Manilla-Cigarre ein Stündchen angenehm verplaudert, oder auch eine Spazierfahrt durch die Vorstadt und ihre Umgebung gemacht.

Um zwölf Uhr Mittags gab es zweites Frühstück, dessen Hauptspeise regelmäßig Curry-Reis mit seinen 10—12 Zuthaten bildet. Bratklops, harte Eier, geschmorte Zwiebeln, Hühnerfleisch, dazu sechs bis sieben verschiedene würzige eingemachte Sachen, das alles wird in einem Suppenteller mit Reis und Currysauce durcheinander gerührt. Es schmeckt

prächtig, und ich kann es wohl verstehen, daß man es sich nie zuwider ißt.

Als Nachtisch kommen Früchte, namentlich Pampelmus und die kostbaren Mangustin, die wie große Mohnköpfe geformt einen schneeweißen crêmeartigen Inhalt von so vorzüglichem Geschmack haben, daß kein Konditor Aehnliches herstellen kann und jeder dafür schwärmen muß. Deshalb behauptet man auch hier, als Eva den Adam verführt, habe sie von der Schlange nicht einen Apfel, sondern einen Mangustin erhalten, und dann ist es allerdings kein Wunder, daß er so bereitwillig hineinbiß.

Nach dem Frühstück wird bis 4 Uhr Siesta gehalten. Man liegt auf dem Bette, in einer Hängematte oder auf bequemen langgestreckten Bambusstühlen, um zu schlummern oder zu lesen, denn mit Arbeiten beschwert man sich in den Tropen nicht viel, weder die Herrschaft, noch das dienende Personal. Letzteres namentlich scheint schon an der irischen Krankheit zu leiden, deren bedenklichste Symptome sind: gesund, munter und faul, Essen und Trinken schmeckt, aber besonderer Ekel vor der Arbeit.

Um Gotteswillen nur nicht mehr thun, als irgend nöthig. Deshalb ist auch das Prinzip der Arbeitstheilung nirgends so glücklich durchgeführt, wie in den Tropen. Der aus fünf Personen bestehende Haushalt meiner deutschen Gastfreunde, die wohl in behaglichen, aber keineswegs glänzenden Verhältnissen lebten, zählte nicht weniger als vierzehn männliche und weibliche Dienstboten.

Dem Kutscher fiel es natürlich nicht ein, etwas Anderes zu thun, als zu fahren. Für das Füttern der Thiere sorgte ein zweiter. Für das Striegeln der Pferde und Reinigen des Wagens ein dritter. Ein anderer thut meistens weiter nichts, als das herabfallende Laub im Garten zusammenzukehren; aber der Meistgeplagte schien mir doch der Stubenbursche zu sein.

Seine Hauptaufgabe bestand darin, mit der Lunte aus Kokosfasern fertig zu stehen, oder vielmehr auf den Hacken zu kauern, wenn der Hausherr oder einer der Gäste rief: kassi api! — gieb Feuer —, nur mit einem devot und leise geantworteten sini tuan, — hier Herr! — herbeizuspringen und die Lunte zum Anzünden der Cigarre darzureichen, um darnach sich wieder als unbewegliche Bronzestatue im Hintergrunde des Zimmers aufzupflanzen.

Aber bequem lebt sich's bei alledem, das ist nicht zu leugnen, und da Trägheit doch eine dem Menschen angeborene Eigenschaft ist, bemüht man sich hier, sie nach ihrem vollen Werthe zu würdigen.

Nach der Siesta wird wieder ein kaltes Bad genommen und dann Toilette für das Diner, Theater, Gesellschaften oder Spaziergänge gemacht. Putzmacherinnen, d. h. soweit es wenigstens Hüte anbetrifft, finden jedoch bei den batavischen Damen kaum ihre Rechnung; denn Hüte werden weder im Wagen, noch bei Abendspaziergängen, noch in Gesellschaft getragen.

Die malaiischen oder chinesischen Köche lassen in Bezug auf Bereitung der Speisen nichts zu wünschen übrig. Es schmeckt alles sehr gut, nur etwas heiß, nicht vom Feuer, sondern vom Gewürz. Namentlich waltet der spanische Pfeffer stark vor, und der Europäer muß sich daran erst gewöhnen.

Zartbesaitete Gemüther müssen sich aber auch noch gegen verschiedene andere Dinge abhärten, die sie vor der Ankunft in tropischen Ländern nicht kannten, so z. B. gegen die an den Wänden und Decken im Zimmer überall herumspazierenden Eidechsen, von denen eine bis anderthalb Fuß lange plötzlich mitten in die Unterhaltung bei Tisch ihren Namen „Gekko“ laut ruft.

Es sind jedoch ganz harmlose Thiere, die nur die Zimmer von Insekten rein zu halten suchen und deshalb von den Haus-

bewohnern gern gesehen werden, obwohl sie trotz staunenswerther Verdauungsfähigkeit ihre Zwecke nur mangelhaft erreichen. Manche schlimme Insektenarten sind ihnen doch über.

Unter letzteren zeichnen sich zunächst die Kakerlaken aus, Schaben von der Größe eines Maikäfers. Sie machen sich an alles, was nicht gerade aus Stein und Eisen besteht, und sie fressen ebenso gut das Oberleder und die Sohlen von Schuhen, als sie sich, wenn nicht ein Gekko sie vorher erwischt, von der Zimmerdecke in die Suppenterrine fallen lassen, um darin ein Bad zu nehmen, sobald der verlockende Geruch der Speisen ihnen in die Nase steigt.

Wanzen giebt es glücklicherweise nicht, sie unterliegen im Kampfe ums Dasein ihren Todfeinden, den Ameisen, und auch mit den Muskitos ist es nicht so schlimm. Tagsüber schützt Rauchen ziemlich und Nachts das Muskitonetz um das Bett gänzlich, vorausgesetzt, daß der Diener zuvor ein Licht in die Stube gestellt, die Vorhänge geöffnet und mit einem großen Federbüschel die Thierchen hinausbefördert hat; sonst freilich können sie einen mit ihrem infamen Summen, dem unmittelbar darauf der Stich folgt, zur Verzweiflung bringen.

Von Ameisen wimmelt es und überall sieht man sie marschieren. Sie beanspruchen die Alleinherrschaft und selbst die Kakerlaken nehmen vor ihnen Reißaus. Die Menschen lassen sie in Ruhe, aber wehe den Speisevorräthen die nicht vor ihnen geschützt sind. In einer Nacht würde jeder Braten skelettiert, jeder Zuckertopf geleert, jedes Eingemachte aufgenascht und alle Reste spurlos verschwunden sein.

Das einzige Mittel, die Sachen gegen die kleinen Räuber zu bewahren, ist, die Tische, auf welche man Vorräthe setzt, von den Wänden abzurücken und die Tischfüße in Schalen mit Wasser zu stellen. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, die Speisen durch Deckel von feinem Drahtgeflecht zu schützen, sonst

besorgen die sich von der Zimmerdecke herabfallen lassenden Kakerlaken die Sache ebenso gründlich, wie die Ameisen.

Nach Tisch wurden in der Abendkühle Spaziergänge durch die Straßen gemacht, und man athmete mit Wonne die kostbaren Blumendüfte ein, mit denen sich nach Sonnenuntergang die ganze Atmosphäre füllt, während die Sonnenhitze sie niederdrückt. Straßenbeleuchtung gab es damals in Weltefreden noch nicht. Nur von den mit Windlichtern erleuchteten Veranden der Villen drang etwas Helligkeit auf die Ränder der Wege, während in ihrer Mitte bei mondlosen Nächten tiefes Dunkel herrschte.

Der neu angekommene Europäer erschrak dann zuerst nicht wenig, wenn er plötzlich in seiner Nähe einen feurigen Stern im Kreise schwingen und lichterloh aufflammen sah, um alsbald wieder zu verschwinden. Es war ein vorbeipassierender Malaie mit einer Fackel, d. h. mit einem Bambusstabe, der am Ende feingespalten und ins Feuer gesteckt wird, um anzukohlen. Sobald man dann ihn in der Luft herumschwingt, wird die Kohle zur Flamme.

Dieses Fackeltragen der Eingeborenen in der Dunkelheit war eine zwar etwas scharfe, aber sehr zweckmäßige Regierungsmaßregel der praktischen Holländer. Java hat über 9 Millionen Einwohner, denen nur etwa 30 000 Europäer gegenüberstehen. Javanen und Malaien sind aber sehr hinterlistige Völkerschaften, und um sie in der nöthigen Botmäßigkeit zu erhalten, bedurfte es im allgemeinen unnachsichtlicher Strenge. Für diese suchten sich die Eingeborenen auf verschiedene Weise zu rächen, indem sie plötzlich aus dem Dunkel, in dem sie bei ihrer braunen Hautfarbe auf wenige Schritte nicht zu erkennen waren, auf vorbeigehende Europäer hervorstürzten und sie mit ihren scharfgeschliffenen dolchartigen Schwertern, den Kris,

die nicht selten noch mit Upasgift bestrichen wurden, niederstachen.

Seitdem führte der energische Gouverneur van den Bosch, dem die Holländer auf Java für ihre Sicherheit überhaupt sehr viel verdanken, für die Javanen und überhaupt alle Farbigen das Fackeltragen ein, und es erfüllte vollständig seinen Zweck. Wer ohne Fackel betroffen wurde, verfiel dem Strick, und das half schnell. Inzwischen wird wohl auch Gas und elektrisches Licht bei seinem Triumphzuge durch die Welt seinen Weg selbst zu den konservativen Holländern nach Weltefreden gefunden haben, und möglicherweise besteht jene strenge Verordnung nicht mehr.

In anderer Beziehung gewährten jene Fackeln in Wa hheit jedoch einen malerischen Anblick, wenn nach Schluß des Theaters die Hunderte von Wagen vorfuhren, um ihre Herrschaften abzuholen. Zuerst sah man nur leuchtende Punkte wie große Glühwürmer sich in der Finsterniß durcheinander bewegen; sobald aber die Wagen im schärfsten Trabe abfuhren, flammten die hoch gehaltenen Fackeln der beiden, auf dem hintern Trittbrett stehenden Diener in dem entstehenden Luftzuge hell auf, und das ungewohnte Schauspiel hatte für mich etwas ungemein Anziehendes.

Sonst war bei diesen Abendspaziergängen, die man auch hauptsächlich nur wegen der erfrischenden Kühle unternahm, natürlich wenig zu sehen, außer Stiefelsohlen, von denen mir solche Mengen auf einmal allerdings anderwärts noch nicht zu Gesicht gekommen waren und die ich deshalb zuerst mit unverholenem Staunen betrachtete.

Um nämlich die kühle Abendluft nach allen Richtungen hin für das Wohlbehagen des Körpers so viel wie möglich auszunutzen, ist es allgemeine Sitte, daß die Europäer in bequemen Schaukelstühlen auf der Veranda sitzen, die Füße hoch halten

und sie auf dem Geländer nach der Straße zu ruhen lassen. Das ist für den Ankömmling zuerst ein recht sonderbarer Anblick, da die meisten Damen es ebenso machen, aber die Begriffe Sitte und Anstand sind vielfach vom Klima abhängig und durch dasselbe bedingt, so daß man die Sache bald nicht mehr auffällig findet.

Um Touren weiter in das Land zu machen, dazu war mein Urlaub zu kurz bemessen, aber auf den Morgenspazierfahrten hatte ich doch Gelegenheit, viel von der schönen Tropennatur zu erschauen, zu bewundern und zu genießen, wenn auch nur zu schnell die mir vergönnte kurze Spanne Zeit dahin schwand. Trotzdem kehrte ich außerordentlich befriedigt und mit warmem Dank gegen meine freundlichen Wirthe im Herzen an Bord zurück, freilich um dort wieder den Gegensatz nur um so stärker zu empfinden.

Unser Schiff wurde in Batavia nur etwa zu zwei Drittheilen mit Zucker, Kaffee, Reis, Arak, Zimmt und spanischem Rohr beladen. Den Rest der Fracht sollten wir in Singapore einnehmen, und wir segelten nach dreiwöchentlichem Aufenthalt auf der Reede dorthin ab. Ich war sehr erfreut über diese unerwartete Nebentour; bot sich mir dadurch doch Gelegenheit, wiederum einen sehr interessanten Punkt der Welt kennen zu lernen.

Der Monsun hatte begonnen zu wechseln, und wir mußten infolge dessen viel mit Windstillen kämpfen, so daß wir volle drei Wochen gebrauchten, um die kurze Strecke von 110 deutschen Meilen zurückzulegen.

Bisweilen hatten wir während des Tages fünf, sechs Mal zu ankern, aber da es mit dem kleinsten, dem Wurfanker, geschah, nur um das Schiff gegen die Strömung festzuhalten, und wir sämmtliche Segel oben im Top stehen ließen, um schnell wieder

zum Weitersegeln fertig zu sein, wenn ein günstiger Windhauch durchkam, so war das keine schwere Mühe für uns.

Alle übrige nicht durchaus nothwendige Arbeit wurde unterlassen, und da wir in der engen Passage Nachts fast immer vor Anker blieben und durchschlafen konnten, so hatten wir eine herrliche Zeit, wie sie auf der ganzen Reise noch nicht dagewesen, und wir waren sehr zufrieden, daß wir so langsam vorwärts kamen, um so mehr, da die Menge der mitgenommenen und auf Java sehr billigen Hühner und Schweine unsere Seekost, wenigstens in der ersten Hälfte der Tour, sehr aufbesserte.

Die mir befreundet gewordene deutsche Familie des Herrn Kinder in Batavia hatte mir eine ganze Reihe Bücher geschickt, die wir Lehrlinge mit Heißhunger verschlangen, oder aus denen ich, unter dem Sonnensegel bequem in einer Hängematte liegend, Passendes auch meinem guten Freunde, dem Koch, vorlas.

Dies, wie das Schleppenlassen des Oberflächennetzes, die Führung eines Tagebuches und das Schreiben eines langen Briefes an die Eltern, der von Singapore mit der Ueberlandpost abgeschickt werden sollte, hielten jede Langweile fern, so daß mir die Tage angenehm und schnell schwanden.

Für weitere Abwechselung sorgten auch noch fünf Passagiere, zwei Chinesen und drei Araber, letztere von der Küste Koromandel, deren Lebensgewohnheiten ich mit dem größten Interesse beobachtete.

Ihnen gehörte ein größerer Theil unserer Ladung, den wir in Singapore wieder zu löschen hatten. Sie waren also reiche oder wenigstens sehr wohlhabende Kaufleute, aber alle fünf viel zu geizig, um die paar Thaler Ueberfracht für Kammern in der Kajüte zu zahlen. Statt dessen logierten sie in dem auf Deck stehenden Großboote, das zu diesem Zwecke durch eine Querwand in zwei Hälften getheilt und zum Schutze gegen Regen und Sonne mit einem Segel überspannt war.

Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken als diese

beiden Parteien. Die chinesische Hälfte des Bootes war sehr bald zu einer Art Schweinestall geworden, und eben solche Schmutzfinken waren die beiden Bewohner selbst an Körper und Kleidung.

Ein paar Bastmatten bildeten das ganze Mobiliar ihrer „Kajüte", und wie die Kerle es haben aushalten können, volle drei Wochen lang auf den scharfkantigen Bootsrippen zu kampieren, ohne sich den ganzen Körper zu schinden, ist mir noch heute ein Räthsel geblieben. Vielleicht hat das Opium, welches sie allabendlich stark rauchten, sie nicht nur in den siebenten Himmel versetzt, sondern sie auch gefühllos gemacht, denn das Liegen auf den Bootsrippen giebt der früheren Lattenstrafe beim Militär nichts nach.

Ebenso bedürfnißlos waren sie auch in anderer Beziehung. Ein Sack Reis war ihr gesammter Proviantvorrath. Davon stopften sie in gekochtem Zustande unglaubliche Mengen in sich hinein, indem sie das Gefäß unmittelbar vor den Mund hielten und mit Hilfe der Eßstäbchen so viel in letzteren schaufelten, wie bei aufgeblasenen Backen nur irgend hineinging, bis der Reis noch über die Lippen hinausstand.

Ihre Fresserei war geradezu widerlich und ihr Magen mußte unersättlich sein wie bei einem Hai; sie hätten sich damit wirklich für Geld sehen lassen können. Wenn sie sich den Leib eben bis zum Platzen mit Reis vollgestaut hatten, verputzten sie unmittelbar danach noch alles, was wir 19 Mann im Volkslogis von unsern Mahlzeiten übrig gelassen hatten.

Europäer haben bei so großer Hitze wenig Appetit, und namentlich widerstand uns das fette Pökelschweinfleisch, von dem es auf den Hamburger Schiffen eine Ration von dreiviertel Pfund auf den Mann gab. Wir aßen noch kein Viertelpfund davon, aber die beiden Chinesen verschlangen mit vergnügtem Grinsen den ganzen Rest von 10—12 Pfund, und

wir waren ganz starr darüber, wo sie diese Massen ließen. Ich denke, sie nahmen den seltenen Genuß deshalb wahr, weil es den Geizhälsen nichts kostete und sie in ihrem Vaterlande, wo drei Viertheile der Bewohner, d. h. 300 Millionen Menschen, in ihrem Leben nie Fleisch zu sehen bekommen, gewiß kein Geld dafür ausgegeben hätten.

Die Araber waren gegen diese Freßsäcke geradezu vornehme Leute. Sie hatten ihren Bootstheil mit dicken Teppichen ausgelegt und ihn überhaupt so wohnlich als möglich eingerichtet. Sowohl in ihrer Kleidung wie an ihrem Körper waren sie außerordentlich sauber, wuschen sich oft am Tage und außerdem jedesmal vor ihren Morgen- und Abendgebeten bei Sonnenauf- und Untergang.

Dieselben verrichteten sie stets auf dem Hinterdeck, unbekümmert darum, ob unsere Mannschaften sich in ihrer unmittelbaren Nähe befanden, die jedoch die Rücksicht nahmen, sie in ihrer Andacht nicht zu stören. Vorher versicherten sie sich jedoch stets am Kompaß, wo Westen war, um beim Beten auf dem Teppich ihr Gesicht der heiligen Kaaba in Mekka zuzuwenden.

Während die Chinesen jedes beliebige Eßgeschirr von uns, rein oder schmutzig, ohne weiteres benutzten, zeigten sich die Araber in dieser Beziehung äußerst peinlich. Außer verschiedenartigen Lebensmitteln hatten sie ausreichend Teller, Töpfe &c. für ihren Gebrauch mitgebracht, ließen dieselben von niemand anfassen, warteten bis für uns und die Chinesen in der Kambüse alles abgemacht war, und dann kochte und briet der Jüngste von ihnen alles selbst, ohne so lange die Töpfe außer Augen zu lassen, damit sie und der Inhalt ja nicht durch die Hand eines Ungläubigen berührt und dadurch verunreinigt würden.

Sie waren sehr gut gekleidet, hatten schön geschnittene, gebräunte, ausdrucksvolle, von schwarzem Bart eingerahmte Gesichter und stachen auch dadurch von den häßlich gelb gefärbten,

bartlosen und aufgeschwemmten Physiognomien der Chinesen mit ihrer breiten klumpigen Nase, geschlitzten Augen und hervorstehenden Backenknochen auf das vortheilhafteste ab. Sie waren sehr höflich, hielten sich aber auch stets vornehm selbst vom Kapitän zurück, während sie die Chinesen geradezu wie unreine Thiere mieden.

Den letzten Theil des Weges von Batavia nach Singapore bildet die Bankastraße. Sie ist ziemlich eng, war damals, trotz der großen Schiffsbewegung durch sie, sehr schlecht mit Seezeichen ausgerüstet, und die verhältnißmäßig vielen Wracks, welche man namentlich nach der Sumatraseite hin erblickte, mahnten zu großer Vorsicht gegen die vielen Untiefen, von denen die meisten auf den zur Zeit noch ziemlich mangelhaften Seekarten gar nicht oder vielfach nicht genau verzeichnet waren, was sich seitdem freilich zum bessern gewendet hat.

Bei solchen Verhältnissen bleibt dem Seemanne als zuverlässigster Führer, wie dem Blinden der Stock, so ihm das Loth oder Senkblei, und wo Korallengrund oder sonst klares durchsichtiges Wasser ist, scharfer Ausguck oben vom Top. Die Korallenbänke erkennt man in dem hellen Grün des Meeres so deutlich, daß man sie bei Tage sehr gut vermeiden kann.

Sehr selten zeigt der Meeresboden, wenn er nicht wie gesagt mit Korallenriffen besetzt oder felsgründig ist, plötzliche Erhebungen, sondern steigt und fällt allmählich, so daß in den meisten Fällen das Loth sich als ein guter Warner erweist, aber um gut und zuverläßig zu lothen, bedarf es Uebung und Geschick.

Auf der ungefähr in der Mitte des Schiffes und seiner größten Ausbauchung angebrachten Groß-Rüst steht der betreffende Mann. Die Brust stützt er gegen einen in den Wanten angebrachten breiten Gurt, damit er sichern Halt hat und sich möglichst weit nach außen vorbeugen kann.

Das Handloth ist ein konisches Stück Blei, dessen platter Boden mit einer Höhlung versehen ist, die man mit Talg ausfüllt, wenn man wünscht, außer der Wassertiefe auch noch die Beschaffenheit des Grundes kennen zu lernen, der am Talg festklebt und mit dem Lothe heraufgebracht wird. Das letztere wird an einer Leine von gewöhnlich 40 m Länge befestigt, welche dünn, aber sehr fest und geschmeidig ist.

Der Lother faßt nun die Leine mit der rechten Hand, läßt sie mit dem Blei so weit hinunter, daß dieses eben frei von der Wasserfläche schwingt. Er schlägt eine kleine Bucht der Leine über den Daumen der Rechten und klemmt beide Enden der Bucht fest gegen die innere Handfläche, während er 20—25 m Leine in egalen Buchten und klar zum Auslaufen in der Linken hält.

Dann schwingt er mit steifem Arm wie ein Windmühlenflügel das Loth dreimal im Kreise herum, um es beim dritten Aufsteigen plötzlich los und im Bogen nach vorn fliegen und gleichzeitig die Leine aus der linken Hand ihm folgen zu lassen. Es sinkt dann auf den Grund, und der Lother muß schnell und geschickt entweder überschüssige Leine wieder heraufziehen oder bei größeren Tiefen so nachlassen, daß sie, wenn das Loth seinen Standpunkt passiert, senkrecht und straff steht, also das Loth grade auf dem Boden ruht, weil es nur dann die richtige Tiefe angiebt. Auf je 3 oder 4 Meter ist die Leine mit verschiedenfarbigen Lappen oder Lederstreifen gemarkt, an denen man die Wassertiefe erkennt. Beim Ausrufen der letzteren wird eine bestimmte Art Gesang angewendet. Um Mißverständnissen vorzubeugen, die möglicherweise verhängnißvoll werden können, wird der Ton immer auf die geringste Tiefe gelegt, also „Gerade fünf!“ — „Ein Viertel über sechs!“ — „Ein halb über acht!“, so daß

der Kapitän immer weiß, daß jedenfalls kein geringerer Wasserstand da ist, als die letztgenannte Zahl besagt.

Ach mit welcher Angst und Sorge lauschen oft Offiziere und Mannschaften diesen Rufen des Mannes am Loth, wenn sie in dunkler Nacht und ohne genauere Kenntniß des Schiffsortes der einzige Wegweiser des Fahrzeugs sind! Wie preßt sich das Herz zusammen, wenn die Tiefe abnimmt, sich vielleicht nur noch wenige Meter Wasser unter dem Kiel befinden, man bereits das Rauschen der Grundseen vernimmt und vielleicht die nächsten Minuten das Schiff mit einem gewaltigen Stoß auf eine Untiefe schleudern können, so daß die Masten von oben stürzen und die nächste schwere Welle von hinten über das verfehmte Fahrzeug hereinbricht, um es zu zerschmettern und die Besatzung vom Deck in die dunkle Tiefe zu spülen.

Vielleicht war der letzte Wurf „Gerade sieben“ und das Schiff geht fast fünf Meter tief. Tödtliches Schweigen herrscht an Bord und der Mann am Loth holt von selbst so schnell wie möglich die Leine ein, um die bangen Gemüther nicht zu lange auf die nächste Tiefe warten zu lassen. Die Leute stehen bei beiden Ankern klar. Mindert die Tiefe noch mehr, dann müssen sie als letzte Rettung sofort in den Grund, mitten im offenen Meere, und wer weiß, ob sie halten und das Fahrzeug vor dem Stranden bewahren.

Da saust das Loth, von nervigem Arm geschwungen, wieder nach vorn. Die Köpfe der Besatzung beugen sich schnell über die Verschanzung, um bei dem flackernden Scheine der in der Rüst aufgehängten Laternen selbst nach den Marken zu schauen.

„Drei Viertel über sieben!“ tönt es von außenbords und allen fällt ein Stein von der Brust. „Grade neun!“ lautet der nächste Wurf. Hurrah! Tief Wasser! Jeder neue

Wurf bringt mehr; Gott sei Dank, die grause Gefahr ist für diesmal entschwunden.

Leider wird fleißiges Lothen auf Handelsschiffen oft versäumt und viele von ihnen gehen dadurch verloren, während sie sonst auf die ihnen drohenden Gefahren rechtzeitig aufmerksam gemacht wären.

Die etwa 15 Meilen lange und 2½ Meilen breite Bankastraße wird durch Sumatra und die Insel Banka gebildet. Ersterem bleibt man wegen des sich verflachenden Wassers ferner und die Scenerie nach dieser Seite bietet nichts Besonderes. Man erblickt nur niedriges, mit Dschungeln bewachsenes Flachland ohne alle Abwechslung und dahinter in weiter Ferne die Gebirgszüge im Innern der Insel bei klarem Wetter.

Die östliche Seite dagegen mit der Insel Banka bietet ein freundlicheres Bild. Man segelt an ihr so nahe vorbei, daß man die Häuser der aus freundlichem Grün hervorschauenden Hauptstadt Mintok, die am Wasser liegt, gut unterscheiden kann. Bekanntlich ist Banka wegen seiner Zinnbergwerke berühmt und gehört im Verhältniß zu seiner Größe zu den einträglichsten Kolonien der Holländer.

An die Bankastraße schließt sich nördlich die Riu-Straße. Sie wird durch die beiden Inseln Bintang und Battam gebildet, welche ebenfalls unter holländischer Herrschaft stehen. Vorher passiert man aber noch die Insel Linga, welche von einem selbständigen Sultan beherrscht wurde, dafür aber auch durch Seeräubereien eine wahre Pest der Schifffahrt bildete.

Dann und wann griffen ein paar Kriegsschiffe ein, aber den holländischen Kommandanten waren durch die batavische Regierung, welche gegen die eingeborene Bevölkerung die größte Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, so die Hände gebunden, daß auch der stärkste und gerechtfertigste Verdacht nicht ge-

nügte, Seeräuber zu verurtheilen, wenn sie nicht auf der That ergriffen wurden. Sonst gab es endlose Prozesse, und die schlauen Malaien wußten ihre Sache so geschickt zu drehen, daß die Befehlshaber der Kriegsschiffe oft die größten Unannehmlichkeiten hatten und sogar Schadenersatz leisten mußten.

Unser verstorbener Viceadmiral Schröder, geborener Holländer und früherer Offizier in der Niederländischen Marine, diente als solcher lange Zeit in Ostindien. Als er in der Eigenschaft eines Kommodore das erste preußische Geschwader in fremde Meere führte, war ich sein Adjutant, und er sprach öfter mit mir über diese Verhältnisse.

So erzählte er mir auch von einem interessanten Vorfalle, bei dem er selbst betheiligt gewesen, wo der Kapitän einer holländischen Fregatte, dessen Erster Offizier er war, die Sache auf andere Weise angefaßt und mit Erfolg selbst Justiz geübt habe, nachdem er früher, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, unangenehm hereingefallen war.

Er traf auf einige Meilen Entfernung sieben Lingapraue, die dabei waren, zwei Handelsfahrzeuge auszurauben. Ohne sich in ihrer Frechheit an die Fregatte zu kehren, die von Windstille befallen war, steckten sie die Schiffe nachher in Brand und ruderten sogar noch zum Hohne eine Strecke weit auf das Kriegsschiff zu, welches sie wegen der Entfernung auch nicht mit den Booten verfolgen konnte, da jene Art Fahrzeuge sehr schlank gebaut und ungemein schnell sind.

Der Besatzung der Fregatte und namentlich den Offizieren kochte bei diesem Anblicke die Wuth im Herzen, da wandelte sich auf einmal die Scene. Aus heiterm Himmel fiel eine starke Bö ein und zwar von der Seite der Fregatte her, und nun war es um die Seeräuber geschehen. Trotz des heftigen Windes und obwohl Stengen und Raaen zum Brechen standen, ließ der Kapitän alle Segel aufpacken, welche nur möglich

waren, und nun schnob das Schiff mit zwölf Meilen Fahrt direkt auf die Praue los, welche noch immer in Stille lagen.

Zu spät erkannten diese die ihnen drohende Gefahr und suchten vergebens mit Rudern die Küste zu erreichen; die Fregatte verlegte ihnen den Weg. Jetzt waren sie verloren.

Der Kapitän sprach zwar kein Wort, was er beabsichtigte, aber Schröder sowohl, wie die andern Offiziere und auch die gesammte Mannschaft ahnten bald, was für ein furchtbares Gericht er zu halten gedachte, als er die Kommandobank bestieg und zum Wache habenden Offizier sagte: „Ich werde selbst den Befehl übernehmen."

„Steuerbord Ruder!" lautete sein erstes Kommando. Das Steuerrad drehte sich und das Schiff fiel einige Striche nach Backbord ab. Aller Augen wandten sich nach vorn, um zu beobachten, wohin sich der Kurs richte.

„Recht so!" rief der Kapitän. Das Ruder wurde gestützt und der Steven der Fregatte zeigte genau auf die am meisten windwärts und der Küste am nächsten befindliche Prau. Sie war etwa 1500 Schritt entfernt und in kürzester Zeit mußte sie erreicht sein.

Kein Befehl erging, die Geschütze, keiner, die Boote klar zu machen, oder fertig zur Bergung der Segel zu stehen.

Nun verstanden alle, was der Kapitän beabsichtigte.

Immer schneller näherte sich die Fregatte dem ersten Piraten; auch ihn hatte zwar jetzt die Bö erreicht, aber er setzte nicht einmal Segel, ebensowenig wie die übrigen sechs. Ihre Besatzungen schienen vor der nahenden Nemesis wie von Grausen gelähmt, und nur matt und unregelmäßig klatschten die Ruder aufs Wasser.

Auf dem Holländer herrschte einige Minuten lang tiefes Schweigen und alles stand in athemloser Spannung, die Blicke auf die Prau gerichtet, zu der man heranzufliegen schien.

Nichts hörte man, als das Rauschen der vorbeigleitenden Wellen, die der Bug des Schiffes in rasender Fahrt durchschnitt und deren schäumenden Gischt er in weiten Bogen zur Seite warf.

Jetzt war die Prau vor dem Bug. Ein dumpfes Krachen und Splittern ertönte, ein vielstimmiger Todesschrei rang sich aus den Wassern empor — dann war es still. Der schwere Leib der Fregatte war über die leicht gebaute Prau fortgegangen, hatte sie in der Mitte durchgeschnitten und in die Tiefe versenkt. Einzelne Spieren und Plankenstücke trieben noch auf dem Wasser, man sah eine Reihe wilder Piratenköpfe zwischen ihnen, deren Besitzer sich bemühten, an ihnen einen schwachen Halt zu gewinnen, um sich durch Schwimmen an die Küste zu retten; aber es war vergebens. Sie lag zu fern und in der Straße wimmelte es von gierigen Haien.

Der Kapitän schaute sich nicht um nach ihnen und hatte sein Auge nur auf die nächste Prau gerichtet.

„Backbord Ruder!“ erscholl das Kommando, und „Recht so!“ als der Steven des Schiffes auf das zweite erwählte Opfer zeigte. Wieder jenes unheimliche Krachen und Splittern mit dem darauf folgenden Todesschrei und nach ihm Stille. Auch das zweite Fahrzeug war von dem furchtbaren Schicksal ereilt.

Innerhalb einer halben Stunde war an allen sieben Prauen das Urtheil vollzogen; es schien grausam, war aber verdient und die Welt von einigen Hundert blutdürstigen Piraten befreit.

Der Kapitän gab das Kommando wieder dem Wache habenden Offizier zurück. „Weshalb gehen uns die Kanaillen nicht aus dem Wege?“ äußerte er mit grimmiger Befriedigung, es ist ihre eigene Schuld, wenn sie ertrinken, aber

diesmal wird mich wenigstens keiner von ihnen in Batavia verklagen."

Die Fregatte wendete und nahm ihren Weg über das Schlachtfeld zurück, auf dem sich vor kurzem so Schreckliches zugetragen. Der Kapitän hatte Recht, er wurde nicht verklagt; man sah nur noch einzelne Köpfe über Wasser. Aber auch sie verschwanden nach einander; ein krampfhaftes Aufrecken der Arme, ein markerschütternder Schrei und sie waren in der Tiefe verschwunden. Die Haie hatten ihr blutiges Werk gethan.

Der Kapitän meldete die Thatsache pflichtschuldigst seinen Vorgesetzten. Sie nahmen keine weitere Notiz davon. Ein „Uebersegeln" ist zwar zu beklagen, aber wie oft und leicht kann dergleichen auf See passieren! Nur eins war etwas auffällig, daß das Unglück auf einmal sieben Prauen passierte und daß niemand von den Besatzungen gerettet wurde. Der Admiral zeigte sich über das letztere aber vollständig zufrieden gestellt, als der Kapitän ihm klar machte, daß bei der eingefallenen Bö und der glühenden Fahrt des Schiffes ein Aussetzen von Booten den eigenen Mannschaften leicht hätte gefährlich werden können.

Jetzt ist die Piraterie bedeutend dort eingedämmt, und wenn man auch heute noch bisweilen von ihren Unthaten hört, so ist dies doch nur in vereinzelten Fällen, wenigstens in dieser Gegend. An der chinesischen Küste allerdings passiert dergleichen noch häufiger und auch manches deutsche Schiff hat darunter leiden müssen, aber da unsere Regierung durch ihre Flotte in der Lage war, dafür die chinesische mit reichlichem Schadenersatz büßen zu lassen, so ist zu hoffen, daß auch dort die Seeräuberei allmählich immer mehr verschwindet.

Am 21. Tage unserer Reise erreichten wir endlich Singapore und ankerten ganz nahe an der Stadt.

Ich kam mehrere Male an Land, wobei ich ähnliches Glück wie in Batavia hatte, und was ich mir davon versprochen, darin wurde ich nicht getäuscht. Ich lernte einen der interessantesten Orte der Welt mit dem buntesten Gemisch aller europäischen und ostasiatischen Völkerschaften kennen.

Der handelspolitische Scharfblick der Engländer, welche unter dem erforderlichen Druck die etwa zwölf Quadratmeilen haltende Insel ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem Sultan von Djohore auf der Halbinsel Malakka für eine geringe Summe und eine ihm ausgesetzte Pension 1822 abkauften, hat sich auf das glänzendste bewährt.

Aus dem ehemaligen elenden Fischerdorfe Singapore ist einer der größten und wichtigsten Handelsplätze in jenen östlichen Meeren geworden, ebenso wie das Innere der früher nur mit wildem Gestrüpp und unwegsamen Dschungeln bewachsenen Insel durch Chinesen der Kultur geöffnet ist und reiche Bodenschätze an Gewürzen, Gambir und andern tropischen Gewächsen hervorbringt.

Damals (1843) zählte die Stadt schon 60,000, 17 Jahre später, als ich zum zweiten Male dort war, bereits 100000 Einwohner, und heute hat sich die Bevölkerungszahl fast verdoppelt. Tausende von Schiffen laufen jährlich aus und ein; Ein- und Ausfuhr des allerdings zum größten Theil aus Transit bestehenden Handels beziffern sich auf Hunderte von Millionen.

Obwohl Singapore fast unmittelbar unter dem Aequator liegt (1° nördl. Breite), ist es verhältnißmäßig viel gesunder, als die meisten Hafenplätze in jenen Gewässern, d. h. in der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung.

Im Innern der flachen und vielfach von Sümpfen durchsetzten Insel würde es für Europäer wohl weniger zuträglich sein, aber diese halten sich dort nicht auf. Es wird nur

von Chinesen bevölkert, denen die englische Regierung alles Land, welches zu bebauen sie sich verpflichteten, unentgeltlich überließ, eine Maßregel, die ungemein zur Hebung der Insel beigetragen hat.

Dieses Volk ist erstens gegen klimatische Einflüsse ganz bedeutend widerstandsfähiger, als alle übrigen Nationen, selbst die Neger nicht ausgenommen, und dann haben sie das Land so schnell kultiviert, die Waldungen gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Pflanzungen angelegt ꝛc., daß sich dadurch der Gesundheitszustand sehr gehoben haben muß. Sonnenstich, Dysenterie und perniziöse Fieber kommen zwar auch vor, aber in Vergleich mit anderen tropischen Küsten doch selten.

Die in Singapore ansässigen Europäer erhalten gegen diese Krankheiten außerdem noch wesentlich Schutz durch ihre Wohnungsverhältnisse. In der Stadt selbst haben sie nur ihre Kontore, Geschäftshäuser und Speicher; sie wohnen aber außerhalb der Stadt. Letztere ist von einer großen Zahl Hügel von mäßiger Erhebung umgeben, und auf ihnen sind die Villen, oder wie sie hier heißen, Bungalos, errichtet. Es sind dies ähnliche Bauten, wie die Holländer sie in Weltefreden haben, rings von Veranden begrenzt und inmitten schön gehaltener Gärten und Baumanlagen. Der den Tag über wehende Seewind hat überall freien Zutritt zu diesen Gebäuden, und dieser schönen reinen Luft verdankt man die Seltenheit bösartiger Krankheiten.

Der asiatische Theil der Stadt besteht aus sieben verschiedenen Völkerrassen mit einer größeren Zahl Mischlinge, welche erstere jede ihr eigenes Viertel bewohnen. Nur eine von ihnen, die malayische, gehört eigentlich der Insel an, alle übrigen sind eingewandert, und man darf sie als Zugvögel betrachten, da sie wieder fortzugehen und andern Platz zu machen beabsichtigen, sobald sie ein Vermögen gemacht, oder

vielmehr so viel erworben haben, um im eigenen Vaterlande ihren Ansprüchen gemäß behaglich leben zu können.

Die größte Zahl stellen die Chinesen, jenes ameisenartige Wandervolk, welches alle sich bietenden Handelsvortheile mit raffinierter Schlauheit auf das gründlichste auszubeuten versteht, von Tagesanbruch bis spät in die Nacht bei einer niedrigen Lebensführung, die selbst dem geringsten europäischen Proletarier unverständlich erscheinen würde, mit emsigstem Fleiße arbeitet und in verhältnißmäßig kurzer Zeit wohlhabend werden würde, wenn es — keinen Opium gäbe.

Ueber jeder der unzähligen Opiumhöhlen prangt ein großes Schild mit weithin sichtbarer Aufschrift „Licensed Opiumshop" — welche die menschenfreundliche englische Regierung gegen schwere Pacht gestattet, um dem Geist und Körper zerrüttenden Laster zu fröhnen.

An Zahl folgen den Chinesen die eingeborenen und die von Malakka herübergekommenen Malayen, dann die aus Indien eingewanderten Klings (Hindu oder Mohamedaner). Zu ihnen treten noch Javanen, Bengalesen, Burmesen, Siamesen, Araber von der Küste Koromandel und endlich in kleinerer Zahl Parsis.

Man sieht, welch buntes Gemisch von Nationalitäten, welche alle ihre Tracht, Sitten, Gebräuche, geringen Tugenden und vielen Fehler und Laster beibehalten haben, hier durcheinanderwogt, und kann sich vorstellen, wie ich mich, als ich zum ersten Male das Land betrat, von dem Anstaunen all des Fremdartigen und Seltsamen, was mir auf Schritt und Tritt aufstieß, ganz wirr im Kopf fühlte, wenngleich es natürlich andrerseits mein lebhaftestes Interesse in Anspruch nahm.

Das Straßenleben ist ungemein geräuschvoll, jedoch sind die Chinesen fast ausschließlich die Lärmmacher. Wenn sie mit einander sprechen, geht der wulstige Mund wie ein Mühl-

rad. Bei den gleichgültigsten Dingen schreien und gestikulieren sie in einer Weise, daß der Neuling jeden Augenblick den Ausbruch einer Schlägerei erwartet. Sehr häufig kommt es auch dazu, d. h. eigentlich nicht zum Schlagen, aber zum Kratzen mit den langen Fingernägeln, und aus Besorgniß, daß diese ängstlich gepflegten Zierden, namentlich die besonders lange am kleinen Finger, Schaden leiden könnten, zum wüthenden Reißen an den Zöpfen, wobei dann öfter einige Zopfleichen — natürlich falsche — in den Händen des Siegers bleiben.

Lange dauert jedoch ein solcher grotesker Kampf, um den sich sehr bald eine Schar lachender und hetzender Zuschauer sammelt, nicht, denn die Kling-Polizei ist schnell bei der Hand. Ihre kurzen dicken Amtsknüppel, wie sie alle englischen Konstabler führen, sausen mächtig und unbarmherzig auf die kahlen Schädel der Chinesen nieder, die jedoch bewunderungswürdig viel aushalten können, ohne zu zerbrechen, und treiben die Kämpfer auseinander, die sich dann nur noch aus der Ferne begeifern.

Den Klings sind die Chinesen besonders verhaßt, und diesem unruhigen Volke gegenüber konnte die englische Regierung nichts Besseres thun, als jenen die Straßenpolizei zu übertragen. Es sind nämlich brave, stille und verläßliche Menschen, aber von großer Energie und dabei fleißige Arbeiter. Auch sie sind nur aus ihrem Vaterlande gekommen, um sich eine auskömmliche Summe zu erwerben und damit in die Heimath zurückzukehren. Zu diesem Zwecke leben sie gleichfalls sehr sparsam und anspruchslos, aber im Gegensatz zu den meisten Chinesen erreichen sie das vorgesteckte Ziel, da sie alles Ersparte zurücklegen und Opiumgenuß ihnen fremd ist.

Araber mit langem weißen Rock, gleichfarbigen Beinklei-

dern und goldgestickter cylindrischer Mütze mit darum gewundenem Turban aus kostbarem Stoff, und an den Fingern blitzende Ringe, sowie die Parsen in schwarzem Talar und hohem Lammfellhute, sind die vornehmen Kaufleute. Bedächtig und in gerader Haltung wandeln sie dahin. Verächtlich blicken sie auf das lärmende Treiben in den Straßen nieder und auf die wogende Menge, aber ebenso verächtlich wenden sie die Köpfe zur Seite, wenn sie einander begegnen; sind diese doch Sunniten und jene Schiiten. Sie verehren zwar denselben Gott, aber eine Sekte flucht der andern.

Ich wanderte durch die verschiedenen Stadtviertel, aber wie bedauerte ich die Kürze meines Urlaubs! Es gab für mich so unendlich viel Neues und Merkwürdiges, daß ich alles nur im Fluge erhaschen und kaum im Geiste festhalten konnte.

Am meisten interessierte mich der chinesische Theil der Stadt. Die sämmtlichen Häuser sind mit Vorhallen ausgestattet, die theils Läden mit allerlei möglichen und für unsere Anschauungen auch unmöglichen Gegenständen enthalten, wie z. B. sauber abgebrühte und schneeweiß erscheinende Ratten in den Fleischerläden, oder Grätengerippe von Fischen, an denen nur der Kopf sitzt in den Fischhandlungen für die Armen, während für die wohlhabenden Käufer das künstlich abgelöste Fleisch daneben hängt, theils Handwerkstätten abgeben.

Vor ihnen haben fahrende Garköche, welche für wenige Kasch eine Mahlzeit verabreichen, Krämer, Geldwechsler und die verschiedenartigsten Händler und Trödler ihre Tische aufgeschlagen, und man findet durch das dichte Gedränge kaum seinen Weg.

Was wohl in diesen ambulanten Küchen, in denen man für 5—6 Pfennige einen Mittagstisch erhält, gekocht werden

mag? Wohl nur etwas für Chinesenmägen. Umkommen läßt der Chinese nichts und es giebt kaum etwas Kaubares, was er nicht als Nahrung verwerthet.

Wie billig eine Menge sogenannter Nahrungsmittel und auch andere Bedarfsgegenstände sein müssen und sind, geht schon aus den Münzen hervor. Der Europäer, wenn er nicht gerade Schiffsjunge mit zwei Thalern Monatslöhnung ist, giebt sich freilich nur mit Silber ab, und die kleinste Münze, die er bei sich in der Tasche führt, ist ein Viertel Dollar (1 Mark).

Ich konnte mir, als ich einige kleine Sachen einkaufen wollte, so etwas jedoch nicht leisten und mußte bei einem Straßenwechsler einen Dollar klein machen. Freilich zu spät bereute ich dies, denn an der Masse chinesischer Kasch, jener Münzen, die so groß wie ein Nickel-zwanzig-Pfennig-Stück aus Kupfer sein sollen, aber ungemein viel gefälscht werden, hatte ich unangenehm zu schleppen.

Diese Kasch haben in der Mitte ein viereckiges Loch, werden auf Schnüre gezogen und es gehen tausend von ihnen auf einen Dollar. Nachzählen und sie näher zu prüfen, dazu hatte ich weder Zeit noch Lust, nahm die Mengen Schnüre auf guten Glauben hin, wurde dafür aber auch ganz gehörig über das Ohr gehauen.

Erstens fehlten gewiß zweihundert an der Zahl, dann waren ebensoviele gefälscht, obwohl man das bei so geringwerthigen Münzen kaum für möglich halten sollte (1 Kasch gleich $^{2}/_{5}$ Pfennig), und schließlich fanden sich noch eine große Menge halbe Kasch darunter, so daß ich bei dem Wechseln ungefähr einen halben Dollar eingebüßt hatte. Trotzdem kaufte ich die Kleinigkeiten, die ich den Meinen mitbringen wollte, noch billig genug ein.

Wie die Chinesen haben auch Hindu und Mohamedaner ihre Tempel und Moscheen. Es fehlte mir an Zeit, sie zu

besuchen, da es, nachdem ich so viel Anderes, wie möglich, gesehen, Abend wurde und ich an Bord zurück mußte.

Auf meinem Rückwege zum Hafen war es schon dunkel geworden, aber ich nahm trotzdem noch einen letzten schönen Eindruck mit, als ich nochmals die Hauptstraße des chinesischen Viertels passierte. Die Läden waren mit zahllosen Papierlaternen in allen Formen, Größen und Farben, mehr oder minder reich bemalt oder vergoldet, erleuchtet. Auf den Tischen der fliegenden Krämer, Köche, Barbiere, Wechsler und Würfelbuden brannten Fackeln, und mit dem dichten Gedränge der Tausende von Hafen-, Werft- und anderen Arbeitern, welche in ihren verschiedenen Trachten von außerhalb zur Stadt hereinströmten, um ihre kleinen Bedürfnisse einzukaufen, oder auch an den eng umstandenen Würfelspielbuden einen Theil ihres verdienten Lohnes zu opfern, bot sich ein so vielseitiges, lebendiges und hochinteressantes Bild, wie man es selten zu schauen bekommt, und das sich dem Gedächtniß auf lange einprägt.

Auch draußen auf dem Wasser gab es für mich viel Ungewohntes und Anregendes zu sehen. Hunderte von Schiffen aller Nationen lagen bei uns und nahe am Lande, darunter auch eine ganze Zahl deutsche, mit denen wir Abends oder Sonntags Besuche austauschten, und wenn ich mich auch sehr zurückhielt, traf ich doch öfter eine sympathische Persönlichkeit, mit der ich einmal etwas Anderes sprechen konnte, als das gewöhnliche inhaltslose Stroh der täglichen Unterhaltung zu dreschen, das einem nachgrade zum Halse herauskam und über das sich auch der Koch selten erheben konnte.

Hier ankerten schlanke malaiische Praue, mit ihren scharfen eleganten Linien, hinten und vorn von schön geschwungenen Voluten gekrönt, wie sie die Drachenschiffe der alten Wikinger zeigten, dort in größerer Zahl jene antedilu-

vianischen Ungeheuer, mit großen gemalten Augen am Bug, die chinesischen Dschunken.

Ship hab got no eyes, how can see? begründen die Chinesen diesen Gebrauch in ihrem Pitschen-Englisch Kauderwelsch. „Wenn das Schiff keine Augen hat, wie kann es seinen Weg über See finden?"

Einige der Dschunken hatte ich zwar auch schon auf der Reede von Batavia gesehen, aber nur aus der Ferne. Hier lagen sie uns ganz nahe, und ich konnte diese unbehilflichen Kasten, die vorn so aussahen wie hinten, wie ein concaver Halbkreis aus dem Wasser mit gerade abgeschnittenem Bug und Heck aufsteigen, und seit den Zeiten des Königs Salomo sich gewiß in ihrer Form nicht geändert haben, mit Muße, aber auch gleichzeitig nur mit Staunen betrachten.

Das Löschen und Laden ging nun mit allen seinen Annehmlichkeiten wieder von neuem für uns an und das Bibelwort „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen" traf voll bei uns zu.

Gambir (terra japonica, ein Gerbstoff, auch Katechu genannt), Gutta Percha, welches damals zuerst als Handelsartikel auftrat, Muskatnüsse und dergl. wurden eingenommen, doch machte diese leichtere Waare nicht so viel Beschwer, wie die Reis- und Kaffeesäcke in Batavia. Zudem wurde ich selbst dabei noch sehr vom Glück begünstigt und hatte wenig damit zu thun.

Wenige Tage nach unserer Ankunft bekam nämlich über die Hälfte unserer Mannschaft eine Ausschlagskrankheit, den sogenannten „rothen Hund". Es ist dies zwar nicht gefährlich, aber höchst unbequem und schmerzhaft. Am ganzen Körper zeigen sich rothe Pusteln, die sehr jucken, dann aufgehen, ineinander laufen und wunde Stellen erzeugen.

Man bekommt sie schon oft bei dem Eintritt in die

Tropen, aber gewöhnlich in schwächerem Grade, sodaß sie die Arbeit nicht hindern und nach kurzer Zeit wieder verschwinden. Hier zeigte sich die Krankheit jedoch so heftig, daß die davon Betroffenen auf zehn Tage in das Lazareth geschafft werden mußten.

Auch mein guter Freund der Koch befand sich darunter, und mir wurde die hohe Ehre zu theil, ihn bis zu seiner Genesung zu vertreten. Ob er, weil ich oft bei ihm in der Kambüse gesessen und mir mit ihm etwas erzählt, dabei die Entdeckung gemacht, daß ich besonderes Geschick habe, ihn zu ersetzen, oder ob er mir durch Befreiung von der Arbeit des Ladens eine besondere Gunst zuwenden wollte, weiß ich nicht, jedoch hatte er mich dem Obersteuermann vorgeschlagen, und dieser mich als würdigen Nachfolger acceptiert.

So war ich denn auf einmal zu einem von „die Offiziers von das Schiff“ avanciert, zu denen sich auf Handelsfahrzeugen auch Zimmermann und Koch rechnen, d. h. in ihren eigenen Augen, wenn auch die amtliche Anerkennung dieses Titels fehlt, und dies brachte für mich jedenfalls die große Annehmlichkeit mit sich, daß ich nichts mehr mit der Ladung zu thun hatte, sondern nur für mein Küchendepartement zu sorgen brauchte.

Was man doch nicht alles als Seemann lernt! Mützen, Schuhe, Beinkleider aus Segeltuch zuschneiden und nähen, Strohhüte aus Havannastroh flechten, stopfen und flicken, das war mir schon alles beigebracht; jetzt sollte ich auch noch Koch spielen, obwohl ich dabei auf meine eigenen Hilfsquellen angewiesen war und aus dem Borne meiner Weisheit schöpfen mußte, und ich begann wirklich meine Vielseitigkeit zu bewundern.

Meine Beschäftigung war nun gerade keine anstrengende,

und ich konnte es mir gönnen, in meiner vielen Freizeit hier und da mich an einer billigen Manillacigarre zu erfreuen, wenn sie auch bisweilen keine Luft hatte, was indessen bei einem Preise von fünf Kasch (2 Pfennige) zu entschuldigen war, geistig dagegen schon mehr. Es erforderte ernstes und reifliches Nachdenken, den an mich gestellten Anforderungen ohne Blamage gerecht zu werden.

Wenn anständige Kauffartheischiffe im Hafen liegen, dann hört auf ihnen glücklicherweise die Seekost, d. h. das ewige Tornisterfleisch (von den Matrosen so genannt, weil man, wenn es einige Zeit in der Lake gelegen, es nach ihrer Behauptung acht Tage lang im Tornister tragen kann, ohne einen einzigen Fettfleck auf dem Rücken zu bekommen) auf, und es giebt täglich frischen Proviant.

In Batavia wechselten Hühner, Karbauen (javanische Büffel) und Schweinefleisch ab, hier in Singapore lag die Sache aber schwieriger. Es war nämlich an den Wochentagen nur Seeschildkröte und lediglich an den Sonntagen Schweinefleisch zu bekommen. Da war guter Rath theuer, um das toujours perdrix zu vermeiden, sonst hätten vielleicht die Matrosen gestreikt, und wie früher die Danziger Dienstmädchen mit dem Lachs, die Bedingung für die Weiterarbeit gestellt, daß es wöchentlich nur zweimal Schildkröte geben dürfe.

Da hieß es also, einmal Abwechselung schaffen, aber weder versalzen, noch verbrennen, noch die Sachen nicht gar gekocht auf den Tisch bringen. Heiliger Johann von Compostella hilf! Aber wer will, der kann auch. Ich setzte meinen ganzen Ehrgeiz darin, nicht nur jene drei Kochsünden zu vermeiden, sondern auch täglich mit einer neuen Zubereitungsweise zu erscheinen, wenigstens für den Kajütttisch, denn

für die Matrosen gab ich mir weniger Mühe — war ich doch Autokrat in der Kambüse.

Trotzdem wurden meine kulinarischen Studien von beiden Seiten mit so vielem Beifall belohnt, daß ich allmählich zu der Ueberzeugung gelangte, ich habe eigentlich meinen Beruf verfehlt und Koch werden müssen, dann wäre ich wahrscheinlich ein zweiter Vatel geworden.

Mein Meisterstück war jedoch ein durch eigenes Genie erfundenes Ragout mit Madeirasauce, das sehr stark begehrt und bis zum letzten Bissen der reichlichen Portion verzehrt wurde.

Als Knabe hatte ich nämlich oft bei meiner Mutter, die vorzüglich kochte, gesehen, daß sie an eine ganze Reihe vor Speisen süße oder saure Sahne that, was ihnen einen ganz besonders guten Geschmack verlieh.

Dessen erinnerte ich mich jetzt. Da es aber in Singapore nicht einmal Milch, geschweige denn Sahne gab, so dachte ich „Ei was, Milch ist Milch, nehmen wir Kokosmilch."

Nun sind zwar äußerlich Kuhmilch und Kokosmilch scheinbar sehr verschiedene Stoffe, aber innerlich müssen sie doch eine große Verwandtschaft haben, was vielleicht bis jetzt den Naturforschern nicht bekannt sein mag. Wenigstens gab sich dies in Bezug auf ihre Verwendung zu Speisen kund, und ich hatte in meiner Genialität einen sehr glücklichen Griff gethan. Das Ragout schmeckte mit dieser Zuthat ganz ausgezeichnet.

Der glänzendste Beweis dafür war mir der Ausspruch unseres Kochs, als er aus dem Hospital zurück kam und er mein Kunstwerk kostete. „Hür mal, Sweizer," äußerte er schmatzend und mit großem Ernst „das hätte ich Dich doch gar nich ßugetraut, das smeckt binah so gut, wie meine Klüten.

Na, mit die Szeit kann doch noch einen ganz düchtigen Kerl aus Dich werden.“

Aber ich sollte noch weit größere Genugthuung für meine Erfindung erhalten. Ihr Ruhm blieb nicht allein auf die engen Bordwände unseres Schiffes beschränkt, sondern strahlte weit darüber hinaus. Ja, er brachte mir sogar einen unerwarteten Urlaub ein, der zwar mit einigen unliebsamen Hindernissen verknüpft war, schließlich mir aber doch einen höchst angenehmen und unvergeßlichen Abend und Morgen in gebildeter Gesellschaft verschaffte.

Das als erstes in Singapore gegründete deutsche Handelshaus befrachtete uns nach Europa, und der Chef desselben, Herr August Behn, ein liebenswürdiger junger Mann, besuchte öfter den Kapitän an Bord auf einen Schwatz und auf das beliebte Schiffsgericht „Labskaus.“ Bei einer solchen Gelegenheit wurde ihm aber nicht nur dieses, sondern auch mein Schildkröten-Ragout vorgesetzt, bei dessen Bereitung ich diesmal, um Ehre einzulegen, mir sehr viel Mühe gegeben hatte und besonders raffiniert zu Werke gegangen war.

Es war auch nicht nur vollständig gelungen, sondern nöthigte Herrn Behn eine so hohe Achtung ab, daß er nach dem Frühstück selbst zur Kambüse kam, um mir etwas Angenehmes darüber zu sagen, und von mir das Recept dieser „Götterspeise“ für seinen chinesischen Koch zu erbitten.

Als er dann im Laufe der Unterhaltung ersah, weß Geistes Kind ich sei und daß ich mich doch etwas über das gewöhnliche Niveau der Schiffsjungen erhob, erhielt ich eine Einladung für den nächsten Sonntag, der außerdem nicht einmal mein Urlaubstag war, nach seinem Bungalo, welcher etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt, in deren Umgebung auf einem Hügel lag, und so versprach mir meine

Kochkunst einen glänzenden Lohn, der mich natürlich mit Stolz und gerechtfertigter Freude erfüllte.

Ich habe schon bemerkt, daß mir von der Mutter bei meinem Abschiede von der Heimath in Anbetracht meiner spärlichen Löhnung einige Louisd'or mitgegeben waren, um mir damit unterwegs in den Häfen etwas zu gute zu thun. Ich war sehr sparsam damit umgegangen; nur eins von den vier Goldstücken wurde auf der Reede von Batavia zerkleinert, um von unserm chinesischen Bumbootmann, der täglich den weiten Weg zu uns auf die Reede hinaus kam, Eier, Früchte und besonders frisches Brod einzuhandeln, das nach längeren Seereisen und zur Abwechslung mit dem ewigen wurm- und käferreichen Schiffszwieback ganz besonders hochgeschätzt wird. Nun aber mußte das zweite springen, um meinen äußeren Menschen umzuwandeln.

Schon in Batavia hatte ich die Bemerkung gemacht, daß auch mein bester seemännischer Anzug nicht nur unangenehm warm war, sondern in seinem Aussehen nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit stand. Hung-Qua-Tschau, ein bei den Seeleuten in hohem Ansehen stehender Schneider der Stadt, wurde deshalb um seinen hochweisen Rath gefragt und unternahm es nach ernster Erwägung, mich salonfähig zu machen. Zu diesen Erwägungen gehörte in erster Reihe eine genaue Untersuchung des Louisd'or mit dem Probierstein und der Goldwage, die jeder chinesische Geschäftsmann stets bei sich führt, um die aus allen Ländern hier zusammenströmenden und als Zahlungsmittel verwertheten Münzen auf ihren Gold- und Silberwerth zu prüfen.

Mein Louisd'or erwies sich als echt und der Kleiderkünstler war so ehrlich, mir seinen vollen Werth anzurechnen. Ich erhielt dafür unerwartet viel Waare, nicht allein einen vollständigen Dineranzug, wie er in Ostindien Sitte ist,

sondern auch noch einen Strohhut und Lackschuhe und sogar noch 1½ Schilling heraus für eine Droschke, die mich zum Bungalo hinausfahren sollte; freilich bekam ich dafür nur eine zweiter Güte und sie sollte die Quelle vielen Kummers für mich werden.

In meinen neuen Kleidern kam ich mir natürlich ungeheuer fein vor. Sie bestanden aus weißer, seidenglänzender Grasleinwand und ich erschien in ihnen als reiner Unschuldsengel. Obwohl mich die Matrosen ob dieser Feinheit mit scheelen Augen ansahen, war ich sehr stolz auf meine elegante Ausstattung, gegen deren Preis und Sitz selbst die „Goldene Hundertzehn“ tief in den Schatten gestellt wurde.

Der heißersehnte Sonntag kam endlich heran und ich machte mich Nachmittags zeitig auf den Weg, indem ich mich so einrichtete, pünktlich zum Mittagsessen um 6 Uhr auf dem Bungalo einzutreffen — doch mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.

Ein längerer ausgiebiger Regen hatte kurz vorher die Natur auf das kostbarste erfrischt; es gab keinen Staub, die Hitze war angenehm gedämpft, das saftigste Grün lachte mir überall entgegen. Die Luft war von balsamischem Blüthenduft erfüllt; je weiter wir nach dem Innern kamen, desto kühler und wohlthuender wehte die Brise.

Mein Auge schweifte mit behaglichem Empfinden über die prangenden Anpflanzungen und die Waldstrecken, durch welche unser Weg führte, und ich fühlte mich so recht von innen heraus wohl und mollig, als plötzlich die Sache ein anderes und höchst unangenehmes Gesicht bekam und sich meine stille Freude in grimmen Aerger verkehrte.

Wir hatten ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt und befanden uns am Fuße eines sanft ansteigenden Hügels, als der Droschkengaul plötzlich still stand. Offenbar schien es

dem eigensinnigen Kerl nicht, den Wagen die kleine Anhöhe hinaufzuziehen. Der malayische Kutscher versuchte es im guten und bösen, oder that wenigstens so, ihn vorwärts zu bringen, aber das bockige Vieh feuerte hinten und vorn aus, als hätte es den Teufel im Leibe. Nun wollte der Kutscher umdrehen, um die Sache noch einmal zu versuchen. Das erstere gelang ohne Schwierigkeit, aber beim Wiedervorwärtsgehen zeigte sich dieselbe Widerspenstigkeit. Jedenfalls hatte der Racker von Pony die Absicht, mich an die Luft gesetzt zu sehen, und wenn ich dazu anfänglich auch keineswegs Lust hatte, so rückte bei dem Warten die Zeit des Mittagsessens immer näher heran, und schließlich blieb mir nichts Anderes übrig, als auszusteigen und den Rest des Weges, etwa eine halbe Stunde, zu Fuß zurückzulegen.

Ich verließ also den Wagen, aber schon nach wenigen Schritten faßte ich den Entschluß, schleunigst wieder einzusteigen und dort resigniert mein weiteres Schicksal zu erwarten. Der Boden der Insel besteht nämlich hier aus röthlichem Thon, auf dem es sich bei trockenem Wetter wie auf Asphalt fährt. Durch den starken Regen war aber die Erde so aufgeweicht, daß sie wie eine klebrige Masse den Fuß festhielt.

Ja, nun aber war es zu spät! Sobald nämlich der Pony seinen Willen durchgesetzt hatte, drehte das malitiöse Thier ganz von selbst um und ging, sowie mit ihm der Kutscher, im Galopp zur Stadt zurück; ich aber stand einsam und verlassen mitten auf der Landstraße, ohne Aussicht auf irgend welche Hilfe.

In Erinnerung an die verunglückte Reitpartie meiner Kameraden in Rio de Janeiro stieg plötzlich der Verdacht in mir auf, daß mir mit der ganzen Geschichte nur eine Komödie vorgespielt und der Pony ebenso dressiert sei wie die brasilischen Pferde, aber es blieb mir nichts übrig, als meinen Aerger

hinunter zu schlucken und mit Heroismus auf den Bungalo zu marschieren, an dem die Straße vorbeiführte und den ich nach der mir durch Herrn Behn gewordenen Beschreibung glücklicherweise nicht verfehlen konnte. Doch es war eine harte Arbeit, fast wie das Hantieren mit den schweren Reis- und Kaffeesäcken. Der Schweiß lief in Strömen und dabei ging es schrecklich langsam; wenn ich in dem schlüpfrigen und doch zähen Thonboden drei Schritte vorwärts und bergan machte, dann rutschte ich zwei wieder zurück.

Hung-Qua-Tschau's Lackschuhe fielen als erstes Opfer meines kühnen Unternehmens. Die Sohlen waren nämlich nicht aus Leder, sondern aus Pappe hergestellt, sehr bald aufgeweicht und nach fünf Minuten überhaupt gänzlich verschwunden, und ebenso mußte das Oberleder aus einem besondern Stoff bestehen, denn es verwandelte sich in Brei und somit stapfte ich auf meinen weißen Strümpfen einher.

Kurz darauf glitt ich aus, fiel aber nicht etwa, wie andere vernünftige Menschen dies gewöhnlich thun, auf die Kniee, sondern mit der Butter nach unten, d. h. der Länge nach auf die Seite.

Man kann sich denken, was für ein Bild ich in meinen weißen Gewändern abgab, aber was sollte ich machen? Ich mußte tapfer vorwärts, wenn es auch immer langsamer ging und ich für die letzten 500 Schritte eine halbe Stunde gebrauchte. Endlich, um 7 Uhr — es war schon lange dunkel und nur die Sterne leuchteten mir einsamen unglücklichen Wanderer, — hatte ich das ersehnte Ziel erreicht, aber fragt mich nur nicht wie!

Herr Behn und die andern Herren des Handlungshauses hatten mich nicht mehr erwartet, das Mittagsessen war vorüber und an Heiterkeit auf meine Kosten fehlte es natürlich auch nicht, da ich wirklich toll aussah. Glücklicherweise waren die

Folgen meines Abenteuers nicht dauernd. Ein Bad und die reich ausgestattete Garderobe meines Gastfreundes, in der viele Dutzende weißer Anzüge zur Auswahl standen, halfen mir und vertilgten auch bald die letzten Spuren des Unfalles. Ich exerzierte am Tische mit bestem Appetit nach, verbrachte einen schönen Abend in fröhlicher Gesellschaft und schlief prachtvoll.

Aber eine weit reichere Entschädigung für meinen Marsch in rothem Thon erhielt ich noch am andern Morgen. Mein liebenswürdiger Wirth hatte mir mitgetheilt, daß ich mich mit meiner Rückkehr nicht zu beeilen brauche. Er werde mich mit seinem Gefährt am andern Morgen selbst zur Stadt bringen und mein längeres Ausbleiben beim Kapitän schon verantworten.

Wie willkommen mir diese Nachricht war, brauche ich weiter nicht zu sagen, und ich verbrachte einen kostbaren unvergeßlichen Vormittag in dem gastfreien Hause. Wie ich es von Bord aus gewohnt war, erwachte ich früh, stand schon mit Sonnenaufgang auf, nahm das übliche erfrischende Bad und begab mich in den ebenso schön angelegten wie gepflegten Garten, in dem mir überall köstliche Blumen entgegenlachten, um die anmuthenden Reize desselben nach Herzenslust zu genießen.

Die Luft war kühl und belebend, wie bei uns an einem schönen Maimorgen. An einem etwas erhöhten Aussichtspunkte, von dem die dichten Laubkronen mächtiger Bäume den Zutritt der Sonnenstrahlen abhielten, während die Seebrise leise durch die Zweige rauschte, hatte man einen prachtvollen Blick auf die Stadt, auf den Hafen mit seinen Hunderten von Schiffen, auf das Meer, dessen Azurfläche sich in das Unendliche dehnte und auf der die Kämme der kleinen überköpfenden Wellen in den Strahlen der Morgensonne wie Silber blitzten, während hier und dort in leuchtendem Grün liebliche Inseln auf ihr schwammen und zwischen ihnen die blendend

weißen Segel von Schiffen auftauchten, die sich wie die Schwingen riesiger Schwäne über der blauen Tiefe entfalteten.

Auf der kleinen Anhöhe waren Bänke aufgestellt. Ich nahm Platz auf einer derselben und gab mich eine Zeit lang ganz dem Genusse des wundervollen, wie ein Zaubermärchen vor meinem Blicke aufgerollten Panoramas hin, um danach, unter den Bäumen des Gartens wandelnd, Herz und Sinne auch an dessen nahen Schönheiten zu erquicken, welche die Natur vor mir ausbreitete und deren Mannigfaltigkeit sich mir bei jedem Schritte offenbarte.

Süßes, kostbares Aroma hauchten Blumen und Blüthen in die thaufrische Morgenluft aus, und ich athmete es mit vollen Zügen. Die gefiederten Kronen der Palmen wiegten sich sanft und träumerisch im Winde, wie Festons hingen die Schlingpflanzen von ihnen herab und durch ihr feines lichtgrünes Blättergewebe schimmerten die braunen Stämme wie durch einen halbverhüllenden Schleier.

Wie fliegende Juwelen schwirrten Honigvögel durch das Laub, um süßen Nektar aus lockenden Blumen zu saugen, und glänzende Schmetterlinge rangen mit ihnen um den Preis der Farbenpracht.

Alles dies Schöne, Liebliche, Wunderbare nahm ich andächtig in mich auf. Aehnliches hatte ich ja schon in Rio de Janeiro und in Weltefreden gesehen, aber dort nur in Hast und Eile, und am letzteren Orte waren weder die Gärten mit so viel Liebe und Verständniß gepflegt und gehalten, noch gestatteten die Verhältnisse der Stadt einen freien Ausblick in die Ferne.

Hier aber konnte ich mich dem Genusse der Natur und der romantischen Umgebung nach Herzenslust und in ungestörter Ruhe voll hingeben, ihre Reize auf mein Gemüth einwirken lassen. Es waren zauberisch liebliche und wahrhaft

erhebende Morgenstunden und ich zähle sie zu meinen schönsten Erinnerungen.

Gegen 8 Uhr riefen mich die Töne des Gong in das Haus; es war Zeit zum ersten Frühstück. Mein Wirth und die übrigen Herren des Hauses zeigten sich nicht als solche Frühaufsteher wie ich. Ihnen war ja auch das, was mich zum ersten Male so entzückte, täglich geboten und sie hatten es wohl schon oft genossen.

Wie prächtig mundeten mir der duftende Kaffee, die frischen Eier, das eben aus dem Ofen gekommene Maisbrod und last not least meine Lieblingsspeise, die gebratenen Bananen — und doch hatte ich vorher schon einen anderen materiellen Genuß gehabt, der mich noch viel schöner dünkte und der mir nur einmal während der ganzen Reise in Weltefreden zu theil geworden war, — ein Glas frisches, kaltes und krystallhelles Brunnenwasser. Bei meiner Wanderung durch den Garten fand ich die gemauerte und durch dichtes Laubwerk vor jedem Sonnenstrahl geschützte Nische, wie sie in den Tropen alle besseren Häuser besitzen und in welcher das kostbare Naß für Trunk und Bad aufbewahrt wird.

Künstliches Eis gab es damals in heißen Gegenden noch nicht; es war noch nicht erfunden, und auch die spekulativen Amerikaner sandten erst im folgenden Jahre Schiffe mit Natureis von ihren nördlichen Küsten in die Tropen, womit sie allerdings ganz bedeutende Summen gewannen. Ich war gerade wieder auf meiner dritten Reise in Batavia, als das erste Eisschiff dort ankam.

Die Malaien staunten das ihnen bis dahin gänzlich unbekannte Naturprodukt verwundert an. Sie gaben ihm einen sehr bezeichnenden Namen Aier batu — Steinwasser; als sie jedoch beim Entladen des Schiffes die ersten Blöcke auf ihre nackten Schultern nahmen, da warfen sie es sofort wieder auf

die Erde und liefen schreiend mit dem Rufe api, api! — Feuer, Feuer! davon. Jetzt ist seit Erfindung praktischer Eismaschinen die Verwendung dieses namentlich in den Tropen so werthvollen Artikels — nicht am wenigsten für Hospitäler und Fieberkranke — in jeder besseren Häuslichkeit allgemein; zu jener Zeit konnte man sich aber nur den Luxus kalten Trinkwassers gönnen.

In jenen schattigen Nischen stehen auf nicht Wärme leitenden Stoffen, wie dicke Strohdecken, große mit Brunnenwasser gefüllte Thonvasen. Das Material derselben ist so porös, daß der Inhalt überall leise durchsickert und dadurch die ganze Oberfläche stets naß gehalten wird.

Dadurch wird eine große Verdampfungsfläche geschaffen, und das verdunstende Wasser, bei dem sich stets Kälte entwickelt, entzieht nach physikalischen Gesetzen seiner Umgebung um so mehr und schneller Wärme, je rascher die Verdunstung selbst vor sich geht. Der Inhalt der Vase erniedrigt deshalb seine Temperatur bedeutend, und wenn die Luft sehr trocken ist und viel Wasserdampf aufnehmen kann, sinkt jene so tief, daß sich auf der Wasseroberfläche sogar eine dünne Eiskruste bilden kann, gemeinhin aber das Wasser eine Temperatur von 4—5° R. aufweist.

Was für eine Erquickung ist aber ein so kühler Trunk in heißen Klimaten, und wie weiß ihn besonders erst jemand zu würdigen, der wie ich Monate lang nur auf laues, unappetitliches Flußwasser — anderes wird ja von den Schiffen fast nie mitgenommen — auf See angewiesen war und aus Gesundheitsrücksichten in den Häfen gezwungen wurde, seinen brennenden Durst mit Theewasser zu löschen, das Morgens gekocht wurde und Abends noch warm war. Natürlich muß man auch bei dem Genusse dieses kalten Wassers etwas vorsichtig sein und darf es, namentlich nachdem man Früchte ge-

gessen, nicht in zu großen Mengen zu sich nehmen, aber dann schadet es auch der Gesundheit nicht; nur Wasser aus Flüssen oder stehenden Gewässern darf man nie ungekocht genießen, weil die darin enthaltenen Keime sehr leicht tödliche Fieber hervorrufen.

Nach dem Frühstück machte bis gegen 10 Uhr Herr Behn mit mir noch eine Ausfahrt durch die in der Nähe befindlichen Anpflanzungen von Muskatnüssen, Indigo, Gambir u. s. w., welche von ihren rastlos thätigen chinesischen Besitzern, die durch intensivste Land- oder vielmehr Gartenwirthschaft dem Boden vielfach eine dreimalige Ernte im Jahre abgewinnen, in ausgezeichnetem Stande erhalten waren und die natürlich mein lebhaftestes Interesse in Anspruch nahmen.

Dann aber wurde die Sonne so zudringlich, daß wir wieder den schattigen Bungalo aufsuchten, um beim Genusse einer Cigarre, welche mir allerdings besser schmeckte als die echte Manilla von unserem Bumbootsmann für fünf Kasch das Stück, und auch Luft hatte, sowie in anregendster Unterhaltung, deren Thema die Verhältnisse auf der Insel bildete und die mir viele neue Gesichtspunkte eröffnete, noch einige Stunden bis zum zweiten Frühstück, bei dem auch hier der Curry-Reis die pièce de résistance bildete, angenehm zu verbringen.

Alsdann fuhren wir in dem eleganten Gefährt meines Wirthes, dessen feurige Makassarponys jedoch keine Stillstandskapriolen machten, sondern eher noch in ihrem Lauf scharf gezügelt werden mußten, nach der Stadt. Nach allem, was ich bisher geschaut und erfahren, erschien mir Singapore als ein wahres Paradies; ich hörte jedoch durch meinen Begleiter, daß auch hier nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß es nicht an Schattenseiten fehlt, wenn sie sich dem Europäer im allgemeinen auch weniger fühlbar machen.

Mit dem aufrichtigsten Dankgefühl für die verlebten Stunden

verabschiedete ich mich von meinem gütigen Wirthe, um an Bord zurückzukehren und noch mehrere Tage lang weiter Schildkrötensuppe und Ragout zu bereiten, bis der wirkliche Koch mich wieder ablöste.

Kurz vor unserm Abgange sandte ich einen langen Brief in die Heimath. Zu damaliger Zeit gebrauchte er zwar noch volle acht Wochen, während er jetzt seinen Weg in weniger als der Hälfte zurücklegt, traf aber immer wenigstens noch zwei Monate vor uns ein. Ich hatte ja so viel Interessantes und Merkwürdiges mitzutheilen, dabei keinen heimlichen Kummer zu unterdrücken, wie auf der ersten Reise, und nicht das Gegentheil von dem zu schreiben, wie es mir ums Herz war. Ich durfte die volle Wahrheit sagen, ohne fürchten zu müssen, den Meinen Schmerz zu bereiten.

Ich war jetzt so ziemlich ausgesöhnt mit meinem Beruf, wenngleich es mir noch jedesmal wehmüthig ums Herz wurde wenn ich fremde Kriegsschiffe in den Häfen liegen sah.

Verschiedene günstige Umstände hatten mich weiter gefördert, deren sich andere in meiner Lage nicht erfreuten, die ihnen die schweren Dienstjahre nicht so erleichterten, und ich erkannte das dankbar an.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Singapore traten wir die Heimreise an. Die Kranken waren sämtlich geheilt aus dem Hospital entlassen und die gesamte Mannschaft den klimatischen Gefahren Ostindiens diesmal glücklich entgangen.

Unser malayischer Bumbootmann, der das Schiff während unserer Abwesenheit im Hafen mit Früchten und sonstigen Bedürfnissen versorgte, mußte wohl mit den gemachten Geschäften ganz besonders zufrieden gewesen sein und ein dankbares Gemüth besitzen, denn er brachte uns als Abschiedsgeschenk ein ganzes Boot voll Ananas, und was für welche!

Gewiß noch einmal so groß, wie sie bei uns in den Treibhäusern gezogen und mit 8—10 Mark bezahlt werden.

Nun, in Singapore waren sie allerdings etwas billiger. Sie wachsen ja auf der Insel auf großen Strecken wild und selbst bei den Händlern ersteht man sie für wenige Pfennige. Der Kapitän ließ sie an die Mannschaft vertheilen und auf meine Person kamen sechs dieser herrlichen Früchte. Aus Besorgniß vor Dysenterie, die in den Tropen am Lande leicht durch Genuß von Ananas hervorgerufen wird, hatte ich mich bis jetzt ihrer, wenn auch oft mit Ueberwindung, enthalten, auf See und in deren schöner reiner Luft schaden sie jedoch nicht und so konnte ich mich ausgiebig daran erfreuen.

Zur Aufbewahrung hängte jeder der Leute seinen Vorrath in der Takelage auf und die goldig gelben Früchte sahen reizend aus an den schwarzen Tauen, aber lange dauerte die Sache nicht. Nach wenigen Tagen waren sie verschwunden und hatten bei ihren Besitzern außer einer süßen auch eine schmerzliche Erinnerung hinterlassen, nämlich eine durch den scharfsüßen Saft wundgewordene Zunge.

Unsere Rückreise durch die Bankastraße ging mit dem helfenden Strome und ziemlich günstigem Winde bedeutend schneller von statten, als der Hinweg. Schon am dritten Tage erreichten wir das in lieblichster Tropenschönheit prangende Malayenstädtchen Anjer am Ausgange der Sundastraße, jene Station, wo fast alle vorbeisegelnden Schiffe — und ihre Zahl geht wohl jährlich in die Tausende — namentlich aber die westwärts steuernden, welche eine monatelange Seefahrt vor sich haben, kürzere oder längere Rast machen, um noch Hühner, Enten, Früchte und andere Lebensmittel, aber auch allerlei Merkwürdigkeiten und sonstiges Gethier an Bord zu nehmen.

Wer noch irgend einen Pfennig in der Tasche hat, giebt ihn hier aus, und sobald ein Schiff in Sicht kommt, stoßen

eine Menge bis an den Rand mit verlockenden Gegenständen gefüllte Boote vom Ufer ab, um sich das vortheilhafte Handelsgeschäft nicht entgehen zu lassen, da der schlaue Malaye die Seeleute kennt und weiß, daß sie ohne zu feilschen den geforderten Preis zahlen.

Besonders auf Goldstücke sind die braunen Händler erpicht, und wer noch glücklicher Besitzer eines solchen ist, wie ich es war, der fährt gut bei seinen Einkäufen. Die Malayen verwenden das Gold zu Schmuckgegenständen, mit denen sie gern prunken, und ihre Dandys laufen sogar unseren Gigerln noch den Rang ab. Sie lassen sich nämlich ein paar gesunde Vorderzähne ausbrechen und goldene dafür einsetzen, um die Bewunderung ihrer Mitmenschen zu erringen. So weit haben es die unsrigen doch noch nicht gebracht, aber vielleicht genügt dieser Hinweis, um sie zu der Neuerung, die jedenfalls bei uns noch nicht dagewesen ist, zu bewegen.

In einer halben Stunde waren denn auch unsere sämmtlichen Taschen geleert. Dafür bot indessen unser Deck den Anblick eines tropischen Jahrmarktes. Sechs bis acht Dutzend Hühner und Enten, ebenso viele Centner Yams und süße Kartoffeln, riesige Schildkröten und andere Lebensmittel für das Schiff waren erworben und bildeten mit Bananendolden, deren jede einige Hundert Früchte trug, kopfgroßen Pampelmus, Apfelsinen, Kokosnüssen und verschiedenen anderen Bodenerzeugnissen, welche die Mannschaft für sich eingekauft, wahre Berge auf dem Deck, und dazwischen wimmelte es von allen möglichen zahmen und wilden Thieren.

Seeleute sind überhaupt Thierfreunde, und selbst auf Kriegsschiffen tragen die Vorgesetzten diesem Umstande Rechnung, indem sie Unteroffizieren und Matrosen in ausgedehntem Maße gestatten, Vögel und selbst Affen mitzunehmen, obwohl letztere leicht manches Unheil an Bord anrichten. Auf Handels-

schiffen, wo es auf etwas größere oder geringere Reinlichkeit und auf Thiergeschrei nicht soviel ankommt, sind die Grenzen noch weiter gezogen.

Fast jeder Matrose nimmt Papageien, Kakadus, Loris, ostindische Krähen, Käfige mit Hunderten von Reisvögeln (Java-Sperlingen), Affen u. s. w. mit, und der Kapitän verweigert umsoweniger die Erlaubniß dazu, als er aus Erfahrung weiß, daß die Geschichte, wenigstens in diesem Umfange, doch nicht lange dauert. Auf einer viermonatlichen Reise, wie sie uns bevorstand, und auf der nur einmal für wenige Stunden Land angelaufen wird, fehlt es bald an der passenden Nahrung. Die engen Räume des Schiffes gestatten keine richtige Pflege, die außerdem von den meisten Seeleuten nicht gekannt ist, und so lichtet sich die Schar der Thiere schnell. Jeder Tag bringt mehr oder minder Leichen, und bei der Ankunft im Heimathshafen ist kaum noch der zehnte Theil der anfänglichen Zahl am Leben.

Einzelne dieser unglücklichen Geschöpfe zeigen allerdings eine bewunderungswürdige Lebenszähigkeit. So brachte z. B. unser Zimmermann eine ostindische Krähe, einen Vogel mit prachtvollem rothen Gefieder, aber mit schauerlich krächzender Stimme, da sonst in dem engen und ohnehin von Thieren schon überfüllten Volkslogis absolut kein anderer Platz war, in einer engen Abtheilung seiner Seekiste unter, in deren Deckel er einige Luftlöcher bohrte.

In diesem dunklen Verließ verlebte die arme Krähe volle vier Monate, sah nur auf kurze Augenblicke das Tageslicht, mußte statt Frucht- und Körnernahrung sich mit aufgeweichtem Schiffszwieback begnügen, erhielt keinen Tropfen Wasser, weil seltsamerweise fast alle Seeleute die grausame und völlig ungerechtfertigte Ansicht hegen, daß papageienartige Vögel sterben,

wenn man ihnen Wasser verabreicht, und kam dennoch gesund und munter in Hamburg an.

Am besten halten sich auf so langen Reisen noch die Affen, namentlich die grauen Meerkatzen, mit denen bei uns auch Savoyardenknaben umherziehen, und nach ihnen die braunen Lampuns, von denen wir auch ein halbes Dutzend verschiedener Größe, wie ein Schäferhund und der kleinste wie ein Eichhörnchen, an Bord hatten.

Nachdem man den Knäuel von lebenden und todten Gegenständen einigermaßen entwirrt, jeder das Seinige so gut wie möglich untergebracht und wieder so viel Ordnung auf dem Deck geschaffen war, um manöveriren zu können, wurde vollgebraßt, Ostindien Lebewohl gesagt und mit steifem Winde ging es unter vollen Segeln heimwärts. Bald hüllten sich die hohen Kuppen des Festlandes in duftig bläuliche Farbentöne; wenige Stunden später senkte sich auch die höchste Spitze unter den Horizont und der erfrischende Hauch des Meeres fächelte angenehm kühl unsere Wangen.

Am nächsten Morgen passierten wir in ziemlicher Nähe die vor der Sundastraße liegenden Kokosinseln, nachdem wir kurz vorher den Südostpassat gefaßt und die angenehme Aussicht hatten, von demselben vier Wochen lang bis ziemlich auf die Höhe des Kaps der guten Hoffnung geführt zu werden.

Jene Inseln sind eine Gruppe kleiner flacher Atolle, ebenso wie in der Javasee durch Korallen aufgebaut und dicht mit Kokospalmen bestanden, wovon sie auch ihren Namen tragen. Einige Jahre zuvor waren sie noch unbewohnt und herrenlos, jetzt jedoch hatte ein idyllisch angehauchter englischer Schiffskapitän, Namens Cook, mit seiner Familie sich auf der größten niedergelassen, einige Malayen als Arbeiter mitgebracht, die ganze Gruppe für sich und sein Vaterland in Besitz genommen, und spielte auf ihr den Robinson.

Der Anblick der so hochromantisch ausschauenden Inseln im Indischen Ozean und in der Südsee, ihre gesegnete Fruchtbarkeit und das kostbare Klima hat übrigens von jeher auf die Gemüther der oft rohen, aber trotzdem vielfach sentimental angelegten Seeleute anziehenden Reiz geübt, und nicht wenig Matrosen veranlaßt, von ihren Schiffen, welche solche Punkte besuchten, zu desertieren, um unter den Eingeborenen ihr Leben zu beschließen.

Namentlich wissen von solchen Desertionen die Wallfischfänger zu erzählen, welche in der Südsee auf Beute kreuzen. Um sich dem elenden Leben an Bord zu entziehen, scheuen deren Matrosen nicht die Gefahr, beim Schwimmen an Land durch eine Kugel der Steuerleute niedergestreckt oder von einem Hai verschlungen zu werden. Das Verbleiben auf diesen verlockenden Landstrichen erscheint ihnen wie ein Aufenthalt im Paradiese und sie wagen alles, um dessen theilhaftig zu werden.

Sehr selten gelingt es ihnen, in die zivilisirte Welt zurückzukehren, da oft Jahrzehnte lang kein Schiff wieder erscheint. Sie werden dann allmählich fast selbst zu Wilden, unter denen sie leben, verheirathen sich, vergessen ihre Vergangenheit vollständig, und selbst wenn sich ihnen später einmal eine Gelegenheit bietet, fortzukommen, lassen sie dieselbe unbenutzt vorübergehen.

Unter den Besatzungen der amerikanischen Wallfischfänger befindet sich gewöhnlich auch ein großer Prozentsatz Deutscher, die meistens in dem fremden Lande in allen ihren Hoffnungen getäuscht und brodlos, von den geriebenen Agenten jener Schiffe unter allerlei Vorspiegelungen an Bord gelockt werden und sich dann zu einem zwei- bis dreijährigen Sklavenleben verkauft sehen, dem sie, wenn sie es erst erkannt, was sehr bald geschieht, dann auf jede Weise zu entfliehen suchen.

Auf manchen Südseeinseln trifft man deshalb ihre Nachkommen mit unverkennbar germanischem Typus, während die Väter theils durch ihr deutsches Gemüth bei der Familie und auf der Insel, wo sie freundliche Aufnahme gefunden, festgehalten werden, theils weil es ihnen durch ihre höhere Zivilisation und größeren Kenntnisse bald gelingt, unter den Eingeborenen eine angesehene und hervorragende Stellung zu erringen, die sie voll befriedigt.

In welchem Winkel der Erde fände man aber überhaupt nicht Exemplare unseres wanderlustigen deutschen Volkes? und auf meinen Reisen bin ich oft auf das höchste erstaunt gewesen über die seltsamen Umstände, unter denen ich sie getroffen.

Während der ostasiatischen Expedition z. B. im Jahre 1861 erhielt ich den Befehl, mit meinem Schiffe von Hongkong nach Tschifu zu gehen. Ich hatte bis dahin keine Ahnung, wo Tschifu lag und es dauerte geraume Zeit, bis ich es nach angestrengtem Suchen auf der Karte in einem Winkel des gelben Meeres entdeckte.

Es herrschte damals der Taipingkrieg. Engländer und Franzosen hatten einige Transportschiffe und Kanonenboote bei diesem gottvergessenen Platze liegen, in dem es nur acht Weiße, den französischen Konsul mit seinem Sekretär, zwei amerikanische Missionäre, die nebenbei aber auch Handelsgeschäfte machten, und — vier deutsche Schlächtergesellen gab.

Ein Jahr zuvor hatten die Engländer und Franzosen Krieg gegen China geführt und durch Eroberung des Takuforts am Peiho sich den Weg nach Peking gebahnt, um dort den Kaiserpalast Yün-men-yün gründlich zu plündern. Ihre Flotten lagen auf der Reede von Tschifu zu Anker, und die vier Deutschen hatten ihren Weg dorthin gefunden, um für die Tausende von Kriegsschiffsmannschaften und Truppen

frisches Fleisch zu liefern, was sie in einem Jahre zu reichen Leuten machte.

Unter noch seltsameren Umständen, die für mich geradezu verblüffend waren, begegnete ich einem andern Deutschen, als ich während derselben Reise später nach Hongkong zurückkehrte, um von dort nach Bangkok in Siam zu segeln.

Eines Tages erschien ein gut aussehender und auch gut gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren an Bord meines Schiffes und bat mich, ihm eine freie Ueberfahrt nach Bangkok zu bewilligen. Es entspann sich nun folgendes merkwürdige Gespräch zwischen uns, das von Seiten des Betreffenden im reinsten sächsischen Dialekt geführt wurde, und über das der Leser ebenso staunen wird, wie ich damals.

„Wer sind Sie?"

„Mein Name ist Uhlig, ich bin aus Zwickau und habe Sattler gelernt."

„Wie kommen Sie aber hierher?"

„Ich reise mit einem Diorama."

„Gut, aber auf welchem Wege sind Sie hierhergelangt?"

„Ja, sehen Sie, Herr Kapitän, ich wanderte zuerst durch Oesterreich und dann kam ich nach Konstantinopel. Von da ging ich nach Kleinasien und Persien und dann immer weiter, bis ich hier anlangte."

„Mann, Sie wollen mir doch nicht weis machen, daß Sie den ganzen Weg zu Fuß gemacht haben," sagte ich ziemlich unsanft, da ich es mit einem Schwindler zu thun zu haben glaubte.

„Nein, nicht immer," erwiderte er mit so harmloser und treuherziger Miene, daß ich den Verdacht sofort wieder fallen ließ, „öfter, wenn ich an einen Fluß kam, nahmen mich die Leute eine Strecke im Kahn mit oder am Lande ließ man mich auf einem Kameele oder einem Esel reiten. Ich zeigte

ihnen dafür mein Diorama, und dann gaben sie mir dafür entweder Lebensmittel oder Geld."

„Wie konnten Sie sich aber mit diesen vielen Völkerschaften, mit denen Sie zusammentrafen, verständigen?"

„Oh, das ging ganz gut durch Zeichen."

„Und hat man Ihnen nie etwas zu Leide gethan?"

„Nein," erwiderte er einfach, „die Leute waren immer gut zu mir."

Ich war starr, ein deutscher Handwerksbursche mit einem Dioramakasten auf dem Rücken, war durch halb Europa und quer durch ganz Asien gewandert, ohne Geld, ohne Sprachkenntnisse, und ohne irgendwie behelligt zu werden.

„Und jetzt wollen Sie wieder zurück in die Heimath?" fragte ich weiter.

„Nun, das grade noch nicht," gab er zur Antwort, „ich wollte zunächst nach Bangkok, um dem Könige meine Diorama zu zeigen. Wohin ich dann gehe, weiß ich noch nicht." Er hielt in seiner Unbefangenheit den König von Siam wohl auch für einen Wilden, aber der Mann in seiner Einfachheit und zugleich Kühnheit imponierte mir.

„Ich will Ihnen gern eine Ueberfahrt geben," sagte ich, „aber mir stehen keine Gelder für Ihre Verpflegung zur Verfügung. Sprechen Sie mit meinen Leuten, wollen dieselben ihre Rationen mit Ihnen theilen, dann habe ich nichts gegen Ihr Mitgehen."

Kurze Zeit später erschien mein Bootsmann und meldete mir im Namen der Mannschaft, daß sie gern bereit sei, den Landsmann durchzufüttern. So machte er die Reise mit und ich bedauerte nur, daß ich mich nicht Abends vorn zu den Leuten hinsetzen konnte, wenn er, von ihnen umringt, von seinen Reisen erzählte, während sie die aufmerksamsten Zuhörer abgaben. Es wäre gewiß hochinteressant gewesen.

Acht Tage nach unserer Ankunft in Bangkok traf ich ihn zufällig auf der Straße wieder.

„Nun, haben Sie dem Könige Ihr Diorama zeigen können?“ fragte ich neugierig.

„Man hat mich bis jetzt nicht vorgelassen,“ erwiderte er enttäuscht, „und ich glaube auch nicht, daß es geschehen wird, ich will deshalb wieder fort.“

„Wohin gedenken Sie denn zu gehen?“

„Nach Berme,“ lautete die Antwort.

„Nach Berme? Wo liegt denn das? davon habe ich ja noch nie gehört.“

„Na ja, sähn Se, Herr Kapitän, hier fliescht doch der Menam. An dem gehe ich hinauf, bis er rechts umbiegt, dann bin ich in Berme.“

Jetzt ging mir ein Licht auf. Er meinte Birmah und seine geographische Orientierung war ziemlich zutreffend. Wo der in nordsüdlicher Richtung durch Siam strömende Menam im Norden umbiegt, da ist die Grenze des Königreichs Birmah, nur daß der gute Deutsche zunächst hundert Meilen Flußufer hinaufzuwandern hatte, durch ein unzivilisirtes Land, ohne materielle Hilfsmittel und Sprachkenntniß, auf ungebahnten Wegen, durch Sümpfe und Urwälder, die von Schlangen und reißenden Thieren wimmeln.

Von allen diesem schien er sich entweder keine Rechenschaft zu geben oder, wenn er von den Schwierigkeiten eine Ahnung hatte, seinem guten Stern und seinem Diorama zu vertrauen, die ihn auf nicht weniger gefährlichen Wegen bereits Tausende von Meilen sicher geleitet hatten. Ich schloß das wenigstens aus der ruhigen gleichmäßigen Weise, mit der er mir in ein paar Worten seine Reisepläne mittheilte.

Ich verabschiedete mich von ihm, indem ich ihm von Herzen Glück auf die Reise wünschte, aber ich konnte nicht umhin,

den kühnen Muth des deutschen Handwerksburschen, der sich dessen nicht einmal bewußt zu sein schien, aufrichtig zu bewundern.

Ob er am Ufer des Menam nordwärts wandernd den Weg nach „Berme“ gefunden, ob er je sein Vaterland wiedergesehen, in Siams Sümpfen umgekommen oder einem bengalischen Tiger zum Opfer gefallen ist — wer weiß es?

Wir segelten nicht in gradem Kurse auf das Kap der guten Hoffnung zu, sondern hielten uns bis in die Nähe der Insel Mauritius zunächst westlicher. Auf dieser Strecke zwischen 10 und 20 Grad südlicher Breite weht nämlich der Südostpassat am stärksten und außerdem findet man dort eine ziemlich beträchtliche Mitströmung. Dadurch gleicht sich der Umweg nicht nur aus, sondern man kommt auch viel schneller bis zum Kap, als wenn man den direkten Weg geht, und gewinnt ungefähr eine Woche, so daß man nur 28 bis 30 Tage mit einem gut segelnden Schiffe gebraucht.

Man muß sich jedoch in Acht nehmen, in gewissen Monaten (z. B. im Mai) Mauritius zu nahe zu kommen und auf seiner Höhe schon den zwanzigsten Breitengrad südwärts geschnitten haben, weil man sonst leicht von einem Orkan gefaßt werden kann, der bis zu dieser Grenze weht.

Orkane und Taifune sind nur verschiedene Namen für besonders schwere Wirbelstürme. Bei Mauritius und in Westindien tragen sie den ersteren, im chinesischen Meere den letzteren, während sie an der westafrikanischen Küste Tornados genannt werden, die sich aber von jenen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie nur eine Dauer von wenigen Stunden haben, trotzdem aber Unheil genug anrichten können.

Wie sie entstehen, ist wissenschaftlich noch nicht einwandsfrei festgestellt, aber da sie nur immer in der Nähe von Küsten und innerhalb der Grenzen der Tropen ihren Ursprung haben,

hinter denen große ebene Landflächen liegen, welche durch die Sonnenstrahlen im Vergleich zum Meere stark erwärmt werden, so scheint es ziemlich gewiß, daß außergewöhnliche Temperaturunterschiede zwischen den beiden Elementen, sowie Elektricität dabei eine Hauptrolle spielen.

Seit etwa vierzig Jahren haben sie jedoch für die Schifffahrt beträchtlich an Gefährlichkeit verloren, weil die bedeutenden Fortschritte der Meteorologie den Seeleuten Mittel an die Hand gegeben haben, bei nöthiger Vorsicht ihnen entweder ganz auszuweichen, oder wenigstens eine zu große Nähe ihres Mittelpunktes zu vermeiden, wo die Gewalt des Sturmes am wüthendsten tobt und oft aller Beschreibung spottet.

Immer ist es trotzdem den Schiffen nicht möglich, dies zu thun, wenn sie z. B. in der Nähe einer Küste von einem Wirbelsturme überrascht werden und der rettende Weg, um ihm zu entfliehen, durch brandende Untiefen verlegt ist. Dann müssen sie ihn über sich ergehen lassen und ihr Geschick Gott anheimstellen. Wenn in der Nähe des Zentrums oder wohl gar beim Durchschneiden desselben nur die Masten aus dem Schiff herausgeweht werden, können sie dem Himmel danken, aber gewöhnlich ist in solchem Falle ihr Untergang mit Mann und Maus gewiß.

Den besten Begriff von einem solchen Cyclon kann der Laie sich machen, wenn er auf dem Lande eine Staub aufwirbelnde Windhose betrachtet. Ganz dieselbe Erscheinung bietet der Wirbelsturm. Ein cylindrischer, nach oben mehr oder minder geneigter Mittelpunkt von größerem oder geringerem Durchmesser (bisweilen eine halbe Meile) und mit sehr niedrigem Luftdruck saugt mit großer Gewalt die umgebenden schwereren Luftschichten an, wirbelt um sich selbst und marschiert gleichzeitig meistens in gerader Linie, doch auch in flachen Kurven und bisweilen aus unbekannter Ursache

plötzlich fast um einen rechten Winkel umbiegend oft Hunderte von Meilen weit verheerend über Land oder über den Ozean.

Die Meteorologie und vor allem unser Dove in seinem „Gesetz der Stürme" hat nun zweierlei festgestellt, was für die Schifffahrt ungemein wichtig ist, nämlich erstens, daß die Drehung dieser Stürme nach einem unabänderlichen Naturgesetze erfolgt, und zwar im Süden des Aequators gegen die Sonne oder den Zeigerlauf einer Uhr, während im Norden der Linie das Umgekehrte stattfindet, sowie zweitens, daß die zum Mittelpunkt und zur Ausgleichung des dort vorhandenen niedrigen Luftdruckes strömenden und dann nach oben entweichenden Luftschichten jenen stets in der Richtung der Tangente, also im rechten Winkel treffen.

Wenn deshalb der Seemann aus gewissen, den nahenden Wirbelsturm als wahrscheinlich bezeichnenden Merkmalen, ein besonderes Aussehen der Luft, chokoladenartige metallische Färbung der Wolken, Unruhe der See, Erscheinen vom Lande entführter Insektenschwärme, fallenden Barometer in Orkangegenden u. s. w., die Besorgniß hegen darf, einer solchen Naturerscheinung zu begegnen, so giebt ihm zunächst jene Thatsache, daß die Winde tangential auf das Zentrum wehen, Gewißheit darüber, in welcher Richtung er den gefährlichen Mittelpunkt zu suchen hat.

Dieser liegt nämlich im Süden des Aequators immer um einen Viertelkreis links und im Norden um ebenso viel rechts von der Windrichtung. Damit hat er schon sehr viel gewonnen, aber es kommt nun darauf an, auch den Weg zu bestimmen, den der Cyclon nimmt, und dies kann nur durch genaue Beobachtungen von längerer Dauer geschehen.

Hat das Schiff z. B. im Norden der Linie bei der ersten Beobachtung N.-O.-Wind, so lag das Zentrum um einen Viertelkreis rechts, also S.-O. von ihm. Hat dann nach einer

halben oder ganzen Stunde bei der zweiten Beobachtung sich der Wind auf Ost gezogen, so liegt jetzt das Zentrum Süd. Ist der Barometer nicht weiter gefallen und hat sich die Windstärke nicht vermehrt, so ist das ein Zeichen, daß jenes nicht näher gekommen ist, sondern hinter dem Schiffe herumgeht und letzteres mit nördlichem Kurse, welchen ihm die Windrichtung gut erlaubt, sich immer weiter von ihm entfernen wird.

Zunehmende Windstärke und weiter fallender Barometer bedeuten dagegen die Annäherung des Mittelpunktes und daß das Schiff so schnell wie möglich nach Norden oder noch östlicher steuern muß, um aus seinem Bereich zu kommen. Fällt der Barometer dauernd und dreht sich der Wind nicht, sondern nimmt nur an Stärke zu, so marschiert das Zentrum direkt auf das Schiff zu, und dies muß platt vor dem Winde und rechtwinklig zur Bahn des Sturmes absteuern.

Je nach der Stärke des Windes und der Beschaffenheit der See hat der Seemann noch verschiedene Regeln zu beobachten, z. B. wenn beide für das Segeln zu schwer werden, über welchem Bug er beidrehen soll, aber die genauere Beschreibung dieser Manöver würde hier zu weit führen, und es kam mir nur darauf an, dem Leser ein allgemeines Bild dieser furchtbaren Naturerscheinung und der Mittel zu geben, ihre Nähe möglichst zu vermeiden.

Das in der Nähe eines Cyclonmittelpunktes herrschende Chaos zu schildern, ist der Feder versagt. Die Gewalt des Windes, welche das ganze Meer umher in eine kochende Schaummasse verwandelt, das Peitschen des mit furchtbarem Regen gemischten Gischtes, der das Schiff in einen dichten Wassermantel hüllt, die betäubenden elektrischen Entladungen, welche sich ohne Unterbrechung folgen, das Brüllen der See, die sich zu himmelhohen Bergen aufthürmt, welche bald hier, bald dorthin abstürzen, weil der sich stets und schnell drehende

Wind jede Regelmäßigkeit ihres Laufes aufhebt; die unheimliche verhältnißmäßige Stille, wenn das unglückliche, wie ein willenloses Spielzeug hin- und hergeworfene Schiff in das Zentrum selbst geräth, um an der andern Seite dieselben elementaren Mächte mit erneuter Wuth, aber in entgegengesetzter Richtung auf sich einstürmen zu sehen — alles das ist so furchtbar, daß es sich gar nicht beschreiben läßt, aber der liebe Gott mag jeden Seemann vor einem Wirbelsturmzentrum bewahren!

Ich habe nur zweimal einen Cyclon durchgemacht, wenn ich dabei auch glücklicherweise dem Mittelpunkt ziemlich fern blieb, aber trotzdem für mein Leben genug daran gehabt.

Wir passierten Mauritius im Januar und hatten deshalb in dieser Beziehung nichts zu fürchten. Die Reise ging bei dem strammen Passat und der helfenden Strömung schnell von statten und wir legten in den ersten 14 Tagen durchschnittlich täglich 50 deutsche Meilen zurück.

Eine solche Fahrt wird ja nun von den Seeleuten stets angenehm empfunden, namentlich wenn es nach längerer Abwesenheit heimwärts geht und man schönes und warmes Wetter dabei hat, aber ungemüthlich war sie doch. Wir segelten platt vor dem Winde mit Leesegeln auf beiden Seiten, deshalb fand das Schiff am Winde keine Stütze, und da auch die See bedeutend höher lief als in den schwächeren Passaten des Atlantischen Ozeans, so schlingerten wir in einer so unbequemen Weise, daß bisweilen die Enden der Unterraaen das Wasser berühren zu wollen schienen.

War das schon sehr wenig anmuthend, so wurde die lange Tour bis zum Kap der guten Hoffnung auch durch wenig Interessantes unterbrochen. Der Gebrauch des Oberflächennetzes mußte bei dem schnellen Segeln ausgesetzt werden, ebensowenig konnten wir angeln oder harpunieren. Einzelne See-

schwalben, die unserm Kielwasser folgten, um die von ihm aufgewirbelten Seethierchen zu erhaschen, dann und wann ein neugieriger Tropikvogel, bisweilen auch eine Herde schwerfälliger Pottfische, die beim Luftausblasen ihre ungeschlachten schwarzen Rücken über das Wasser erheben, — das war alles, was sich von den Bewohnern der Lüfte und der Tiefe zeigte, wenn ich die fliegenden Fische abrechne, die allerdings jeden Augenblick über die Wasseroberfläche schwirrten, aber dadurch schließlich eintönig wurden.

Und ebenso eintönig wickelte sich das Leben an Bord ab. Auf der Morgenwache Deckwaschen, auf der ersten Reise mein Hauptärger, weil ich als Jüngster all das nöthige Wasser dazu heraufpumpen mußte, jetzt jedoch die Aufgabe der jüngeren Lehrlinge, danach Frühstück. Alsdann Nachsehen der Takelage, wo in ihr durch Scheuern etwas beschädigt und ausbesserungsbedürftig war, Aufrebbeln von altem Tauwerk, um die einzelnen Kabelgarne kunstvoll zusammenzuknoten und daraus Schiemansgarne zu spinnen, hier theeren, dort streichen, Matten weben, Rost abklopfen bis zum Mittagsessen. Nachmittags wieder dasselbe und Wiederholung Tag für Tag, da es bei der Stetigkeit des Windes mit den Segeln fast nichts zu thun gab — das wurde auf die Dauer sehr langweilig, wenn man sich dabei auch nicht überarbeitete.

Der mitgenommene frische Proviant war längst aufgezehrt und die Mahlzeiten bildeten kein Vergnügen. Das ewige Tornisterfleisch wurde in der Salzlake immer trockener und salziger, das Schweinefleisch immer gelber und ranziger, die Insektensammlungen im Schiffszwieback vermehrten sich zusehends, die Butter war ziemlich ungenießbar und das Mehl mietig, so daß selbst die berühmten „Klüten“ des Kochs zu seinem großen Kummer nur noch wenig Anklang fanden.

Das alles verbesserte nicht die trübselige Stimmung, die

allmählich Platz griff, und die Unterhaltung bestand eigentlich nur noch aus stetem Räsonnieren über alles und jedes, Schiff, Kapitän, Steuerleute, Verpflegung und aus Vergleichung mit dem vorigen Schiff — wie war dort alles vorzüglich gewesen — natürlich!

Auch auf mich übte die Stimmung Einfluß. Oft kamen Stunden, in denen ich wieder mehr als sonst fühlte, daß das Seeleben in dieser Gestalt mich nie befriedigen werde. Wo wir gewesen waren, in Lissabon, Rio, Batavia, Singapore — überall hatte ich Kriegsschiffe gesehen. Theilweise lagen sie ganz in unserer Nähe; ich konnte das Leben und Treiben auf ihnen beobachten, Vergleiche anstellen, die in jeder Beziehung so sehr zu Ungunsten der Handelsmarine, meiner jetzigen Stellung und meiner Zukunft ausfielen, und solche Gedanken waren wohl die Ursache, daß ich zeitweise recht entmuthigt wurde und mir immer in das Gedächtniß zurückrufen mußte: „Du hast es ja durchaus gewollt, nun halte auch aus," um nicht ganz die Lust am Leben zu verlieren.

Von Zeit zu Zeit fand ich jedoch eine geistige Erholung in Unterhaltungen mit dem Obersteuermann, wenn er nach meiner Tour am Steuerruder mich zu sich heran rief und ein Stündchen der Nachtwache mit mir verplauderte. Er war, wie ich schon gesagt, nicht nur ein außerordentlich tüchtiger Fachmann, sondern auch geistig ungewöhnlich strebsam und stand auf einem Niveau, welches das seinesgleichen weit überragte. Neben sehr vielen praktischen Lehren und Rathschlägen, die er mir ertheilte, erzählte er mir auch manche hochinteressante Episode aus seinem dreißigjährigen Leben zur See. Er hatte es als elfjähriger Schiffsjunge auf einem Finkwärder Fischerewer begonnen, wogegen mein Anfang noch golden genannt werden mußte, und sich durch eigene Kraft bis zu

seiner gegenwärtigen Stellung emporgearbeitet, die ihn im nächsten Jahre an das erstrebte Ziel als Kapitän führte.

Am 24. Tage unserer sehr schnellen Reise kam Kap Agulhas, die südöstliche Spitze Afrikas in Sicht, aber es ging nicht so weiter. Ich möchte wissen, wer dem Kap der guten Hoffnung seinen unpassenden Namen gegeben; es sollte von Rechtswegen Kap der Stürme heißen. Ich habe es sechzehnmal und zu den verschiedensten Jahreszeiten passiert, aber nie, ohne mindestens zwei Stürme gehabt zu haben, und so hielten uns denn auch diesmal kurz nach einander zwei ganz nette Beilieger fast 72 Stunden auf, nur daß wir trotzdem von der durch die Straße von Mozambique herunter kommenden Strömung eine gute Strecke westlich versetzt wurden und dadurch vorwärts kamen.

Nach dem letzten Sturme trat für einige Stunden Windstille ein. Die Segelanweisungen sagten, daß die Agulhas-Bank, welche eine durchschnittliche Tiefe von 200 Mtr. hat, sehr fischreich sei, und deshalb benutzten wir die gute Gelegenheit, um das Angeln zu probieren, obwohl wir uns bei der großen Tiefe und Mangel an Köder kaum einen Erfolg versprachen. Er war aber bedeutend größer, als wir irgend gehofft.

Kaum hatte die mit einem Handloth beschwerte und mit einem Stückchen Speck beköderte Angel den Grund berührt, als auch schon ein Biß verspürt und ein schöner lachsartiger Fisch von 8—10 Pfund Gewicht heraufgeholt wurde. Statt des Specks nahmen wir jetzt die silberglänzende Bauchhaut des gefangenen Fisches und in einer Stunde waren ihm nicht weniger als ein Dutzend seiner Kameraden gefolgt; die Segelanweisungen hatten recht berichtet.

Leider kam dann etwas Brise durch und wir mußten von weiterem Fang Abstand nehmen, hatten aber außer dem

genossenen Vergnügen eine Reihe von unerwarteten und deshalb noch um so besser schmeckenden Mahlzeiten für die gesammte Mannschaft.

Vierzehn Tage darauf erreichten wir St. Helena, kamen aber erst spät in der Nacht vor der Hauptstadt Jamestown vor Anker. Da der Ankerplatz rein und sicher ist, wollte der Kapitän nicht draußen während der Nacht beidrehen, um keine Zeit zu verlieren und am andern Morgen nach Einnahme von Wasser und einigem frischen Proviant, was jedoch nur einige Stunden beansprucht, gleich weiter segeln.

Es ist merkwürdig, daß bei der sonst so dunstfreien Luft im südatlantischen Ozean, die Insel dennoch öfter bis auf den untern Theil so in Nebel gehüllt ist, daß man sie auf einige Meilen Entfernung tagelang nicht sieht, und wenn man seiner geographischen Länge nicht ganz gewiß ist, daran vorbeisteuern kann.

Auch als wir sie Nachmittags sichteten, war ihre obere Hälfte ganz verhüllt und blieb so während der Nacht, während nur in westlicher Richtung der Himmel matt durchschimmerte und sich dort die kantige Ecke der Insel gegen dies ungewisse Licht, das dem eines anbrechenden Herbstmorgens bei uns im Norden ähnelte, scharf abhob.

Sonst war alles dunkel und die Schlagschatten zwischen den steil abfallenden Gebirgswänden kohlschwarz.

Einzeln aus den Häusern der kleinen Stadt hervorblickende Lichter trugen nur dazu bei, die Finsterniß noch tiefer erscheinen zu lassen und vermehrten das Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit auf dem weiten umgebenden Ozean, aus dessen unergründlicher Tiefe der düstere Felsen emporwuchs, der so schweigsam vor uns lag und von dem kein anderer Laut zu uns herüberdrang, als das dumpfe Rauschen der Brandung an seinen jähen Wänden.

Bei Tage macht die überall bis zur halben Höhe mit saftigem Grün bedeckte Insel einen freundlichen Eindruck, aber bei Nacht kann man sich eines Schauers nicht erwehren, wenn die starren schwarzen Felswände fast senkrecht vor dem Auge aufsteigen, ihre Gipfel sich im Nebel verlieren, das von den dahinziehenden Wolken verschleierte Mondlicht die Atmosphäre mit einem geisterhaften Scheine erfüllt und der Phantasie freien Spielraum läßt.

In solchen Augenblicken gedenkt man unwillkürlich an jenen gefesselten Titanen, an Napoleon I., der hier sein Leben beschloß, und fast wie Mitleid mit der gefallenen Größe zieht es durch unser Herz. Man vergegenwärtigt sich im Geiste den gewaltigen Völkerbezwinger und glaubt ihn vor sich zu sehen mit dem bekannten dreieckigen Hut, den untergeschlagenen Armen, den wie aus Stein gemeißelten Zügen, schweigend, mit vorgebeugtem Haupte und mit durchdringendem Adlerblick in die endlose Ferne des Ozeans spähend, ob kein Getreuer erscheine, ihn aus seinem einsamen weltverlorenen Felsengefängnisse zu befreien, ihm wieder den Weg zu bahnen zu Ruhm und Ehre, zu glänzenden Siegen und blutigen Schlachtfeldern.

Wie mag ihm zu Muthe gewesen sein, als er auf das englische Linienschiff Northumberland gebracht wurde, dieses seine Anker lichtete und mit geschwellten Segeln durch die Fluthen des Atlantischen Ozeans zog, um ihn mit jeder Stunde von Frankreich, das er auf den Gipfel des Ruhmes erhoben, von Europa, das er so lange zu seinen Füßen gesehen, weiter fort zu führen, die er beide nie wieder sehen sollte, und wie schließlich nach 70 endlosen Tagen jener einsame dunkle Fels aus dem Meere seine trüben Blicke auf sich zog.

Er, der allmächtige Kaiser, vor dem bis dahin alle das

Knie gebeugt, auf einen öden Fleck mitten im Ozean gebannt, als Gefangener sechs Jahre von quälenden Erinnerungen gepeinigt, unter der Ueberwachung eines rücksichtslosen Gouverneurs; die Insel umgeben von einer Kette englischer Kriegsschiffe, die jede Annäherung Unberufener, jeden Fluchtversuch unmöglich machten!

Oh, es muß eine Höllenpein für einen solchen Mann gewesen sein und er in jenen sechs Jahren einen großen Theil seiner schweren Schuld abgebüßt haben, bis endlich der mitleidsvolle Tod ihn auch von schwerem körperlichen Leid erlöste und ihn vor Gottes Richterstuhl rief.

Mit dem anbrechenden Morgen des nächsten Tages kamen die Prähme mit Trinkwasser und zugleich Dutzende von Booten der Eingeborenen mit Fleisch, Früchten, frischem Brod und Makrelen, von denen es in der Nähe der Insel wimmelt. So weit unser Geldvorrath reichte, wurde davon eingekauft, das Wasser in wenigen Stunden übergepumpt und lange vor Mittag waren wir schon wieder unterwegs, um nordwärts der Heimath zuzusteuern.

Ich habe oben erwähnt, daß man bisweilen an St. Helena vorbei segelt; dann ist es jedenfalls eine zeitraubende Sache, gegen den Südostpassat und die vorhandene, wenn auch nicht sehr starke Strömung wieder aufzukreuzen, und die des Trinkwassers bedürftigen Schiffe ziehen es vor, zu diesem Zwecke die nur einige Tage Segelns nordwärts gelegene Insel Ascension aufzusuchen, die man sonst etwas östlich liegen läßt. Sie ist nebelfrei und man sieht sie mit ihrer 2000 Fuß hohen Spitze auf weite Entfernung.

Ascension ist englischer Besitz seit der Gefangennahme des ersten Napoleon; bis dahin war sie unbewohnt und herrenlos. Zu Anfang der zwanziger Jahre wurde sie Schiffsstation für die englischen Sklavenkreuzer, da sie der afrikanischen

Küste so nahe liegt, obwohl man sich kaum einen öderen, gottvergesseneren Platz denken kann, als diesen.

Wenn man sich ihr nähert, dann erscheint sie zuerst als silbergrauer Nebelstreifen, überhöht von einem etwas dunkler gefärbten Bergkegel. Allmählich wandelt sich die Färbung in duftiges Blau, wie es über den Höhenzügen Süd-Europas lagert, als ob der flüssige Azur des umfluthenden Ozeans das poröse Gestein durchtränkt habe. Dann zeigt sich etwas Grün auf der Spitze des höchsten Berges und allmählich erkennt man einige vierzig kleinere kugelförmige Krater, die in seiner Umgebung auftauchen und in den prachtvollsten Tinten, goldgelb, rosa, dunkelblau und leuchtendem Braun schimmern, so daß das Auge sich mit Lust an dem bunten Farbenspiel weidet.

Doch es ist nur erborgtes Licht, das aus der Ferne täuscht, um beim Näherkommen zu verschwinden und sich in düsteres gleichförmiges Grau zu wandeln, das den wahren Charakter der trostlosen Insel enthüllt. Auf ihrem ebenen Theile zeigt sich nur Lava und Asche, in der das Auge vergeblich nach einem freundlichen Ruhepunkte forscht, während der Küstensaum von zerrissenen Klippen starrt, vor denen die brandenden Wogen des Ozeans sich brechen und zu denen sie ihren blendenden Gischt hinaufschleudern.

Man ankert an der Nordwestseite der Insel in der Nähe von Georgetown. Doch es ist kein liebliches Städtchen, wie das in lachendes Grün gebettete und von grotesken Felsen umgebene Jamestown auf St. Helena, sondern nur eine aus ein paar Dutzend gelbgestrichener Häuser und Baracken gebildete Militärkolonie mit etwa zweihundert Seelen; Matrosen und Soldaten, die Einwohnerschaft der ganzen Insel.

Kein Baum, kein Strauch, keine Blume sieht man in der schwarzen Landschaft, überall starrt uns nur verwitterte Lava

und Asche entgegen, über der eine glühende Luftschicht in den Strahlen der Aequatorsonne zittert.

Auf dieser Reise sahen wir Ascension nur ostwärts in weiter Ferne als Nebelstreif am Horizont. Später machte ich jedoch als Kommandant eines Kriegsschiffes auf einen halben Tag Station und verlebte dort mit meinen Offizieren einen heiteren Abend trotz der abschreckenden Außenseite. Es wurde sogar flott getanzt, obwohl nur vier tanzfähige Damen und von ihnen drei verheirathete auf der ganzen Insel vorhanden waren.

Das einzige junge Mädchen aber hatte uns am Morgen unserer Ankunft in männlicher Entschlossenheit einen Dienst geleistet, der möglicherweise unser Schiff vor einer großen Gefahr bewahrte und wofür wir ihr zum größten Danke verpflichtet wurden. Schon aus diesem Grunde hätten ich und meine Offiziere, auch wenn sie nicht so hübsch und anmuthig gewesen wäre, alle Ursache gehabt, unsere Dankbarkeit durch ausgiebige Befriedigung ihrer allerdings unermüdlichen, weil so lang entbehrten Tanzlust bis zu unserer völligen Erschöpfung in dem glühenden Klima zu bezeigen.

Im Westen der Insel und nicht weit von Georgetown entfernt, erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung eine Bank, auf der in der Karte mit niedrig Wasser 23 Fuß Tiefe verzeichnet stehen. Da unser Schiff nur 13 Fuß tief ging und das Wasser im Lee der Insel fast gar keine Bewegung hatte, beschloß ich, mir den Umweg zu sparen und direkt über die Bank nach dem Ankerplatze zu steuern. Mit zehn Fuß Wasser unter dem Kiel hielt ich das unter den erwähnten Verhältnissen für nichts Gewagtes.

Als wir noch etwa eine Seemeile vom Südende der Bank entfernt waren, sahen wir in Georgetown an einem Flaggenmaste ein Signal aufgehen. In dem Gedanken, daß die An-

kunft des Schiffes signalisiret würde, wie das in allen Kriegs-häfen regelmäßig geschieht, nahm ich weiter keine Notiz davon und steuerte den gewählten Kurs weiter.

Kurze Zeit darauf ertönte ein Kanonenschuß und dasselbe, kurz vorher niedergeholte Signal stieg noch einmal am Flaggen-maste auf. Das galt offenbar uns, und schleunigst wurde im internationalen Signalbuch die Bedeutung des ersteren auf-gesucht.

„Sie laufen in Gefahr," lautete es, und obwohl ich, wie gesagt, es nach der Karte, der ich doch vertrauen mußte, für unwahrscheinlich hielt, konnte sich die Warnung doch nur auf die Bank beziehen — möglicherweise hatte dieselbe in letzter Zeit ihre Tiefe vermindert.

Ich änderte deshalb sofort den Kurs westwärts, um außer-halb der Bank herumzugehen und erreichte auch ungefährdet den Ankerplatz.

Nach unserer Ankunft warf ich mich in Galauniform, um dem Gouverneur meine Aufwartung zu machen, traf aber in seinem Hause niemand, als das erwähnte junge Mädchen, seine Schwägerin. Er selbst, Kapitän zur See Barnard, war mit seiner Frau nach dem auf der Spitze des hohen Insel-berges angelegten Sanatorium gefahren und wurde erst Nach-mittags zurückerwartet.

Ich unterhielt mich mit der liebenswürdigen Dame, welche ihrer Schwester zur Gesellschaft auf diese öde Vulkan-Insel gefolgt war, höchst angenehm, war aber nicht wenig erstaunt, als ich im Laufe des Gespräches erfuhr, daß sie es gewesen, welche sowohl das Signal gehißt, wie den Kanonen-schuß abgefeuert habe, als sie die Wahrnehmung machte, daß ich ersteres nicht beachtete.

„Aber ich hätte doch auf der Bank noch zehn Fuß Wasser

unter dem Kiel gehabt," sagte ich, „und es stand kein Seegang, also war doch wohl wenig Gefahr vorhanden."

„Doch," entgegnete sie, „wir haben jetzt die Zeit der Roller, und da hätten Sie durchstoßen können."

Diese Roller sind periodisch wiederkehrende hochlaufende Wellen, die, von Westen kommend, sich über den Atlantischen Ozean erstrecken und bis zur afrikanischen Küste gehen. Ihr Vorhandensein war mir bis dahin unbekannt und ich der in der Nautik so erfahrenen Dame sehr dankbar für ihre Belehrung, aus der man ersehen kann, welche ungemeine Vorsicht der Seemann nach allen Richtungen üben muß, um sein Schiff sicher zu führen.

Diese Roller erscheinen ganz unregelmäßig, sind verschieden hoch und dauern bisweilen Tage lang, um wieder auf unbestimmte Zeit zu verschwinden. Auf hoher See merkt man sie nicht, sondern nur an den Küsten nach der Afrikaseite zu, wo sie allerdings bei flacherem Wasser den Schiffen gefährlich werden können.

Ich sah ein Pianino im Zimmer stehen, und da ich selbst spiele, versuchte ich es, gewann aber die Ueberzeugung, daß die junge Dame wenigstens nicht sehr musikalisch sei, da sie es kaum zu bemerken schien, welche Dissonanzen das wahrscheinlich durch die trockene Hitze arg verstimmte Instrument von sich gab. Ich erbot mich, es zu stimmen, da wir einen Stimmhammer für unser eigenes Pianino an Bord hatten. Unser Arzt war ein meisterhafter Spieler und so erhielt ich nebst meinen Offizieren sofort eine Einladung zum Abend zu einem Ball. Frau Barnard, ihre Schwester, sowie die Frauen des Stationsarztes und Zahlmeisters waren die Balldamen, zwei junge englische und meine Offiziere die Tänzer.

Am Abend war die Temperatur etwas erträglicher, wenn auch immerhin noch glühend genug, aber sowohl die vier

Damen, wie die jungen Herren amüsierten sich im Schweiße ihres Angesichts herrlich.

Einige Tage vorher war das kleine Postschiff, das alle vierzehn Tage von St. Helena zur Insel kommt, angelangt und hatte für den Gouverneur prachtvolle duftende Blumen mitgebracht, welche in reicher Fülle die Zimmer schmückten und einen merkwürdigen Gegensatz zu der schwarzen Asche draußen bildeten. Dieser Blumenflor war jedoch, wie ich hörte, sehr vergänglich und mußte mit jedem Postschiff erneuert werden, weil es bei der ausdörrenden heißen Luft auch bei der sorgsamsten Pflege nicht gelang, die Pflanzen länger als 14 Tage vor dem Eingehen zu bewahren.

Von Seiten Englands ist jedoch nichts versäumt, das Klima günstig zu verändern, und man sieht daraus, was Kultur und Ausdauer in dieser Beziehung vermögen. Wenn man mit den angewandten Mitteln konsequent so weiter verfährt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß man sehr schöne Erfolge erzielen wird.

Man hat nämlich vor etwa 50 Jahren begonnen, die Spitze des hohen Inselberges, eines erloschenen Vulkans, der bis dahin ganz kahl war, zu bepflanzen und damit allmählich nach unten fortzuschreiten, um Feuchtigkeit anzuziehen und Humus zu gewinnen. Ich war 1862 dort und sah, daß seit kaum zwei Jahrzehnten die Bewaldung bereits fast bis zu einem Drittel des Berges von oben durchgeführt war.

Kapitän Barnard erzählte mir, daß man stets zuerst Brombeerbüsche pflanze, die von St. Helena herüberkommen, und einige Jahre später mit schnell wachsendem Laubholz, Akazien und dergl. nachfolge, das in den letzten Jahren um so besser gedeihe, als sich schon Wolken um die Bergspitze zu sammeln anfingen und Niederschlag absetzten. Er selbst habe während seiner zweijährigen Amtsdauer schon 30,000 Brombeerbüsche setzen lassen.

Jedenfalls war man damals schon so weit gekommen, daß in etwa 1500 Fuß Höhe, mitten im Grünen und in der schönen reinen Luft des Südost-Passats ein Sanatorium errichtet werden konnte.

Dasselbe bewährte sich außerordentlich wohlthätig für die Fieberkranken der westafrikanischen Kreuzerflotte und verminderte dadurch die Schrecken der Offiziere und Mannschaften vor dieser unheilvollen Küste in hohem Grade, die früher bei ihrem anstrengenden Dienste durch Fieber mehr als dezimiert wurden. Auf diese Weise läßt es sich also voraussehen, daß in nicht zu langer Zeit die öde Vulkaninsel sich in einen ebenso fruchtbaren und gesunden Fleck verwandeln wird, wie das benachbarte St. Helena.

Ascensions Küste steigt nicht so steil aus dem Meere auf, wie bei jenem, sondern ist am Westende abgeflacht. Diesem Umstande ist es zu danken, daß die Insel außer gutem Trinkwasser wenigstens einen Artikel, zwar nicht hervorbringt, aber doch gewinnt, der sowohl den Bewohnern wie anlaufenden Schiffen ein angenehmes Nahrungsmittel bietet und mich lebhaft an meine ehemaligen hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kochkunst in Singapore erinnerte.

Es sind dies Seeschildkröten von bedeutender Größe, die oft ein Gewicht von 2—300 Pfund erreichen. Sie schwärmen in großen Mengen in der Nähe der Insel umher, kriechen zu bestimmten Zeiten den flachen Strand hinauf, um in der heißen vulkanischen Asche ihre Eier abzulegen und dort ausbrüten zu lassen. Bei diesem An- und Abmarsch werden sie Nachts leicht gefangen, indem man sie mit Hebebäumen auf den Rücken wirft, wodurch sie gänzlich hilflos und dann mit Tauen durch die Asche zum Schildkröten-Park geschleift werden.

Dies ist ein nahe dem Ufer in die Klippen gehauenes

Bassin, das durch schmale Oeffnungen mit dem Meere in Verbindung steht, so daß die Brandung stets hineinspült, sie gutes Wasser und Nahrung haben, obwohl sie monatelang hungern können. Letzteres fanden wir an zweien bestätigt, die wir mit nach Deutschland nahmen. Sie lagen acht Wochen lang auf dem Rücken mit einem nassen Schwabber unter dem Kopf und wurden täglich ein paar Mal mit Seewasser übergossen. Zu fressen bekamen sie nichts, weil wir nichts hatten, aber trotz dieser ungemüthlichen Verhältnisse für sie hatte die eine von ihnen doch die Liebenswürdigkeit, eine Zeitlang täglich 1—1½ Dutzend Eier zu legen, die ganz rund, etwas größer als die Dotter von Gänseeiern und mit einer lederartigen Haut umgeben sind. Sie lassen sich essen, jedoch ist ihr Inhalt, gekocht oder gebraten, so ungewöhnlich mehlig und trocken, daß man z. B. für einen Eierkuchen mindestens die Hälfte des Volumens an Fett oder Butter gebraucht, sonst kann man ebensogut ein Stück Eichenholz braten.

Wir versuchten sie als Ersatz von Milch auch in den Kaffee zu schlagen, zogen es aber bald wieder vor, letzteren schwarz zu trinken. Mit Milch hatten sie Aehnlichkeit, aber nur mit Heringsmilch.

Der schöne Abend in dem gastfreien Hause des Gouverneurs verfloß schnell. Ich bewunderte dabei sowohl die Ausdauer unseres Arztes, der mit seltener Aufopferung und Selbstverleugnung viele Stunden lang zum Tanz aufspielte, wie diejenige der vier Tänzerinnen, welche die doppelte Zahl von Tänzern fast todt machten, ohne selbst zu ermüden. Freilich in England finden ja die Bälle im Hochsommer statt und Gewohnheit thut viel.

Es war dadurch in das öde Einerlei des Lebens auf der traurigen Insel eine Abwechselung gebracht, wie sie sich den gewissermaßen im Exil lebenden Bewohnern selten bot und

auch nur dadurch möglich wurde, daß wir uns im Besitze eines Stimmhammers befanden und unser Doktor ein ebenso liebenswürdiger Mensch, wie vollendeter Klavierspieler war, der unseren Gastgebern ihre Freundlichkeit doppelt und dreifach vergalt. Jedenfalls ist wohl beiden Theilen eine angenehme Erinnerung dieser kleinen Episode geblieben.

Die Reise bis zum englischen Kanal verlief ohne bemerkenswerthe Ereignisse. Die Stillen am Aequator hielten uns diesmal nicht lange auf; im Gegentheil, wir trafen es so glücklich, daß wir fast aus dem Südost- in den Nordostpassat überliefen und so alle Aussicht hatten, eine besonders kurze Reise von unter hundert Tagen von der Sundastraße nach Hamburg zu machen, während man sonst durchschnittlich für Segelschiffe 115—120 rechnete. Die südlichen Sternbilder tauchten allmählich unter den Horizont, Großer Bär und Nordstern stiegen höher und wir begrüßten sie mit Freude als leuchtende Vorboten der näher kommenden Heimath. Der Nordost brachte uns fast bis zu den Azoren, nachdem wir bis zum Auffinden der Westwinde noch einige Tage Stille und umlaufende Winde gehabt.

Eines Abends passierten wir ein verlassenes Wrack. Es lag fast bis zum Oberdeck im Wasser und die See rollte über dasselbe wie über eine Klippe. Es mußte mit Holz geladen sein, sonst wäre es längst verschwunden gewesen. Zwei abgebrochene Stumpfen von Masten zeigten, daß es wahrscheinlich in einem schweren Sturme, wie sie hier auf der Grenze zwischen Passat und Westwinden öfter eintreten, zu Grunde gegangen sei. Es war wohl entmastet, leck gesprungen und dann von der Mannschaft, die vielleicht den Sturm überdauerte, in Booten, wenn diese überhaupt noch vorhanden waren, verlassen worden. Welches Schicksal mochte den Armen vor-

behalten gewesen sein? Der Gedanke erweckte traurige Vorstellungen in uns.

Am andern Morgen trieb ein Boot mit dem Kiel nach oben an uns vorbei. War es durch die See von einem Schiffe fortgeschlagen? Gehörte es zu dem Wrack und waren bei seinem Kentern die letzten Schiffbrüchigen in die Tiefe versenkt?

Wir sichteten die Azoreninseln Corvo und Flores, dann stellte sich der erwartete Westwind ein, der uns dem Kanal schnell entgegenführte. Das tiefe Blau des Ozeans begann ins Dunkelgrüne überzugehen, und die hochschwellende Dünung, welche das Meer gegen die aufsteigenden Küsten Europas wälzt, kündete uns, daß wir uns den „Gründen" näherten und uns nur noch wenige hundert Meilen von der heiß ersehnten Heimath trennten.

Die Stimmung hob sich und namentlich die meinige, wenngleich auch oft bange Sorge mein Herz belastete. Wie würde ich die Meinen wiederfinden? Ich hatte sie zwar gesund verlassen, aber seitdem war ein Jahr verflossen und ich hatte nichts von ihnen gehört. War ein Brief verloren gegangen oder hatte er mich durch die unvorhergesehene Reise nach Singapore verfehlt?

Jetzt ist das ja alles anders geworden. Telegraphen gehen fast nach allen Häfen der Welt, und alle paar Tage erscheinen in ihnen schnelle Dampfer und bringen die Post; damals waren aber die Verbindungen so mangelhaft, daß ein Schiff bisweilen Jahre lang unterwegs sein konnte, ohne direkte Nachrichten aus Europa zu erhalten.

Als wir uns dem Kanal näherten, wuchs der Wind allmählich; Nebel und Regen gesellten sich dazu und machten die Luft unsichtig. Wir waren im Anfang April und die Tag- und Nachtgleichen schienen uns nicht so ungeschoren lassen zu wollen wie auf der Ausreise. Wir hatten Tage lang keine

Sonne und konnten deshalb keine astronomischen Beobachtungen machen.

Um jedoch den Kanal mit Sicherheit anlaufen zu können, muß man ziemlich genau die geographische Breite wissen, auf der man sich befindet; der nur nach dem Kurs und der nach dem Log zurückgelegten Entfernung berechnete Schiffsort genügt dazu nicht, auch wenn man fleißig das Loth gebraucht. Nach den Tiefen kann man zwar ungefähr den westlichen Abstand vom Kanal bestimmen, aber sie geben keinen sichern Anhalt dafür, ob man sich nördlich oder südlich von ihm befindet.

Der Kapitän schwankte, ob er trotz der Ungewißheit weiter segeln oder sich den guten Wind über den Kopf fortwehen lassen sollte. Eine Reihe Schiffe, denen wir begegneten, lagen beigedreht; es ging ihnen ebenso wie uns und sie warteten auf klares Wetter. Wir wechselten Breite und Länge mit ihnen, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, indem man die selbst berechneten Grade und Minuten jener Elemente groß mit Kreide auf ein schwarzes Brett schreibt und sie sich beim Vorbeifahren gegenseitig zeigt.

Wir thaten es mit fünf oder sechs, aber der Unterschied der Angaben war bedeutend, und da wir nicht wußten, wer Recht hatte, beschloß der Kapitän vorsichtshalber zur Nacht ebenfalls beizudrehen.

Es kam jedoch nicht dazu. Bald nach Anbruch der Dunkelheit wurde der Himmel auf kurze Zeit stellenweise klar. Augenblicklich griffen die Steuerleute und ich zu den Instrumenten und warteten in gespannter Erregung auf das Erscheinen des Polarsterns. Nach längerem Warten tauchte er hinter einer vorüberziehenden schweren Wolke vor, und wir nahmen alle drei seine Höhe, keine Minute zu früh, denn unmittelbar danach verschwand er hinter der dichten Decke, die den Himmel ver-

dunkelte, um sich während der ganzen Nacht nicht wieder zu zeigen.

Unsere Beobachtungen stimmten bis auf wenige Minuten überein. Als wir sie anstellten, war auch der im ersten Viertel und dem Horizont ziemlich nahestehende Mond etwas durchgebrochen und hatte ersteren erhellt, was der Genauigkeit zu Hilfe kam. Auf die gefundene Breite konnten wir uns deshalb verlassen und nach ihr befanden wir uns im richtigen Fahrwasser, ungefähr 16—20 Seemeilen südlich von dem Parallel, auf dem die südwestliche Spitze von England, Landsend, liegt. Der Kapitän war sehr froh; wir konnten nun weiter segeln und wir theilten die Freude, ohne Ahnung, was uns in kurzer Zeit bevorstehen sollte.

Der Wind nahm während der Nacht zu, die Luft sah sehr schmierig aus und wir mußten ein Segel nach dem andern kürzen. Am andern Morgen wurde es auf kurze Zeit nach Norden zu sichtiger.

„Land quer ab an Backbord!" meldete der Ausguck. Richtig! durch den Nebelschleier hoben sich hüglige Umrisse am Horizonte ab, doch so undeutlich, daß wir die Entfernung von ihnen nicht schätzen konnten. Sie zeigten sich nur wenige Augenblicke, dann war der Himmel wieder dick bezogen.

Wir hielten sie für die Scillyinseln und glaubten jetzt unsern Schiffsort genau zu kennen, aber nach dem, was gegen Abend und in der Nacht passierte, war es doch wohl nur eine Täuschung gewesen und wir hatten Wolkenbildungen für Land angesehen.

Inzwischen flog unser Schiff mit Ostkurs von dem immer härter wehenden Nordwestwinde 10—11 Knoten Fahrt durch die Fluthen, trotzdem daß wir nur noch doppelt gereffte Marssegel und die Fock führten. Im Laufe des Nachmittags wurden Wind und See immer gröber. Wir konnten uns die schwere See nicht recht erklären. Nach unserer Rechnung mußten wir

bei Nordwestwind unter der englischen Küste, wo wir uns glaubten, mehr Schutz und geringeren Seegang haben.

Der Kapitän besprach sich mit dem Obersteuermann und dieser, der der Sache nicht recht traute, rieth zum Beidrehen für die Nacht. Der Kapitän stimmte zu und wir nahmen die Fock fort, um das Manöver auszuführen und an den Wind zu gehen.

Als wir nach dem Festmachen der Fock wieder an Deck niedertreten wollten, warf ich noch einen Blick auf den Horizont und die schäumenden Wogen, von deren Kämmen der Sturm den schimmernden Gischt peitschte. Da glaubte ich etwa 4 Strich (45°) in Lee von uns ein Licht aufblitzen zu sehen.

Zuerst dachte ich an eine Täuschung, wie man sie so oft erlebt, wenn man nach Leuchtfeuern ausguckt und dann mit den angestrengten und oft thränenerfüllten Augen den im Phosphorschein erglühenden Kamm einer überbrechenden Welle dafür ansieht. Es war wieder verschwunden, mir aber trotzdem so scharf leuchtend erschienen, daß ich einen Matrosen darauf aufmerksam machte.

Wir kletterten etwas höher in den Wanten hinauf — da war es wieder, und nun konnte es keinem weiteren Zweifel unterliegen; sein stetiger bleibender Schein war der eines Leuchtthurms. Aber wie kam er hierher? Wo waren wir hingerathen? Nach dem von mir mit berechneten Mittagsbesteck war es nicht möglich, an jener Stelle ein Feuer zu haben.

Ich flog förmlich die Wanten hinunter, um Meldung zu machen. Der Obersteuermann ging augenblicklich nach oben und ich begleitete ihn. Wir sahen das Feuer jetzt schon von der Mars aus ganz klar.

„Das ist Guernsey!“ rief er erschreckt, „wir sind kaum 15 Seemeilen ab! Die Fluth muß uns so weit südlich versetzt

haben. Wir dürfen nicht beidrehen, sondern müssen segeln, sonst treiben wir in die Bucht und sind verloren."

Damit eilte er in Hast hinunter, um mit dem Kapitän zu sprechen.

„Ich sehe das Feuer von Deck!" rief einer der Leute. Wenn das Schiff auf eine Welle gehoben wurde, sahen wir es jetzt am Horizonte aufblitzen; wir mußten schweren Strom haben, der uns schnell gegen die gefährliche Insel setzte.

Der Kurs wurde vier Strich mehr nordwärts geändert, so daß wir das Feuer jetzt quer in Lee hatten, aber es wollte nicht durchwandern. Nach einer halben Stunde befand es sich noch in derselben Richtung und wir waren ihm nur näher gekommen.

„Wir müssen mehr Segel setzen," sagte der Kapitän, „das Schiff macht zu wenig Fahrt. Wir haben den Strom auf dem Luvbug und treiben zu sehr ab. Ein Reff aus den Marssegeln und die Fock bei!" kommandierte er.

So schnell wie möglich wurde das Manöver ausgeführt. Die „Malvina" fühlte den vermehrten Druck und ging rascher durch das Wasser, aber da wir fast beim Winde segelten, trieb sie noch ab. Immer näher kam der grelle Lichtschein des Feuerthurms, aber noch immer blieb er fest auf derselben Stelle.

Seit seinem ersten Erblicken waren $1^{1}/_{2}$ Stunden verflossen; wenn es so fortging, saßen wir in zwei Stunden in den Klippen; wir waren kaum noch acht Seemeilen entfernt.

„Ein Reff in das Großsegel und dann es beigesetzt!" befahl der Kapitän.

Wir enterten nach oben, steckten das Reff ein und dann wurde das Segel gesetzt.

Es wehte hart und das Schiff ächzte und stöhnte unter der Masse Leinwand, aber gewann bei der schweren See nur

wenig an Fahrt. Es lag ganz schief über und der Sturm gestattete ihm nicht den Kopf zu heben. Es schien sich unterzuwühlen und vorn immer tiefer zu sinken, aber noch immer wollte das Feuer nicht durchwandern.

Nach einer weiteren halben Stunde wurde der Klüver gesetzt und das zweite Reff aus den Marssegeln sowie auch aus dem Großsegel gesteckt. Es hieß biegen oder brechen; wir mußten mehr Fahrt machen und dadurch die Abtrift beseitigen, sonst waren wir verloren.

Der Zweck schien erreicht zu werden; das Feuer rückte etwas nach hinten, aber angstvoll blickten wir auf Masten und Raaen. Würden sie es aushalten? Sie bogen sich wie Schilfrohr im Winde und das Schiff erzitterte. Seine Balken, Schotten und Inhölzer krachten; es war, als ob es selbst die Gefahr erkannte und sie fürchtete.

So segelten wir wieder eine Stunde auf Leben und Tod, aber die Gegenströmung mußte heftiger geworden sein, denn das Feuer stand wieder still und abermals waren wir ihm nur so viel näher gekommen. Es sah aus, als ob es über unsern Köpfen hinge und wir es bisweilen mit der Hand reichen könnten, wenn eine vorüberjagende Wolke seinen Glanz zurückwarf.

„Was meinen Sie von unserer Lage?“ fragte ich den Koch, der bei mir am Großwant im Schutze der Verschanzung gegen die Massen des vorn stets überdampfenden Wassers stand.

„Sie is ßlimm genug, Sweizer,“ erwiderte er ernst, ohne jedoch selbst jetzt seinem Hochdeutsch untreu zu werden. „Ich gebe keinen Schilling mehr vors Schiff und ich denke, mancher von uns wird bald den Rücken zur Boje machen. Das Richtige is, Du kommst mit mich runter ins Logis; wir wollen von unsere Sachen das beste zu uns stecken und dann Ausguck nach eine gute Planke halten. In die Brandung is so 'n

Ding immer was werth, um die Nase über Wasser zu halten, und Du weißt ja, dann hat's noch keine Noth."

Damit ging er ruhig nach vorn und ich folgte ihm. Seine Kaltblütigkeit angesichts der drohenden Gefahr imponierte mir, aber trug auch dazu bei, daß ich ihr selbst kühler ins Auge sah. Ich war ein guter Schwimmer, dachte jedoch aus Unkenntniß nicht daran, daß Brandung die Kräfte auch des tüchtigsten Schwimmers lähmt und es für ihn ein außerordentlicher Glücksfall ist, wenn er durch sie kommt, ohne an den Klippen zerschmettert zu werden.

Beim Hinunterkommen fanden wir bereits den größten Theil der Mannschaft dort versammelt, sie wußten alle, wie es stand. Es wurde nichts gesprochen, aber das Benehmen der Einzelnen gewährte einen seltsamen Anblick. Einige zogen ihren besten Sonntagsstaat an, als ob es gelte, an Land auf Urlaub zu gehen, ein wunderbarer Gegensatz zu der wilden Szene umher.

Ein anderer holte vom Boden seiner Kiste eine Bibel herauf und versuchte bei dem trüben, flackernden Schein der unter dem Balken hängenden und heftig hin und her fliegenden Oellampe darin zu lesen; wieder andere machten ihre Seekisten fertig, als ob sie sie bei der Strandung mit an Land nehmen wollten. Ein Vierter saß auf der seinigen, den Kopf in die Hände gestützt, und blickte starr und stumpf in eine Ecke.

Ich steckte nur meine Uhr zu mir; Werthvolles besaß ich nicht und bei dem Gedanken an Schwimmen wollte ich mich nicht mit unnützen Sachen beschweren. Auch der Koch hatte nur sein Geld genommen; dann gingen wir beide an Deck und stellten uns in Lee des Großbootes an die Reservespieren. Dort hatten wir noch bessern Schutz gegen Spritzer und eine der Spieren bei der Hand, die uns tragen konnte; sie war besser als eine Planke.

Der Obersteuermann kam voraus und trat zu uns. „Wenn der Wind nicht raumt,“ äußerte er, „dann sitzen wir in einer halben Stunde in der Brandung,“ aber seine Stimme klang durchaus ruhig und ohne die leiseste Erregung, er sah mannesmuthig wie ein echter Seemann der Gefahr ins Auge.

Auch über mich war eine merkwürdige Ruhe gekommen. Ob das Beispiel wirkte, oder ich mich in meiner Unerfahrenheit auf mein Schwimmen verließ, — ich weiß es nicht.

„Nun, wir haben unsere Schuldigkeit gethan,“ erwiderte der Koch resigniert, „das übrige steht bei Gott. Wenn die gute „Malwina“ in die Brandung geräth, dann machen ein paar Minuten ein Ende damit.“

In diesem Augenblicke legte sich das Schiff noch mehr nach der Seite über, als bisher.

Die Stengen bogen sich unter dem Winddruck der vollen Marssegel so krumm, daß sie jeden Augenblick zu brechen drohten und der Bug des Schiffes bohrte sich so gewaltsam in die See, als werde letzteres durch eine Riesenfaust gewaltsam vorausgeschleudert.

Der Steuermann warf einen Blick nach oben und dieser genügte, um ihm sofort die Ursache klar zu machen; die Segel standen brechend voll.

„Luv! Luv!“ rief er mit fast übermenschlicher Stimme dem Manne am Ruder zu, „der Wind raumt!“ und stürzte dann selbst zum Steuerrad.

Das Rad drehte sich und das Schiff luvte um zwei volle Strich auf, dann begannen die Segel zu killen; es lag nun wieder am Winde und richtete sich etwas auf. Letzterer war nun eben soviel mehr nach hinten gegangen. Es war zwar ein Krimper, wie die Seeleute sagen, d. h. ein Linksherumgehen, das nicht lange vorzuhalten pflegt, aber für uns

im Augenblicke eine Rettung. Uns fiel ein Stein vom Herzen und neuer Muth belebte uns.

„Noch einen halben Strich!“ hörten wir die Stimme des Kapitäns, „dann ist alles gut. Versuche noch so viel zu luven!“

Der Mann am Ruder gehorchte und das Schiff folgte willig, ohne daß die Segel killten, der Wind war noch etwas mehr herumgegangen, und die Segel standen auf dem neuen Kurse preßvoll, ja, die Raaen konnten sogar eine Kleinigkeit aufgebraßt werden, und die „Malwina“ stürmte unter diesen Verhältnissen wild durch die Fluthen. Durch das Aufbrassen war etwas von dem furchtbaren Seitendruck auf die Stengen genommen, wir hatten nicht mehr so viel für sie zu fürchten und athmeten auf.

Im letzten Augenblicke war Rettung aus der grausen Gefahr erschienen, die wir für unvermeidlich hielten. Noch zehn Minuten, und alles wäre vorbei gewesen. Wir fühlten bereits an den Bewegungen des Schiffes die gewaltigen Grundseen, wie sie sich gegen die Klippen wälzten, hörten das Donnern der Brandung, welches den Sturm übertönte — aber Gott half zur rechten Zeit.

Wir gingen jetzt mit halbem Winde nordwärts. Die alte „Malwina“ hatte sich brav gemacht, und wenn auch die ihr zugemutheten Anstrengungen noch übergroße blieben — nachdem sie die letzten Stunden glücklich überstanden, da fürchteten wir nichts mehr für sie und die Takelage, und wohl aus der Brust der meisten von uns stieg ein heißes Dankgebet zum Himmel empor.

„Sweizer,“ sagte der Koch zu mir, „wenn wir nach Hamburg kommen, dann wollen wir den ersten Sonntag in die Kirche gehen. Was meinst Du? Diesmal ging's doch ver-

dammt knapp dran längs, aber ich bin doch zufrieden, daß wir die Planke nicht nöthig hatten."

Ich drückte dem braven Menschen die Hand und nickte ihm zu.

Das Feuer wanderte nun schnell nach hinten; sein unheimlicher Glanz erbleichte allmählich und nach zwei Stunden senkte es sich unter den Horizont. Nun waren wir geborgen, wir wußten genau, wo wir uns in der Mitte des Kanals befanden, konnten wieder ostwärts vor dem Winde abhalten und damit gut Wetter machen, da die Kraft des Sturmes für uns jetzt eben soviel abnahm, wie das Schiff durch's Wasser ging.

Wir liefen unter vollen Segeln; es ging flott durch den Kanal und die Nordsee. Bei Borkum Riff bekamen wir einen Lootsen und trafen unter seiner Führung am vierten Tage wohlbehalten auf der Elbe ein.

Ich erhielt drei Wochen Urlaub, um in die Heimath zu reisen. Heimath! Wie füllte sich mein Herz mit Seligkeit bei dem Klange des Wortes! Und als ich sie glücklich erreichte, das traute Elternhaus betrat und ich an der treuen Mutter Brust ruhte, da war alles Schwere und Trübe, was das letzte Jahr gebracht, aus meinem Gedächtniß ausgelöscht. Ich lebte nur der glücklichen Gegenwart, schöpfte aus ihr frischen hoffenden Muth für die Zukunft, und als die Abschiedsstunde schlug, zog ich neu gestärkt und vertrauensvoll wieder in die Ferne.

II.

Jan Kräfts erste und letzte Liebe.

Sie hießen Jan und Peter, die beiden unzertrennlichen Freunde, und mit ihren Zunamen Kräft und Möller. Daran konnte man schon erkennen, daß sie aus Pommern oder Westpreußen stammten, denn dort an der Küste heißt jeder dritte Mann so, gerade wie in Mecklenburg Bradhering oder Fretwurst und weiter westlich Krützfeld.

Von Jugend auf hatten sie zur See gefahren, waren fast immer zusammen gewesen, dienten in den letzten zwanzig Jahren in der Marine, wo sie es durch ihre Tüchtigkeit bald zu Bootsmannsmaaten brachten, und waren schließlich als invalide pensioniert worden.

Sie gehörten nicht zu den vielen Seeleuten, welche das in ihrem schweren Berufe mit so viel Noth und Entbehrungen Erworbene an Land in wenigen lustigen Tagen verjubeln, um dann arm wie eine Kirchenmaus an Bord zurückzukehren und abermals jahrelang hart zu arbeiten und zu entbehren, sondern hatten immer hübsch vernünftig gelebt und ein ganz nettes Sümmchen auf die Seite gelegt.

Das kam ihnen nun in ihrem Ruhestande zu gute; es hatte hingereicht zum Erwerbe eines kleinen Eigenthums, Haus mit Garten, und dann war noch so viel übrig geblieben, um mit dessen Zinsen besondere Wünsche und Bedürfnisse zu bestreiten, zu welchen letzteren natürlich in erster Reihe ein steifes Glas Grog von echtem Jamaika und nicht zu stark von Wasser zählte. Ihr Häuschen hatten sie möglichst schiffsmäßig eingerichtet, hielten sich auch in einem besonderen Stalle einige Ratten, da bekanntlich ein Schiff so lange glücklich fährt, als diese klugen Thiere auf ihm ausharren, und ließen sich von einem „Kajüttsjungen" bedienen. Weibliche Wesen durften ihre Heimstätte nie betreten, nicht einmal die alte schrumplige Milchfrau — gegen das schönere Geschlecht hegten beide eine gründliche Abneigung.

Beide waren ungefähr gleichaltrig, nahe den Fünfzigern. Auf ihren wetterharten Gesichtern hatten Sturm und See unverlöschbare Spuren gezeichnet, aber sie waren trotzdem kerngesund, für ihre Jahre sehr rüstig und ihr Haar noch ungebleicht.

Körperlich wie geistig bildeten sie ziemliche Gegensätze. Jan war untersetzt, beweglich und blond, Peter schlank, gemessen in seinen Bewegungen und dunkel; ersterer lebhaft und steter Wortführer, letzterer ruhig und zurückhaltend. Jener hatte eine starke Phantasie, die sich häufig in seinen Erzählungen kundgab, während der nüchterne Peter die Sachen auf ihr richtiges Maß zurückführte und seinen Freund einfach unterbrach, wenn dessen Garn zu zähe Stellen aufwies. Jan nahm ihm das jedoch nicht übel, sondern fiel alsbald auf den richtigen Kurs zurück, freilich um bei nächster Gelegenheit wieder die Zunge durchgehen zu lassen und seinen Zuhörern schwer Verdauliches zuzumuthen.

Auf diese Weise ergänzten sich beide, und ihr Zusammenleben war ein ungetrübtes und harmonisches.

In dem Gärtchen stand ein Apfelbaum mit breiter, schattiger Krone. Unter ihm war ein selbstgefertigter, sauber gestrichener Tisch nebst dito Bank in den Boden gerammt, und hier saßen sie bei gutem Wetter vorzugsweise gern Nachmittags, um ihren Grog zu trinken, ein Pfeifchen zu rauchen, alte Erinnerungen aufzufrischen oder mit guten Freunden ein Garn zu spinnen.

Zu diesen letzteren durfte in erster Reihe ich mich selbst rechnen. Wir kannten uns lange Jahre. Als ich zuerst als Kadett an Bord gekommen war, hatte der erste Offizier sie mir als Seeväter zugetheilt, die mir über die anfänglichen rauhen Unebenheiten meines neuen Berufes forthelfen sollten. Nun, diese Pflichten erfüllten sie treulich. Sie lehrten mich, in meine Hängematte zu klettern, ohne sogleich wieder auf der andern Seite hinauszufallen, sowie dieselbe vorschriftsmäßig zu schnüren. Sie weihten mich in die Geheimnisse des Spleißens ein und machten mir den Unterschied zwischen dem an Bord allein zulässigen „Reffknoten" und dem „Altweiberknoten" klar, wie ihn die Frauen am Lande schürzen, der aber stets wieder aufgeht, wenn man daran zieht. Auch weckten sie mich immer rechtzeitig, wenn ich Nachts die Wache auf dem Verdeck hatte. und der wachthabende Offizier seine Schritte dorthin zur Kontrolle der Posten richtete. Wie viele Stunden Arrest oder Ausguck nach Land in der Bramsaling, 120 Fuß hoch wurden mir dadurch erspart, wenn auch auf 500 Meilen keine Küste in der Nähe war! Als Fünfzehnjähriger schlief ich nämlich sehr gern und konnte mich damals noch gar nicht recht daran gewöhnen, daß es an Bord nicht gestattet war, diese ebenso gesunde wie angenehme Beschäftigung voll auszunutzen.

Ich besaß also Grund genug, dankbar für so viel erzeigtes Wohlwollen zu sein.

Außerdem hatten wir drei auch, als ich der Kadettenjacke entwachsen und Offizier geworden war, lange Jahre auf denselben Schiffen gefahren; sie waren mit mir auf derselben Wache gewesen, wir hatten Freud und Leid miteinander getheilt, und das knüpft bekanntlich Menschen eng aneinander.

Infolge eines Beinbruches war Jan dann invalide geworden. Peter wollte den alten Freund nicht verlassen, und so hatte man sie gut pensioniert als Deckoffiziere, wozu ich als damaliger Adjutant des Stationskommandos nach Kräften beitragen konnte. Das führte uns einander noch näher, und wenn ich sie während meines Landaufenthaltes aufsuchte, so wurde ich nicht nur als alter erprobter Freund behandelt, sondern auch in manchen intimen Fällen um Rath gefragt, auf den sie viel gaben.

Als ich eines Tages wieder das Heim meiner alten Kameraden betrat, fand ich Jan allein auf der Bank im Garten sitzen. War mir das schon auäffllig, da man sonst fast immer beide zusammen sah, so verriethen auch die dichten Dampfwolken, die seinem Kalkstummel entquollen, daß heute irgend etwas unklar war. Beim Näherkommen bemerkte ich, daß auch auf seiner Stirn eine düstere Wolke lagerte, und wenn er trotzdem sich bemühte, mich in alter Freundlichkeit zu begrüßen, konnte er es nicht verbergen, daß ihm etwas quer vor den Bug gekommen war.

„Hallo, Jan," redete ich ihn an, „was ist los, alter Freund? Ihr Gesicht sieht ja aus wie eine Hagelbö im November?"

„Ach, Herr Leutnant," erwiderte er verdrießlich, „ich habe auch Grund genug dazu, wenn man auf seine alten Tage solchen Aerger hinunterschlucken muß.

„Alte Tage," scherzte ich, um ihn etwas aus seiner trübseligen Stimmung zu reißen, „davon kann doch keine Rede sein. Wie alt sind Sie denn eigentlich?"

„Nun, so ganz genau weiß ich es zwar nicht," erwiderte er, „aber das halbe Hundert muß wohl bald voll sein. Zu meiner Zeit da waren, so viel ich mich erinnere, noch keine Taufscheine Mode, und dann vergißt sich so etwas leicht. Aber warten Sie, so ungefähr werde ich es doch ausmachen können. Mit vierzehn Jahren bin ich zur See gegangen, dann habe ich dreißig Jahre gefahren, bin seit zwei Jahren pensioniert, und wenn ich das alles zusammenkoppele, dann muß ich so ziemlich fünfzig sein."

„Nicht ganz," berichtigte ich seine Rechnung. „Sie wissen, Jan, von Bord her, daß der Koppelkurs nicht immer mit der Observation stimmt und nach dieser zähle ich erst sechsundvierzig heraus. Von Alter kann also nicht die Rede sein. Fünfzig Jahre stille stahn, sechzig Jahr geht's Alter an — heißt es im alten Liede, und bis dahin hat es noch lange Zeit. Rechnen Sie sich deshalb immer noch zu den Jungen, um so mehr, als ihr Haar ja noch ganz blond ist."

„Meinen Sie?" sagte der alte Knabe, sichtlich etwas geschmeichelt, indem er unwillkürlich mit der Hand glättend über seinen Scheitel fuhr. Meine Bemerkung hatte ihn offenbar aufgemuntert.

Freilich dauerte das nicht lange, denn meine nächste Frage, wo Peter sei, brachte sofort die zornige Stimmung zurück.

„Das ist ja gerade die Sache, die mich so angeboßt hat, Herr Leutnant," fuhr er ingrimmig auf.

„Was?" rief ich auf das höchste erstaunt, „habt Ihr Euch gezankt? Das wäre ja etwas ganz Neues."

„Aber Herr Leutnant," erwiderte er vorwurfsvoll und

halb beleidigt, wie können Sie so etwas denken! Dafür sollten Sie uns doch lange genug kennen, daß das unter Freunden wie wir nicht möglich ist. Nein, der verdammte Junge ist daran schuld."

„Welcher Junge?"

„Unser Kajüttsjunge, mit dem läßt sich nichts mehr anfangen. Das ist nun schon der fünfte in zwei Jahren — eine wahre Schande. Zuerst ging es ganz glatt mit ihm. Er scheuerte, schrubbte und hielt alles im Hause so nett und sauber, daß selbst ein Admiral bei der Sonntagsmusterung nichts auszusetzen gefunden hätte, und dabei war er flink wie der Wind. Aber seit einigen Wochen hat sich das alles leider geändert. Er scheuert und schwabbert die Decksplanken und Bordwände nur ganz schusselig, vergißt alles, und wenn wir ihn ausschicken, bleibt er stundenlang fort, weil er bald hier eine Tante oder dort einen Onkel auf der Straße getroffen haben will. Ist er aber zu Hause, dann sitzt er in seiner Kambüse und schreibt ellenlange Briefe."

„Denken Sie nur einmal, Herr Leutnant," fuhr er in feierlichem und der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenem Tone fort, „heute war unser Rum ausgegangen, und er sollte welchen holen — wer aber nicht wiederkehrt, ist natürlich er. Wenn man nun aber nicht schlabbrigen Kaffee trinkt, sondern wie wir Nachmittags vier Uhr an sein gutes Glas Grog gewöhnt ist, dann muß das wurmen, wenn man um sechs Uhr noch mit trockenem Munde dasitzt und auch nicht einmal seinen Gästen ein Tröpfchen anbieten kann. Nun ist der Peter gegangen, um Stoff zu holen und womöglich den Jungen einzufangen."

„Aber weshalb jagen Sie ihn nicht fort?"

„Ach, das ist auch solche Sache," entgegnete er, indem er sich unmuthig mit der Hand durch die Haare fuhr. „Mit

fünf haben wir es nun schon probiert und woher den sechsten nehmen, sie taugen ja alle nichts. Ja, wenn wir ihn an Bord hätten, dann sollte ihn ein zweizölliges Tauende bald kurieren. Aber hier an Land, du lieber Himmel, da muß man für einen Jagdhieb mindestens dreißig Mark und die Gerichtskosten bezahlen, und deswegen hat man sich sein bischen Geld doch nicht gespart, um es dafür hinzugeben. Ach, Herr Leutnant," fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „ich habe es ja immer gesagt, ein richtiges Leben giebt es nur an Bord. Ja, wenn mein unglückliches Bein nicht wäre, dann hätten mich keine vier Pferde an Land bekommen."

„Nun, ich denke, Jan," wandte ich lächelnd ein, „an Land läßt es sich auch leben . . ."

„Ja," unterbrach er mich lebhaft, „wenn es keine Frauenzimmer gäbe; aber die richten alles Unheil in der Welt an und sie tragen auch hier wieder die Schuld. Wissen Sie, unser Junge, das ist ein hübscher, ausgewachsener Bursche von achtzehn Jahren und dem verdrehen sie den Kopf. Alle die Onkel und Tanten, von denen er redet, das sind ja nur verliebte Frauenzimmer, mit denen er schön thut und an dieer so viel Briefe schreibt, daß er mindestens seine halbe Monatsgage für Postmarken ausgiebt. Nun," setzte er mit einer gewissen Befriedigung hinzu, „er wird sich auch schon einmal die Finger verbrennen und einsehen, daß es nichts Vernünftigeres auf der Welt giebt, als sich die Sorte hundert Meilen vom Leibe zu halten."

Ich kannte Jan und Peter schon lange als ausgesprochene Weiberfeinde, hatte dergleichen Ergüsse schon öfter gehört, war aber bis jetzt noch nicht dahintergekommen, was die eigentliche Ursache dieses Hasses sei, der sonst bei Seeleuten keine gewöhnliche Erscheinung ist. Ich wollte gerade eine

dahin zielende Frage an meinen Freund richten, als ich durch den Eintritt des Briefträgers in den Garten unterbrochen wurde.

„Der hat gewiß etwas für Sie, Herr Leutnant," sagte Jan.

„Schwerlich," erwiderte ich, „meine Briefe gehen sämmtlich nach meiner Wohnung, und außerdem weiß dort niemand, daß ich hierher gegangen bin; es wird für Sie oder Peter sein."

„Wir bekommen nie Briefe," äußerte Jan sehr entschieden, „aber vielleicht," fügte er giftig hinzu, „ist es für unsern Jungen von einer seiner Tanten."

Der Zweifel wurde bald gehoben, „Herrn Admiralsmaat Jan Kräft" verlas der Postbote die Adresse.

„Jan Kräft, das bin ich," sagte Jan ganz verblüfft, seine ebenso sicher ausgesprochene Behauptung schon so bald widerlegt zu sehen.

Der Briefträger legte das Schreiben auf den Tisch und entfernte sich grüßend.

Jan schaute eine Weile das Schriftstück verlegen an. Dann nahm er es auf, drehte es nach allen Richtungen und suchte schließlich die Adresse zu entziffern, wobei ich jedoch bemerkte, daß er dieselbe verkehrt in der Hand hielt. Ich mußte innerlich lachen; war mir doch seine schwache Seite längst bekannt, indessen kam ich ihm zu Hilfe. „Geben Sie einmal her, Jan, vielleicht ist der Brief falsch adressiert."

Er überreichte ihn mir schweigend.

Nein, da stand in zwar etwas ungelenken, aber entschieden von Frauenhand herrührenden Schriftzeichen: „Herrn Admiralsmaat Jan Kräft, Kiel, Holtenauer Straße Nr. 117."

Die Adresse war richtig bis auf den Admiralsmaat — das mußte ein schlechter Witz sein. An Bord hat man Bootsmanns-, Feuerwerks-, Zimmermanns- und dergleichen Maate, d. h. Unteroffiziere, und die Matrosen übertragen dieses Wort, das Gehilfe bedeutet, auch eigenmächtig auf den Assistenzarzt,

den sie Doktorsmaat, sowie auf den Aktuar des Auditeurs, den sie Blutrichtersmaat nennen, aber von einem Leutnants-, Kapitäns-, geschweige denn Admiralsmaat hatte ich noch nie etwas gehört.

„Es ist richtig, der Brief ist an Sie,“ sagte ich und reichte ihm denselben zurück, wobei ich mich jedoch schändlicherweise an seiner wachsenden Verlegenheit weidete.

Es entstand eine Pause. In Jan kämpften Neugierde und eine gewisse Scham, sich offen vor mir eine Blöße zu geben. Schließlich siegte die erstere.

„Ach, wollen der Herr Leutnant nicht so gut sein und einmal nachsehen, was darin steht,“ äußerte er in gedrücktem Tone. Die Buchstaben sind so fein, und mit meinen Augen will es nicht mehr so recht.“

Nun, ich wußte Bescheid; seine Augen waren noch genau so scharf wie vor Jahren, wo er stets gerufen wurde, wenn es galt, zuerst einen Feuerthurm oder Land auszumachen, aber ich that ihm den Gefallen, die Entschuldigung ernst zu nehmen.

„Sehr gern,“ erwiderte ich, da mich selbst etwas Neugierde plagte, hinter den Schreiber oder die Schreiberin zu kommen.

„Lieber Onkel Kräft,“ begann ich mit der Ueberschrift.

Jan fuhr in die Höhe. „Was?“ rief er, mich unterbrechend aus, „das ist ein Hallunke, der das sagt. Ich bin von Niemand Onkel und stehe ganz allein in der Welt. Da an der Küste bei mir zu Hause giebt es eine ganze Menge Kräfts, aber sie gehen mich alle nichts an. Wer hat das geschrieben?

Die Unterschrift lautet: „Deine Dich liebende Nichte Minna Möller.“

„Kenne ich nicht, habe den Namen nie gehört,“ brauste er auf. „Sehen Sie wohl, Herr Leutnant, habe ich es nicht

immer gesagt? Es ist wieder ein Frauenzimmer, das dahinter steckt, alles Unglück in der Welt kommt nur von denen."

„Nun, nun, Jan," suchte ich ihn zu beschwichtigen, „ein Brief braucht doch nicht allemal gleich ein Unglück zu bedeuten. Wir wollen doch erst einmal sehen, was Ihre Nichte schreibt."

„Lieber Onkel Kräft," las ich also weiter, „Mutter hat mich gesagt, ich sollte mal an Dir schreiben, ob Du sie nicht dreißig Mark schicken könntest, die sie nothwendig braucht..."

Weiter kam ich nicht, denn Jan schnellte trotz seines lahmen Beines wie ein Gummipfropfen in die Höhe; zuerst ein Frauenzimmer und dann dreißig Mark, die sie haben wollte — das war zuviel, das hatte wunde Punkte getroffen.

„Was?" rief er in zorniger Erregung, „dreißig Mark? Solche Unverschämtheit! So lange ich lebe, bin ich noch niemand einen Pfennig schuldig geblieben."

„Warten Sie doch, Jan," beruhigte ich, „wir müssen doch erst wissen, wie die Sache zusammenhängt." Dabei suchte ich ihn wieder auf die Bank niederzudrücken, was er sich jedoch nur widerwillig gefallen ließ.

„Ob Du sie nicht dreißig Mark schicken könntest," fuhr ich fort, „die sie nothwendig gebraucht, da es mit die Wäsche nicht mehr so recht gehen will, indem daß sie von die viele Näße Reißmatismus in die Hände gekriegt hat und deshalb auch nicht selbst schreiben kann" — (Sympathie, schaltete ich in Gedanken ein, Jan hat schwache Augen und ihr sitzt es in den Händen) — „Wir haben nämlich von Wilhelm, was der Sohn von unsere Nachbarsleute Schramm ist und auf die Marine dient, gehört, daß Du ein sehr schönes Haus in Kiel hast, also meint Mutter, müßte es Dich doch recht gut gehen und Du könntest ihr aus der Noth helfen."

„Sehen Sie, Jan," warf ich ein, „Sie sind der Frau ja

nichts schuldig und sie bittet nur um eine Hilfe. Wahrscheinlich werden Sie sie früher einmal gekannt haben, und sie wird wissen, daß Sie gutmüthig sind und gern geben."

Die kleine Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Sein Zorn begann zu verrauchen und die Dampfwolken aus der Kalkpfeife kamen nicht mehr so stoßweise zur Erscheinung.

„Aber ich kenne ja das Frauenzimmer gar nicht," knurrte er zwischen den Zähnen hervor, wenn es auch milder klang als vorher.

„Ich wußte erst nicht," las ich weiter, „wie ich den Brief adressieren sollte, aber Mutter sagte, vor zwanzig Jahren wärst Du in Danzig auf die „Gefion" Bootmannsmaat und einer von die fixesten und schneidigsten Kerle in der ganzen Marine gewesen. In der langen Zeit müßtest Du doch hoch aufgerückt sein und es mindestens zum Admiralsmaat gebracht haben, da Du ja schon damals die Gig vom Kommodore Schröder gesteuert hättest."

Ich machte eine kleine Pause und schaute über das Blatt zu Jan hinüber. Aus der Pfeife stiegen nur noch kleine blaue Wirbel in gleichmäßigen Zwischenräumen auf; die Gewitterbö auf der Stirn war im Abziehen begriffen, in seinen wettergefurchten Zügen begann es aufzuklaren, und die Augen blickten träumerisch in die Ferne. „Der fixe, schneidige Kerl" hatte ihm wohl gethan, und seine Gedanken schweiften wohl um zwanzig Jahre zurück, als er das ehrende Beiwort in vollem Maße verdiente.

„Auch sagte sie," fuhr ich fort, „ich sollte nur lieber Onkel zu Dich sagen, denn wenn Du auch nicht mein Vater wärst, so hättest Du sie doch damals, als Du mit die Gefion auf die lange Reise gingst, heirathen wollen."

Wieder hielt ich einen Augenblick inne und blickte auf Jan, in dessen Gesichtszügen bei den letzten Worten sich ein

jäher Wechsel vollzogen hatte. Die grimmige Erregung war gänzlich verschwunden, er hatte den geliebten Kalkstummel aus dem Munde genommen und saß so geknickt, wie ein armer Sünder, dem das Urtheil gesprochen ist. Unruhig rückte er auf der Bank hin und her, und ich sah ihm an, daß er viel darum gegeben, wenn er mich nicht um das Vorlesen des Briefes gebeten hätte.

Da ich jedoch selbst gespannt war, etwas Näheres über diese Lebensepisode meines früheren Seevaters zu erfahren, las ich schnell weiter: „Meine Mutter hieß nämlich als junges Mädchen Mathilde Kräft und sie hat Dich damals die Hemden und die Exerzierkragen immer vor umsonst gewaschen.“

Bei Nennung des Namens war es wie ein Ruck durch Jans Glieder gefahren, sein Gefühlsthermometer tief unter Null gesunken, und augenscheinlich bildete Mathilde Kräft den dunklen Punkt in seinem Leben.

„Sie sagt, sie wäre Dich auch so lange treu geblieben,“ lautete die Epistel weiter, „bis Du ihr geschrieben, Du wärest in Westindien am gelben Fieber gestorben, und nun hat uns der Wilhelm doch erzählt, Du wärest ganz gesund.“

„Was?“ rief ich erstaunt, „Sie haben ihr geschrieben, Sie wären gestorben?“

Er saß wie gebrochen, alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen und er verhielt sich eine ganze Weile schweigend; endlich stieß er matt hervor: „Dieser verdammte Kerl!“

„Aber Mensch, Mathilde Kräft war doch kein Kerl!“ warf ich bei diesem verwunderlichen Stoßseufzer ein.

„Kerl?“ sagte er und sah mich groß an, während in seinem Gesicht plötzlich, wie bei einem Chamäleon die Farbe, der Ausdruck wechselte, die schlaffen Züge sich neu zu beleben begannen, die matte Stimme wieder kräftig wurde und in der Erinnerung an jene Zeit seine Augen förmlich leuchteten.

„Nein, Herr Leutnant, es war ein Mädchen, und was für eins! Ich sage Ihnen, mit der konnte sich in ganz Danzig keine andere messen, das reine Milch und Blut mit einem wundervollen Bug und einem Plankenbelauf, wie ihn die Gesion selbst nicht feiner hatte, die doch damals deswegen in allen Marinen berühmt war. Und wie ging sie immer aufgetakelt, das hätte unser Oberbootsmann Hildebrand nicht besser fertig gekriegt, und der hat doch, wie Sie wissen, ein ganzes Buch über die Takelage geschrieben. Dabei saß ihr alles immer so glatt und schnugg auf dem Rumpfe wie angegossen und stets sah sie so appetitlich und sauber aus, als wäre sie eben frisch gestrichen.

„Und dann, was hielt die auf sich! Für die Kapitäne und Offiziere ja, da wusch sie — aber glauben Sie, daß sie das auch für Kadetten und Unteroffiziere gethan hätte — bah, die wären schön bei ihr angekommen. Nur mit mir machte sie eine Ausnahme, weil“ — er zögerte einen Augenblick und seine erregte Stimme schlug wieder einen elegischen Ton an, während er schamhaft die Augen zu Boden senkte — „weil ich sie gern leiden mochte und sie das wußte. Ja, ich will es Ihnen nur geradezu sagen, Herr Leutnant,“ kam es dann heraus, „ich hatte auch die Absicht, mich nach Rückkehr von meiner Reise mit ihr spleißen zu lassen und sie richtete daraufhin auch schon die Wirthschaft ein, da ich mir ein ganz hübsches Sümmchen erspart hatte, das ich ja nicht besser anlegen konnte.

„Sie wäre auch gewiß für mich eine prächtige Frau geworden,“ fuhr er fort, indem er sich allmählich wieder in Zorn redete, „und ich brauchte dann nicht hier zu sitzen und mich halbtodt zu ärgern über den nichtsnutzigen Bengel, der mit dem Rum nicht wiederkommt und bloß immer mit Frauenzimmern karessiert oder Liebesbriefe schreibt. Das ganze Elend

danke ich aber nur dem infamen Berliner," schloß er zähneknirschend, „der sich außerdem für den Brief noch eine ganze Mark bezahlen ließ."

Er stützte verzweiflungsvoll den Kopf in die Hand, die Pfeife war ausgegangen und er bot in diesem Augenblicke das Bild wirklichen Kummers, so daß ich aufrichtiges Mitleid mit ihm hatte. Ich glaubte den Zusammenhang zu ahnen. Jemand hatte ihm einen schlechten Streich gespielt und ihn dadurch um sein Lebensglück, wenigstens wie er sich dasselbe vorstellte, gebracht. Er hatte die Mathilde heirathen wollen und fand bei seiner Rückkehr, daß ihm ein anderer zuvorgekommen war — daher seine schlechte Meinung von den Frauenzimmern.

„Aber, was war das mit dem Berliner, Jan?" fragte ich nach einer Pause, um ihm Gelegenheit zu einer Herzenserleichterung zu geben.

Er hielt eine Weile mit der Antwort zurück, die ihm schwer zu werden schien. „Nun, Sie sollen es wissen, Herr Leutnant," raffte er sich dann zu einem Entschlusse auf, „da Ihnen doch schon aus diesem unglücklichen Briefe die Hälfte bekannt ist, obwohl ich sonst noch mit niemand von der Geschichte gesprochen habe. Sie haben es von jeher gut mit mir gemeint und werden einen alten Kerl nicht noch dadurch bloßstellen, daß Sie es anderen erzählen, die mich dann auslachen würden."

„Sie haben darin Recht, Jan," erwiderte ich, „daß ich Ihnen aufrichtig zugethan bin, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß kein Wort davon über meine Lippen kommt."

„Ich wußte das," sagte er treuherzig und drückte mir dankbar die Hand. „Sehen Sie, der Kerl war auf der „Gefion" Bottelier. Er stammte aus Berlin, war ein Großmaul erster Sorte, aber meine Großmutter ein besserer Seemann als er. Er konnte kaum Lee von Luv unterscheiden,

und wenn er aus seiner Bottelierskammer einmal zum Reefen mit auf die Marsraa hätte entern sollen, er wäre nicht einmal die Wanten hinauf bis zur Mars gekommen. Nun, da können Sie sich denken, daß er von uns anderen Unteroffizieren manchmal ganz gehörig was über die Gallion bekam, und ich mag ihm wohl auch dann und wann so quer vor den Bug getrieben sein, daß es klein Holz gab. Da hat denn wahrscheinlich der feige Kerl sich später an mir rächen wollen und mir einen schlechten Streich gespielt.

„Ein so jämmerlicher Seemann er aber auch war, so verstand er desto besser zu schreiben und zu lesen, was ja be unsereinem nicht immer so glatt geht. So ließen sich denn manche von uns Briefe von ihm nach Hause schreiben, und da er es unter einer Mark das Stück nicht that, so machte er sich damit einen ganz hübschen Nebenverdienst.

„Als wir nun mit dem Schiffe in Havannah lagen, erkrankte einer meiner Freunde am gelben Fieber, und ich pflegte ihn nach besten Kräften. Aber er sah bald selbst, daß es mit ihm zu Ende ging und er in Gottes Keller hinunter mußte. Da sagte er eines Tages zu mir: „Jan, könntest Du wohl einen Brief für mich schreiben?“ und ich mußte leider mit Nein antworten. „Wissen Sie, Herr Leutnant,“ gestand er dann mit einer gewissen Verlegenheit, „in einem Fischerdorfe, wo ich her bin und man, sobald man krabbeln kann, mit dem Vater immer auf den Fang muß, damit nur Brot im Hause ist, da hat man nicht viel Zeit, um dergleichen zu lernen.“ Mit einem Pinsel auf einem Brett, nun ja, da hätte ich am Ende die meisten Buchstaben fertig gekriegt, aber mit Feder und Tinte, da konnte ich es meinen steifen Fingern doch nicht recht zutrauen, und so eine Planke hätte doch zu viel Porto gekostet. „Na,“ sagte mein Freund, „dann rufe mal den Berliner Windhund,“ — so

hieß nämlich der Bottelier allgemein an Bord — „der Kerl kann zwar keinen richtigen Knoten machen, aber mit Schreiben weiß er Bescheid, und da ich fühle, daß ich mein letztes Kabelende ausstecken muß und doch nicht wieder aufkomme, so möchte ich meiner kleinen Anna ein paar Abschiedsworte schicken, damit das arme Wurm nicht umsonst auf mich wartet und sich bald mit einem anderen trösten kann."

„Ich fand das natürlich vernünftig und rief den Windhund, der auch den Brief schrieb und uns vorlas. Nun alles was recht ist, was er gesagt, das war wirklich sehr hübsch. Es kam so allerlei darin vor von Sehnsucht und Liebe und Treue und Wiedersehen im Himmel, daß einem ganz wunderlich ums Herz wurde.

„Als nun mein Freund starb, da war mir recht traurig zu Muthe und ich mußte einige Tage öfter an die Mathilde denken als sonst; die wartete auch auf mich und ich sagte mir, daß es sie so recht erfreuen würde, wenn sie so unversehens einen ähnlichen Brief mit recht viel Liebe und Treue und Wiedersehen darin von mir bekäme.

„Nach einiger Zeit ließ ich also die Mark springen. Der Windhund versicherte, er hätte ganz so geschrieben, wie ich gewünscht, las auch etwas vor, was wirklich recht nett klang, und der Brief ging mit dem nächsten Postdampfer ab. Wir blieben noch anderthalb Jahre aus, aber ich bekam nie eine Antwort, und als wir dann zurückkehrten, da stellten wir das Schiff nicht in Danzig, sondern in Swinemünde außer Dienst. Unterwegs war ich recht sparsam gewesen, brachte eine tüchtige Abrechnung mit und wollte gerade nach Danzig reisen, da treffe ich einen alten Freund, der gerade dort herkommt. Natürlich war meine erste Frage nach der Mathilde, aber ich denke, mich soll der Schlag rühren, als ich höre, daß das Frauenzimmer schon vor anderthalb Jahren ge-

heirathet und in den letzten Wochen auch schon ein Kind bekommen hat. Die Worte blieben mir in der Kehle stecken, ich fragte nach nichts weiter, nahm keinen Urlaub und ging wieder an Bord.

„Ich hatte die Mark also umsonst ausgegeben; nun, das war nicht so schlimm, aber desto mehr wurmte es mich, daß der schöne Brief so gar nichts gewirkt hatte. Ich war wüthend, so betrogen zu sein, schwor Stein und Bein, nie wieder etwas mit Frauenzimmern zu thun haben zu wollen, weil sie alle falsch wären, habe sie mir auch die ganzen zwanzig Jahre glücklich vom Leibe gehalten, und nun höre ich aus jenem Schreiben, daß der Windhund mir einen so schändlichen Streich gespielt, der Mathilde denselben Brief geschickt, den mein sterbender Freund für seine kleine Anna hatte schreiben lassen, und mich darin todt gemacht hat.

„Sollte man eine solche Schlechtigkeit für möglich halten, Herr Leutnant? Nun, käme der Mensch mir im Leben noch einmal unter die Finger," fügte er in hellem Zorn hinzu, „ich drehte ihm den Hals um."

Der arme Kerl dauerte mich. „Soll ich weiter lesen?" fragte ich, um seinen trüben Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Er nickte bejahend.

„Bis Du ihr schriebst, Du wärst in Westindien am gelben Fieber gestorben. Dann hätte sie sich verheirathet, aber kein Glück mit die Männer gehabt. Von dem ersten sei sie bald wieder geschieden, der zweite ist am Gallenfieber gestorben und der dritte in die weite Welt gegangen. Danach hätte sie das Heirathen ganz aufgegeben. Weil aber Dein Brief aus Westindien an alles schuld sei, so möchtest Du sie auch jetzt aus der Noth helfen und ihr die dreißig Mark schicken."

Jan hatte aufmerksam zugehört und bei dem letzten Satze

zustimmend den Kopf geneigt. Die weibliche Logik schien ihm einzuleuchten, während ich allerdings etwas anderes herauslas und ihn jetzt innerlich beglückwünschte, daß er vor diesem Dreimännerweibe bewahrt geblieben war.

Da er nichts äußerte, fuhr ich fort: „Lieber Onkel, ich möchte Dir eigentlich gern mal besuchen. Was der Wilhelm ist, der sagt, es wäre bei Dir sehr hübsch, und daß Du mit einem Freunde zusammenwohnst, der Herr Möller heißt, gerade so wie ich und wie die Mutter, d. h. als sie noch jung war, da sind wir gewiß Verwandte. Die Reise von Swineminde nach Kiel ist ja auch nicht weit und kostet bloß 15 Mark, die Du wohl auch noch übrig haben wirst, da ich als anständiges Mädchen doch in die zweite Klasse fahren muß.

„Ich will Dir und Deinen Freund auch recht pflegen, und das würde mich besser gefallen, als das ewige Waschen, was mich schon zum Halse rauskommt. Ich bin erst achtzehn Jahr, kann aber ganz gut kochen, und Ihr würdet bei mich viel besser essen, als aus das Speisehaus, wo sie, wie der Wilhelm sagt, alles man bloß mit schlechtes Pferdefett zurecht machen. Wenn Du also fünfzig Mark schickst, kann ich mich auch noch einen hübschen Hut für die Reise kaufen und dann komme ich. Die Mutter läßt Dich vielmals grüßen und ich bleibe Deine Dich liebende Nichte

Minna Möller."

Jan schien in Gedanken versunken und ich vermied es, ihn zu stören. Nach einigen Minuten richtete er sich lebhaft auf — er hatte einen Entschluß gefaßt.

„Ich werde Geld schicken, Herr Leutnant," sprach er feierlich. „Dreißig Mark kann ich wohl noch missen und ich habe an der Mathilde etwas gut zu machen. Sie ist bloß durch den unglücklichen Brief ins Elend gekommen — aber

nicht wahr? das bleibt alles unter uns und auch der Peter darf nichts davon erfahren."

„Ganz bestimmt, Jan," beruhigte ich ihn, „von mir erfährt niemand ein Wort."

Er athmete erleichtert auf, als sei eine schwere Last von ihm genommen, zündete seine Pfeife wieder an und blies die Dampfwolken gemächlich vor sich hin, ein Zeichen, daß er sein Gleichgewicht wieder zu finden begann.

„Daß Sie seither ein Weiberfeind gewesen," äußerte ich nach einer Weile, „kann ich nun wohl verstehen, Jan, Sie glaubten sich schmählicherweise hintergangen, aber Peter scheint mit Ihnen darin den gleichen Strang zu ziehen. Er ist zwar ziemlich schweigsamer Natur, aber dann und wann ist ihm doch eine Bemerkung entfahren, aus der sich darauf schließen ließ, daß er den Frauenzimmern nicht hold ist."

„Sie haben Recht, Herr Leutnant, er muß auch böse Erfahrungen gemacht haben, aber ich weiß nichts Rechtes darüber. Da ich nicht über die Mathilde sprechen wollte, wie Sie sich denken können, wollte ich ihn auch nicht fragen, und so ist es gekommen, daß das wohl die beiden einzigen Punkte in unserm Leben sind, über die wir uns keinen klaren Wein eingeschenkt haben. Wir kennen uns nun schon an die dreißig Jahre, sind fast immer zusammengewesen, und nur, als ich die Reise mit der Gefion machte, kamen wir einmal auseinander. Damals muß ihm aber etwas passiert sein, was ihn sehr gepackt hat, denn seitdem wollte er von Weibern absolut nichts mehr wissen, was bis dahin gar nicht der Fall war."

In diesem Augenblick ging die Gartenthür, und der Eintritt des Besprochenen unterbrach unsere Unterhaltung.

„Nun, Peter, hast Du den nichtsnutzigen Bengel gefunden?" rief Jan ihm schon von weitem zu.

„Nein," knurrte dieser mißmuthig, „er treibt sich wieder irgendwo umher; aber das geht nicht länger, zum Ersten muß er fort."

„Hast Recht," stimmte Jan bei, „und in den drei Wochen werden wir wohl etwas Besseres finden. Aber den Rum hast Du doch?"

„Hier ist er," erwiderte Peter und begrüßte mich, nachdem er die Flasche auf den Tisch gestellt.

„Nun, dann sei so gut und braue uns einen Grog. Der Leutnant sitzt schon eine Stunde mit trocknem Munde, und mir klebt die Zunge am Gaumen wie bei einem Harmattan an der afrikanischen Küste, wenn er vierundzwanzig Stunden geweht hat."

Peter, dessen ständiges Amt das Grogbereiten war, begab sich in das Häuschen und erschien bald danach wieder mit einer Terrine des aromatisch duftenden Getränkes aus echtem Jamaika. Die Wirkung desselben äußerte sich bald, namentlich bei Jan. Die Stimmung hob sich sichtlich, des nichtsnutzigen Bengels wurde nicht mehr gedacht, wenngleich dieser sich versichert halten durfte, bei seiner Rückkehr den Wind ganz gehörig von vorn zu bekommen.

Ja, Jan wurde zuletzt geradezu ausgelassen, er spann allerlei zähe Garne, in welche Peter gar oft einen Knoten schlagen mußte, um seiner ausschweifenden Phantasie Zügel anzulegen. Verschiedene Male sah dieser seinen Freund, dessen übermüthige Lustigkeit er sich gar nicht zu erklären vermochte, ganz erstaunt an und einmal schwang er sich zu der Bemerkung auf: „Du bist ja aber ganz merkwürdig vergnügt heute, Jan!"

„Das ist kein Wunder," entgegnete dieser lachend, „Du hast auch einen ganz vorzüglichen Grog gebraut."

Peter schien diese Erklärung zu genügen, während ich sie

mir anders deutete. Der Entschluß, der Mathilde dreißig Mark zu schicken und damit die Todesnachricht aus Havannah zu sühnen, hatte sein Herz so leicht gemacht.

Nachdem wir noch ein Stündchen heiter geplaudert, mahnte die vorgeschrittene Zeit zum Aufbruch, und ich verabschiedete mich mit dem Versprechen, welches beide mir abnahmen, meinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Ich war nicht wenig erstaunt, als mir schon zwei Tage später Jans Besuch gemeldet wurde. Zwar hatte ich meine beiden Freunde schon verschiedene Male aufgefordert, doch auch einmal bei mir vorzusprechen, aber bis jetzt waren sie, wohl aus Bescheidenheit, dieser Einladung noch nie gefolgt. Es mußte also wohl etwas Besonderes zu Grunde liegen, was den alten Knaben schon so bald nach meinem Besuche zu mir führte.

Daß es nichts Unangenehmes war, sah ich jedoch auf den ersten Blick seinem Gesichte an, auf dem sich eine heitere Befriedigung aussprach.

„Guten Tag, Jan," rief ich ihm entgegen, „wie nett von Ihnen, daß Sie auch einmal bei mir einkehren, aber weshalb hat Peter Sie nicht begleitet?"

„Er weiß gar nicht, daß ich zu Ihnen gegangen bin, Herr Leutnant," flüsterte er geheimnißvoll und blickte dabei forschend im Zimmer umher, ob wir auch allein seien, „und soll es auch nicht wissen. Ich komme nämlich mit einer Bitte zu Ihnen."

„Die gewähre ich Ihnen im voraus, wenn ich vermag."

„O, für Sie ist es nur eine kleine Mühe. Ich bitte nur, daß Sie so gut sind, einen kurzen Brief für mich zu schreiben."

„An wen?“

„An die Mutter von der Minna Möller; sie soll uns die Tochter schicken, und hier ist auch ein Fünfzigmarkschein, den ich beizulegen bitte.“

Ich war aus den Wolken gefallen, traute meinen Ohren nicht und blieb eine Zeitlang stumm vor Staunen. „Was?“ rief ich endlich, „Sie wollen das junge Mädchen in Ihr Haus nehmen?“ Die Welt drehte sich um, daß die beiden alten Weiberfeinde so plötzlich ihren Sinn geändert hatten.

„Ja, Herr Leutnant,“ erwiderte Jan nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit. „Ich sagte Ihnen schon neulich, daß ich etwas gut zu machen hätte von wegen des unglücklichen Briefes aus Havannah. Nun will ich der Mathilde die gewünschten dreißig Mark schicken, und der Minna zwanzig, damit sie sich einen neuen Hut kaufen und zu uns reisen kann.“

„Aber was sagt denn der Peter dazu?“ Jans Motive konnte ich verstehen, aber Peters Einwilligung war mir unbegreiflich.

„Er ist einverstanden,“ lautete die Antwort, die mit einem gewissen triumphierenden Stolze gegeben wurde.

„Aber wie haben Sie das nur fertig gebracht?“ fragte ich immer noch etwas ungläubig.

„Ja,“ entgegnete er mit listigem Augenzwinkern, „ich will es Ihnen nur sagen, Herr Leutnant, ich mußte ein bischen schlau zu Werke gehen und zuletzt hatte ich auch noch Glück dabei. Sie wissen, wenn man nicht direkten Kurs steuern kann, dann muß man sich ans Kreuzen machen und je nachdem der Wind schralt oder raumt, über den einen oder den anderen Bug liegen, bis man so viel Luv hat, daß man mit vollen Segeln auf den Hafen abhalten kann — und sehen Sie, so habe ich es auch gemacht.

„Als Sie neulich von uns fortgegangen waren, da wehten

mir so allerlei Gedanken durch den Kopf. Mit den Jungens hatten wir uns nun zwei Jahre abgeplagt und nur Unheil davon gehabt; nun, so konnten wir es ja einmal mit einem Mädchen probieren, vielleicht würden wir besser dabei fahren. Dabei fiel mir dann die Minna ein. Ich muß sagen," fuhr er schmunzelnd fort, „der Brief von ihr hat mir recht gefallen. Da ist kein Firlefanz darin, alles, was sie meint, sagt sie auch gerade heraus, und da sie gern kommen will, brauchten wir ja erst nicht lange nach einer anderen zu suchen. Freilich eine Katze im Sack kaufen, das wollte ich auch nicht, und so hielt ich es für nötig, erst ein bißchen hinzuhorchen, ob sie auch für uns paßt.

„Ich setzte also gestern Kurs auf meinen alten Freund Bradtke, den Feldwebel bei der Matrosendivision, und fragte ihn aus, ob hier ein Wilhelm Schramm aus Swinemünde diene, von dem die Minna in dem Briefe geschrieben hatte. Dabei war mir eingefallen, daß mein Vater immer mit einem Schramm zusammen in Ahlbeck, wo ich her bin, gefischt hatte. „Halt," dachte ich bei mir, „vielleicht ist der Wilhelm ein Sohn von ihm und dann hast Du eine gute Gelegenheit, ihn auszuholen.'

„Nun, Bradtke sah die Listen nach und richtig, er fand den Namen auch gleich, aber wissen Sie, wer es ist, Herr Leutnant?"

„Nun?"

„Ihr Bursche."

„Jawohl, jetzt erinnere ich mich, daß er so heißt, ich hatte gar nicht daran gedacht. Und nun wünschen Sie wohl, daß ich ihn ausfrage."

„Nein, das ist nicht mehr nöthig. Er ist ja oft genug in unserm Hause gewesen, und ich kenne ihn gut, so habe ich das schon selbst gethan. Gerade als ich von Bradtke zu

Hause steuerte, kam er in Sicht und lief mir Steven auf Steven.

„Sag mal, mein Junge,“ preite ich ihn an, „stammst Du vielleicht aus Ahlbeck und heißt dein Vater Hans mit Vornamen?“

„Jawohl,“ sagte er, „aber der ist schon lange todt und da ist meine Mutter mit uns Kindern nach Swinemünde gezogen.“

„Na, dann sind wir ja Landsleute und unsere Väter waren gute Freunde, darauf wollen wir mal eins trinken. Dein Herr ist jetzt zu Tisch im Kasino und da hast du wohl ein halb Stündchen Zeit für ein Glas Grog, hier gleich nebenan bei Folkers giebt es einen recht steifen.“

„Nun, er ließ sich das nicht zweimal sagen, wir gingen gemüthlich zu Anker bei Folkers, und es blieb auch nicht bei einem Glase. Wir schwatzten erst über dies und das, und zuletzt brachte ich auch unvermerkt die Rede darauf, daß ich eine alte Bekannte in Swinemünde hätte. Sie stammte aus Neufahrwasser, ihr Mädchenname wäre Mathilde Kräft, aber sie sei, wie ich gehört, einige Male verheirathet gewesen, so daß ich nicht wüßte, wie sie jetzt hieße, und dann beschrieb ich sie, so gut ich konnte.“

„Ach,“ sagte er dann, „Sie meinen Frau Weber. Ja, die kenne ich sehr gut, wir sind ja Nachbarsleute und mit ihrer Tochter, die nur drei Jahre jünger ist als ich, bin ich zusammen aufgewachsen.“

„Was?“ fragte ich, als ob ich erstaunt wäre, „hat sie auch eine Tochter?“

„Ja, von ihrem ersten Manne, und die heißt Minna Möller.“

„So, so,“ meinte ich, „die Mutter war ihrer Zeit recht hübsch, ist die Tochter auch so?“

„O, ich sage Ihnen, das ist ein staats'sches Frauenzimmer, die kann sich sehen lassen und dabei sauber und fleißig und kochen kann sie wie der beste Koch."

„Na, so gab ein Wort das andere; ich erfuhr, was ich wünschte, der Wilhelm lobte sie über die Maßen, so daß ich sah, sie paßte für uns, und damit hatte ich einen tüchtigen Streckbug gemacht. Aber jetzt folgte das Schwierigste, den Peter herumzukriegen, der immer schon knurrt, wenn er nur auf hundert Schritte ein Frauenzimmer in Sicht kriegt.

„Aber wie ich schon sagte, jetzt kam mir das Glück zu Hilfe. Gerade als ich zu Hause anlangte, hatte es einmal wieder einen bösen Radau mit unserm Jungen gegeben.

„Sie wissen doch, daß wir uns ein paar Glücksratten halten. Nun denken Sie nur, Herr Leutnant, als der Peter heute früh zufällig in unsere Kambüse kommt, da sieht er auf einem Bord ganz hinten in der Ecke eine kleine Schachtel stehen, die ihm, er weiß nicht warum, gleich verdächtig vorkommt. Als er sie aufmacht, ist rothgefärbter Weizen darin — richtiges Rattengift. Natürlich hatte sich das der infame Bengel verschafft, um unsere Ratten zu vergiften, weil er ein paarmal hat den Stall reinschrubben müssen.

„Peter war vollständig durch den Wind, und Sie können sich vorstellen, was das für ein Hallo gegeben hat. Aber was sollten wir machen? Der Junge blieb frech dabei, die Schachtel hätte schon dort gestanden, als er ins Haus gekommen wäre, und er gedacht, es sei ausländischer Blumensamen für unsern Garten. Da! das mußten wir auch noch hinunterschlucken und konnten ihm doch nichts beweisen. Peter aber war so wüthend, daß er schwor, der Junge solle nicht erst zum nächsten Ersten, sondern schon zum Fünfzehnten aus dem Hause.

„Nun, ich stimmte aus vollem Herzen bei, daß wir einen

solchen Giftmischer nicht länger behalten dürften. Sie wissen ja, Herr Leutnant, wie uns unsere Ratten und namentlich die alte blinde an das Herz gewachsen sind. Damals, als Sie bei dem schweren Wetter gerade bei uns waren, und die Orkanbö den Schornstein von unserm Hause abkämmte, der dann so schrecklich in den Rattenstall schlug, blieb sie mit ihrem Manne von den dreißig allein übrig, während alle anderen jämmerlich zerquetscht wurden, und da ist es doch nur natürlich, daß man an solchen Thieren hängt.

„Aber anderseits paßte mir die Geschichte auch wieder in meinen Kram, und ich fing deshalb davon an, ob es am Ende nicht besser wäre, ein tüchtiges Mädchen statt solcher nichtsnutziger Jungen zu miethen. Zuerst sah mich der Peter ganz starr an, als ich damit herauskam, aber er sagte doch wenigstens nichts und brummte bloß etwas vor sich hin. Na, das war schon viel gewonnen, und ich spielte deshalb gleich noch einen Trumpf aus.

„Das Essen aus dem Speisehause war in der letzten Zeit nämlich wirklich recht schlecht gewesen und wir hatten schon öfter darüber gesprochen. „Peter," sagte ich, „ich habe heute den Wilhelm, den Burschen des Leutnant Werner, gesprochen, der nebenan von unserm Speisehause in Quartier liegt, der sagte mir, wir möchten doch nicht mehr unser Essen von dort holen lassen, die Leute kochten alles mit Pferdefett, er wisse das ganz genau."

„Nun hätten Sie aber den Peter sehen sollen, der so sehr eigen auf das Essen ist. Er wurde fuchswild, das Pferdefett schlug dem Fasse den Boden aus, und ich hatte gewonnen Spiel.

„Gut," knurrte er nach einer Weile, „wir wollen es einmal versuchen, aber woher eine nehmen, die für uns paßt?"

„O," sagte ich, „ich weiß eine."

„Was?" fragte er, „du kennst eine?" und dabei guckte er

mich so an, daß es mir durch und durch ging, und ich ganz heiß wurde, weil ich doch eigentlich auf krummen Wegen war.

„Gesehen habe ich sie noch nicht," erwiderte ich schnell, „aber der Wilhelm hat mir davon erzählt, der kennt sie ganz genau, denn sie sind Nachbarskinder. Die Mutter ist eine Frau Weber in Swinemünde, die ich vor langen Jahren von Ahlbeck aus gekannt habe. Sie befindet sich jetzt in Noth und da wäre es zugleich ein gutes Werk, wenn wir die Tochter kommen ließen, die, wie der Wilhelm sagt, gut kochen kann und ein sehr tüchtiges Mädchen ist — natürlich nur auf Probe. Wenn sie uns nicht gefällt, lassen wir sie einfach wieder gehen, aber wir brauchen dann wenigstens keine Angst zu haben, daß unsere Ratten vergiftet werden und man uns Fett von alten kranken Pferden vorsetzt."

„Sehen Sie, Herr Leutnant, so habe ich den Peter endlich herumgekriegt, daß er Ja sagte. Es ist das ja ein bischen von hintenher, aber wie gesagt, wenn man nicht geraden Kurs steuern kann, muß man kreuzen; ich konnte ihm, nachdem ich so lange darüber geschwiegen, doch unmöglich sagen, was in dem Briefe von der Minna gestanden hatte, und im Grunde genommen habe ich es mit der ganzen Geschichte doch nur gut gemeint. Wenn Sie also mir den Gefallen thun und an Frau Weber schreiben wollen, daß sie uns die Minna auf einen Monat oder so auf Probe schickt, dann würde ich Ihnen sehr dankbar sein."

Nun, da ich mich gewissermaßen doch schon mit in das Komplott eingelassen hatte und Jans Beweggründe für seine Handlungsweise ganz ehrliche waren, schrieb ich den Brief und gab ihn Jan zur Besorgung, der mir nicht genug zu danken wußte und seelenvergnügt davonsegelte, um ihn zur Post zu bringen.

Er humpelte so schnell über die Straße, daß ich über

seinen Eifer lächeln mußte, aber doch gespannt darauf war, wie sich dieser gewagte Versuch im Hause der beiden Weiberfeinde gestalten würde.

Kurze Zeit, nachdem Jan mich verlassen, erschien eine Ordonnanz, um mich zum Admiral zu bescheiden. Ich erhielt den Befehl, mich behufs Küstenvermessung nach der Insel Rügen zu begeben, ein Auftrag, der mich über zwei Monate von meiner Garnison fern hielt und meine ganze Thätigkeit vollauf in Anspruch nahm, so daß darüber meine beiden Freunde und der neue Zuschnitt ihrer Häuslichkeit mir ganz aus dem Sinne kamen. Auch nach meiner Rückkehr war ich so mit Arbeiten überhäuft, daß ich einige Wochen lang nicht dazu gelangte, sie aufzusuchen.

Eines Nachmittags jedoch, als ich durch die Düsternbrocker Allee ging, erblickte ich Peter Möller. Er saß auf einer Bank an der Wasserseite und schaute unverwandt auf einen großen schönen Dampfer, der nahe der Allee vor Anker lag und sein ganzes seemännisches Interesse zu fesseln schien.

„Guten Tag, Peter,“ weckte ich ihn aus seinen tiefen Betrachtungen, „wie geht es?“

Er sprang auf, um mich zu begrüßen, aber wie damals bei Jan im Garten, lagerte heute auch auf seiner Stirn eine düstere Wolke.

„So, so, Herr Leutnant,“ gab er zur Antwort, „wie gerade der Wind steht.“

„Und wie steht der?“

„Nicht besonders, so ziemlich recht von vorn.“

„Damit segelt es sich aber schlecht.“

„Hm! Immer noch lieber mit zwei Reffen in den Mars-

segeln gegen schwere See ankreuzen, als am Lande sein," und ein tiefer Seufzer begleitete die Worte.

Mir fiel plötzlich wieder der Brief aus Swinemünde ein. Sollte das Experiment mit der Minna mißlungen sein? Fast hatte es den Anschein, aber als Quasimitschuldiger wollte ich an dem heiklen Punkte nicht rühren und suchte die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

„Ein schönes Fahrzeug," äußerte ich, auf den Dampfer zeigend.

„Ja, man muß seine Freude daran haben. Es ist die „Josephine". Sie ist eben aus dem Dock gekommen und soll in vier Wochen nach Brasilien gehen." Er schwieg eine Weile. „Ich war heute morgen an Bord," sagte er dann, um abermals zu stocken. „Ich werde mit ihr als Quartiermeister gehen," kam es zuletzt zögernd und nicht ohne Anstrengung heraus.

„Was sagen Sie?" rief ich auf das höchste überrascht. „Sie wollen auf Ihre alten Tage wieder zur See gehen?" Daß er nicht scherzte, las ich auf seinen ernsten Zügen.

„Es geht nicht anders, Herr Leutnant," entgegnete er mit leiser Stimme, „es ist wegen des Jan."

Ich schaute ihn sprachlos an. War es möglich, daß die beiden Unzertrennlichen sich so veruneinigt hatten, um nach dreißig Jahren feindlich auseinander zu gehen? Bei dem aufrichtigen Interesse, das ich für beide hegte, ließ mich der Gedanke ordentlich erschrecken.

„Wegen des Jan," forschte ich, „was in aller Welt ist denn vorgefallen?"

„Er ist verrückt geworden," lautete die Antwort.

Ich traute meinen Ohren nicht und schnellte von der Bank auf.

„Verrückt? Um des Himmels willen, wann? Und dann wollen Sie Ihren alten langjährigen Freund im Stich und

allein lassen?“ fügte ich in vorwurfsvollem Tone hinzu. „Ist er denn unheilbar?“

„Er ist nicht so verrückt, wie Sie denken,“ erwiderte er, „aber in anderer Weise gerade so gut. Es hat mir leid gethan, daß Sie so lange fort gewesen sind, ich hätte sonst gern mit Ihnen gesprochen. Sie wissen immer so guten Rath, und der Jan hielt so viel auf Sie, vielleicht hätten Sie ihn wieder auf geraden Kurs gebracht, jetzt aber ist es wohl damit vorbei und er ist vollständig durch den Wind gedreht.“

„Aber Mann, sagen Sie doch, was ist mit ihm?“

„Er will heirathen,“ stieß er mit großer Bitterkeit hervor.

Es fehlte wenig, so hätte ich bei dieser unerwarteten Antwort laut aufgelacht, aber ein Blick auf Peter belehrte mich, daß er die Sache sehr tragisch nahm, und ich wollte ihn nicht verletzen.

„Aber um alle Welt, wen denn?“ fragte ich.

„Die Minna,“ erwiderte er ebenso borstig wie vorhin.

Um ein Haar hätte ich mich verplappert und es fiel mir gerade noch rechtzeitig ein, daß Peter unter keinen Umständen erfahren durfte, wie ich bei dieser Angelegenheit, wenn auch nur indirekt, meine Hände im Spiel gehabt; ich hätte damit unbedingt für immer sein Vertrauen verscherzt. So suchte ich denn eine möglichst unbefangene Miene anzunehmen, als ich mich erkundigte, was das für eine Minna sei.

„Ja so,“ sagte er, „Sie wissen freilich von der ganzen Geschichte nichts, da Sie so lange Zeit von Kiel fort waren. Nun, ich will sie Ihnen in kurzem erzählen, vielleicht können Sie doch noch etwas dabei thun, daß der Jan nicht mit offenen Augen in sein Unglück läuft.

„Mit dem nichtsnutzigen Bengel von Jungen ging das absolut nicht länger, und da wir mit dieser Sorte schon genug böse Erfahrungen gemacht hatten und außerdem das

Essen aus dem Speisehause nicht mehr zu genießen war, so machte Jan den Vorschlag, es einmal probeweise mit einer Köchin zu versuchen. Zuerst ging mir das höllisch gegen den Strich; ich wußte ja, daß bei Frauenzimmern nie etwas Gutes herauskommen kann, und so ist es denn auch diesmal richtig wieder eingetroffen, aber Jan beschwatzte mich und so gab ich endlich widerwillig nach. Da kam denn zum 15. die Minna ins Haus. Wie er die herausgefunden hat, weiß ich nicht, aber ich glaube, durch Ihren Burschen, Herr Leutnant. Sie ist die Tochter einer alten Bekannten von Jan aus Ahlbeck, wo er her ist. Aber," unterbrach er sich, „der Wilhelm ist wohl nicht mehr bei Ihnen, ich glaube, ich habe ihn neulich in Civil gesehen."

„Der ist schon vor zwei Monaten entlassen," erwiderte ich, „und soviel ich weiß, auf Howaldts Werft angestellt, da er gelernter Zimmermann war."

„So, so," sagte Peter etwas gedehnt, „dann ist er es doch gewesen, der neulich mit der Minna zusammen ging. Jan hat mir erzählt, daß sie Nachbarskinder sind, darum hatten sie sich auch wohl untergefaßt. Nun," fuhr er fort, „die Minna kam also an, und ich muß sagen, sie ist ein hübsches, strammes Frauenzimmer. Auch ganz fleißig ist sie und kocht ordentlich, das muß man ihr lassen, und ich habe lange nicht so gut gegessen, als seitdem sie im Hause ist. Dabei ist sie immer vergnügt, und es muß ihr also wohl bei uns gefallen. Das wäre ja nun auch alles recht schön und jedenfalls sind wir mit ihr besser daran, als früher, aber da kommt der Jan auf die verrückte Idee, sie heirathen zu wollen.

„Wissen Sie, Herr Leutnant, wenn ein junger Kerl sich von einem Mädchen den Kopf verdrehen läßt, dann ist es schon schlimm genug, und ich weiß ein Lied davon zu singen,

das mir heute noch nach zwanzig Jahren in den Ohren brummt. Aber nun gar ein alter Invalide von fünfzig Jahren und mit einem gespleißten Bein . . ."

„Sechsundvierzig," berichtigte ich ihn.

„Nun meinethalben auch sechsundvierzig, aber sie ist achtzehn. Das stimmt doch gar nicht, und er kommt damit in des Teufels Küche. Ich habe gethan, was ich konnte, aber er ist ja wie toll, läßt sich sogar alle Tage rasieren und schmiert sich Pomade in die Haare, so daß man ihn schon auf zehn Schritte riecht; das kann ich nicht länger mit anschauen.

„Sehen Sie, Herr Leutnant, als dem Jan das mit seinem Bein passierte, da dachte ich bei mir selbst, du kannst doch unmöglich deinen alten Maat, mit dem du nun an die dreißig Jahre Freud und Leid getheilt, so mutterseelenallein mit havarierten Rundhölzern in dem ungewohnten Fahrwasser umherkreuzen lassen, bis er schließlich hoch und trocken auf den Strand läuft, und so entschloß ich mich, obwohl es mir anfänglich nicht leicht wurde, ihm zuliebe die schöne Seefahrt auch aufzustecken und bei ihm zu bleiben.

Nun, bis vor kurzem ist auch alles gut gegangen und es ist mir nicht leicht geworden. Wir lebten friedlich und zufrieden miteinander und ich habe ihm manchen Dienst leisten können. Das ist ja auch sehr gern geschehen und ich beanspruche keinen Dank dafür, aber seit die Minna im Hause ist, scharwenzelt er den ganzen Tag bloß hinter ihr her und hat für seinen alten Peter kaum ein Wort übrig. Wenn er sie aber vollends erst heirathet, dann wird so ein alter verliebter Kerl erst recht verrückt. Jedenfalls bin ich dann ganz überflüssig, und das ist der Grund, weshalb ich mit der „Josephine" gehen will. Laß ihn sehen, ob er besser fährt, aber ich glaube nicht recht daran, und es wird schon

die Zeit kommen, wo er mich zurückwünscht. Bis dahin ist es aber besser, die beiden bleiben allein und er mag sehen, wie er auskommt."

Er schwieg und schaute wieder zu dem Dampfer hinüber, der sich mit seinen schlanken gefälligen Formen leicht und elastisch auf den klaren Fluthen schaukelte, so daß ein bedrücktes Seemannsherz wohl der Wunsch anwandeln konnte, mit dem schönen Schiffe auf den weiten Ozean hinauszufliehen, um alle Sorgen und Plagen des Landes weit hinter sich zu lassen.

In der ganzen Zeit meiner Bekanntschaft mit Peter hatte ich ihn nie auch nur annähernd so lange und zusammenhängend reden hören. Die Sache mußte ihn daher scharf angefaßt haben, und das verrieth sich auch sowohl in dem ernsten resignierten Ton seiner Worte, wie in dem schmerzlichen Ausdruck seiner Züge. Ich mußte ihm ja Recht geben — der lahme, verwitterte Jan und das junge, lebenslustige Ding, dabei konnte unmöglich Gutes herauskommen. Ich hätte ihn ja gern noch ins Gebet genommen, aber wie es den Anschein hatte, war die Sache schon so weit gediehen, daß ich kaum noch auf Erfolg hoffen konnte.

„So sind die beiden schon verlobt?" fragte ich, „und wann soll die Hochzeit sein?"

„Nun, öffentlich verlobt sind sie wohl noch nicht," erwiderte Peter, „aber er spricht oft genug davon, daß nun bald Hochzeit sein soll. Dann nickt sie ihm zu, lacht jedesmal lustig und das erfreut ihn so, daß er täglich in die Stadt geht und ihr etwas kauft. Er hat ihr schon eine Masse schöne Sachen in die Wirthschaft und sogar ein Sparkassenbuch mit hundert Mark geschenkt, da hat sie den ganzen Tag gelacht und gesungen. Nur in einem ist sie ihm nicht zu Willen; sie will ihm keinen Kuß geben, soviel er auch darum

bettelt. Aber das kennt man ja, dadurch will sie ihn nur noch verliebter machen und das bekommt sie auch fertig — er ist wie toll."

Ich weiß nicht, wie es kam; aber plötzlich stieg der Verdacht in mir auf, daß das Mädchen mit dem Jan ein frevelnd Spiel treibe. Peters vorhin gemachte Bemerkung, daß er sie neulich mit meinem früheren Burschen Arm in Arm auf der Straße gesehen, was doch für eine Braut sich keineswegs schickte, fiel mir wieder ein. Ich hatte zwar keinen Grund gehabt, mit Wilhelm unzufrieden zu sein, aber ein Leichtfuß und ein Don Juan war er immer gewesen. Sollte zwischen den beiden ein näheres Verhältniß bestehen, als das von Nachbarskindern? Jedenfalls veranlaßte mich dieser Gedanke, noch einen letzten Versuch zu machen, um den alten Liebhaber von seinem thörichten Vorhaben abzubringen.

„Peter, ich werde Jan die Leviten lesen," sagte ich, „und mein Bestes thun. Am Ende hilft es doch noch, und Sie brauchen dann nicht mit der „Josephine" fortzugehen."

Er schaute zwar dankbar zu mir auf, aber aus seinen Mienen sprach keine Hoffnung auf Erfolg.

„Ich will es wünschen, Herr Leutnant," äußerte er, „aber ich glaube, es ist zu spät."

„Nun, wir wollen sehen; ich werde mein schwerstes Geschütz auffahren und beabsichtige, ihm ein paar solche Breitseiten zu geben, daß er die Flagge streicht. Wann treffe ich ihn morgen früh zu Hause?"

„Vormittags immer, am besten ist es wohl zwischen neun und elf Uhr; dann geht die Minna auf den Markt. Ich werde dann auch ausgehen, und Sie finden ihn allein."

Das erschien mir auch als das Richtigste; ich verhieß gegen zehn Uhr zu kommen und verabschiedete mich von Peter, der wieder auf der Bank Platz nahm, um von neuem

seine Aufmerksamkeit dem Dampfer zuzuwenden, zu dem er in seinem Kummer seine Zuflucht zu nehmen beabsichtigte.

Andern Morgens war ich zeitig zur Stelle und fand Jan allein zu Haus. Seine Begrüßung war eine herzliche. Ich fühlte es ihm an, wie er sich freute, mich nach so langer Zeit wiederzusehen, aber trotzdem äußerte sich in seinem Wesen eine gewisse Verlegenheit; es mochte ihm wohl schwer werden, mir von seinem neuen Verhältniß Mittheilung zu machen.

Peter hatte Recht gehabt. Aus dem braven, biederen Seemann war ein alberner Narr geworden, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung. Die ganze Stube roch nach Pomade, das von Fett glänzende Haar war wie das eines Friseurgehilfen gestriegelt, eine hellfarbige Krawatte mit kokett geknüpfter Schleife schaute unter dem weißen zurückgeklappten Hemdkragen wie bei einem jungen Gecken hervor, stand aber in um so grellerem Gegensatze zu dem gefurchten Gesichte und dem Halse, der lang und braun wie eine verwitterte Säule aus seiner Umgebung hervorragte.

Während wir uns noch in allgemeinen Redensarten bewegten, und ich nach einem passenden Eingang zu meiner beabsichtigten Strafpredigt suchte, wurde es plötzlich auf dem Flur laut, und unmittelbar danach betraten unter Schwatzen und Lachen zu meiner großen Ueberraschung zwei Frauenzimmer die Stube.

Ohne mich weiter zu beachten, flog die ältere, eine Frau von einigen vierzig Jahren, mit ausgebreiteten Armen und den jubelnden Worten: „Ach, da ist er ja!" auf Jan zu.

Erschreckt und verblüfft durch diesen unerwarteten gewaltsamen Angriff, braßte er alle Segel back und prallte einige Schritte zurück. Aber das Manöver erfüllte nicht seinen Zweck. Er wurde ohne weiteres von dem heran-

stürmenden Weibe geentert, sie schlang ihre Arme um seinen Hals, und soweit er auch den Kopf zurückbog, drückte sie ihm doch einen knallenden Kuß auf die Backe. „Jan, mein liebster Jan," rief sie, „sehe ich dich endlich wieder, wie sehr habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut!"

Das ging ihm denn doch über den Spaß. Als Heiraths-kandidat in Gegenwart der angebeteten Minna — denn als solche erkannte ich nach der mir gegebenen Beschreibung unschwer die jüngere von beiden — sich umarmen und ab-küssen zu lassen und noch dazu von einer Person, die er nicht einmal kannte, die aber vielleicht eine alte längst vergessene Liebe war, das war zu viel.

Unsanft stieß er die Zärtliche mit den Worten von sich: „Was wollen Sie von mir, sind Sie toll?"

„Was?" rief sie beleidigt, „du willst mich nicht mehr kennen? Habe ich mich in der kurzen Zeit so verändert? Freilich," fügte sie dann etwas milder hinzu, indem sie ihn mit scharfem Blicke von oben bis unten musterte, „du bist auch nicht mehr der von damals, für den ich an Bord der Gefion die Hemden wusch, und bist recht alt geworden. Aber sieh mich doch nur an, Mensch, ich bin ja die Mutter von der Minna, die Mathilde Kräft."

Jan machte große Augen, aber es klang nicht gerade sehr erfreut, als er mit den Worten: „Ach ja, jetzt erkenne ich dich, sei willkommen," ihr die Hand zum Gruße reichte. Erst das Abküssen und dann die Bemerkung in Gegenwart der Braut, daß er recht alt geworden — das hatte ihn doch zu arg verschnupft, um so bald vergessen zu werden, und außerdem spiegelte sich bei dem Anblicke der einstigen Ge-liebten Enttäuschung in seinen Zügen.

Ich sah sie mir während der sonderbaren Scene etwas genauer an und allerdings stimmte ihre Erscheinung nicht

mehr so recht mit der begeisterten Beschreibung, die Jan mir vor einigen Monaten von ihr aus der Erinnerung gemacht hatte. Aufgetakelt war sie ja noch nach Kräften, um Kopf und Rumpf flatterten überall bunte Wimpel und Flaggen, wie bei einer Fregatte an Königs Geburtstag, aber von dem schönen Bug und dem feinen Plankenbelauf war nichts mehr zu entdecken. Beides war so ineinander verschwommen, wie bei einer holländischen Kuff, und auch im Gesicht waltete das Blut mehr vor, als die Milch. Dagegen schien sie ihre früheren Vorzüge an ihre Tochter abgetreten zu haben. Diese war wirklich ein allerliebstes Frauenzimmer, und ich konnte Jan in etwas entschuldigen, daß er sich in ihre hübsche Larve vergafft hatte; nur schien sie mir ziemlich frech zu sein und während der eigenthümlichen Begrüßung der beiden Alten lachte sie mich fortwährend lustig an.

Ich hielt es indeß für angemessen, nicht weiter bei dieser intimen Familienangelegenheit zu stören, griff nach meiner Mütze und wollte mich mit den Worten: „Nun, Jan, ich komme ein andermal zu gelegener Zeit wieder," entfernen. Dieser bat mich jedoch so dringend, zu bleiben, und begleitete die Bitte mit einem so hilflos flehenden Blicke, daß ich nicht widerstehen konnte. Offenbar fühlte er sich bei seiner gewaltthätigen Schwiegermutter in spe nicht geheuer, und wollte sich für alle Fälle meines Beistandes versichern.

In diesem Augenblicke wandte sich aber Mathilde Kräft an mich. „Ach, entschuldigen Sie," ergoß sich ihr Redestrom über meine Persönlichkeit, „daß ich Sie in der Freude meines Herzens gar nicht bemerkt habe. Sie sind gewiß der Leutnant Werner, von dem uns der Wilhelm Schramm immer erzählt hat. Nun, sehen Sie, der Jan und ich, wir sind alte Freunde, vor zwanzig Jahren wollte er mich heirathen, aber es kam was dazwischen. Er starb nämlich in Havanna

am gelben Fieber" — Jan zuckte bei diesen Worten schmerzlich zusammen — „das heißt," verbesserte sie sich schnell, „das wurde mir geschrieben und so konnte natürlich vorläufig aus der Hochzeit nichts werden. Nun sehen wir uns seit jener Zeit zum ersten Male wieder, und Sie können sich denken, Herr Leutnant, wie uns beiden da ums Herz sein muß."

„Und du, mein Jan," redete sie, sich von mir abwendend, auf diesen wieder ein, „nein, was du doch für ein netter Kerl bist! Wie hast du alles wieder gut zu machen gesucht an mir und an der Minna. Erst hast du mir dreißig Mark geschickt" — Jan zog krampfhaft den lahmen Fuß in die Höhe — „und dann der Minna zwanzig für einen neuen Hut und die Reise. O, die Minna hat mir alles geschrieben, was für schöne Sachen du ihr in die Wirthschaft geschenkt, auch von den hundert Mark in der Sparkasse. Und denke nur, was sie für ein gutes Kind ist," fuhr sie fort, indem sie ihrer immerfort lachenden Tochter die Backe streichelte, „von dem Gelde hat sie mir so viel geschickt, daß ich mich ordentlich in Kleidung setzen und zur Hochzeit herkommen konnte. Mit meinen lahmen Händen kam bei dem Waschen nicht viel mehr heraus und so fehlte natürlich dies und das, und wie traurig wäre es erst für mich gewesen, wenn ich nicht hätte dabei sein können, wenn meine Minna ihren Ehrentag hat. Ja, jetzt sehe ich erst recht, was du für ein gutes Herz hast, Jan, aber freilich, damals vor zwanzig Jahren warst du auch schon gut und schenktest mir so Hübsches für meine Aussteuer. Nein, wie leid thut es mir, daß wir uns wegen des gelben Fiebers nicht schon damals haben heirathen können. Nun, da aber die Minna in Kiel bleibt, würde ich mich in Swinemünde zu einsam fühlen, und da ist es das

Beste, ich ziehe auch hierher, dann sind wir alle bei einander und bilden eine Familie."

Während dieser wie ein Wasserfall strömenden Rede machte es mir viel Vergnügen, Jans Mienenspiel zu beobachten. Je nach dem Inhalte derselben wechselte es beständig zwischen himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt. Bei der Erwähnung der bevorstehenden Hochzeit strahlte sein Gesicht förmlich, während dagegen die Aussicht auf das Hierbleiben der früheren Geliebten und jetzigen Schwiegermutter diese Vorfreude wieder abzudämpfen schien.

„Ja, und dann noch wegen der Hochzeit, Jan," fuhr Mathilde unermüdlich fort, ohne jemand anders zu Worte kommen zu lassen, „da denke ich, wir richten sie so bald wie möglich aus, denn wenn man wartet, so kann man nie wissen, was dazwischen kommt, das haben wir ja mit dem gelben Fieber gesehen. Wenn ihr heute oder morgen auf dem Standesamte ausgehängt werdet," wandte sie sich an ihre Tochter, „dann kann in drei Wochen die Trauung sein. Was meinst du dazu, Minna?"

Diese nickte vergnügt, aber Jan, dessen Züge von seligem Glück erglänzten, antwortete schnell für sie, „natürlich, je eher je besser," und ein liebeglühender Blick glitt zu dem jungen Mädchen hinüber, das ihn ebenso lustig anlachte, wie mich vorher.

So nahe schon dem ersehnten Ziele hatte er sich doch noch nicht zu glauben gewagt und er schwamm in einem Meere von Entzücken, während ich mich dagegen nicht angenehm berührt fühlte. Ich sah ein, daß der Zweck, der mich hergeführt, gänzlich verfehlt sei. Ich war zu spät gekommen, und das Verhängniß mußte nun seinen Lauf nehmen, denn daß mein Freund einem Verhängniß entgegenging, davon war ich jetzt fest überzeugt.

„Armer Jan," dachte ich bei mir, „du wirst bald un-

angenehm aus deinem Traume geweckt werden, die Dreimännerfrau und ihre stets lachende Tochter werden dir gründlich das Leben sauer machen."

Unmuthig trat ich an das Fenster und blickte in den Garten hinaus, ohne zunächst weiter auf die Unterhaltung zu achten, die von Seiten der Mutter ohne Unterbrechung weiterfluthete. Plötzlich erregte jedoch eine Wendung derselben meine Aufmerksamkeit und ich wandte mich um.

„Ja und dann wegen der Wohnung, Jan," hörte ich Mathilde Kräft sagen, „da wollten wir auch noch gern deinen Rath hören und dich fragen, ob du sie nicht auch einmal vorher ansehen wolltest. Sie ist zwar ein bischen theuer, dafür aber auch recht hübsch, und da du so gut gestellt bist," fügte sie schmeichlerisch hinzu, „dachten wir, es käme dir nicht darauf an, noch etwas ..." — „zuzuschießen" wollte sie sagen, aber Jan, der ihr mit wachsendem Erstaunen zugehört, unterbrach sie jetzt mit der Frage:

„Wohnung, theuer? Was sprichst du da? Wozu wo anders hinziehen, ist denn dies Haus nicht groß genug?"

„Was, du wolltest wirklich?" rief Mathilde in freudigster Ueberraschung, indem sie wiederum eine Umarmung versuchte, die der auf seiner Hut befindliche Liebhaber diesmal jedoch glücklich abwetterte. „Nein, Jan, du bist doch wahrhaftig eine Seele von Mensch, wie es keinen zweiten giebt. O wie unglücklich hat es sich doch getroffen, daß damals das gelbe Fieber zwischen uns kommen mußte, aber das ist immer so, wenn man zu lange wartet, das kenne ich, und deshalb freue ich mich so, daß die Hochzeit schon in drei Wochen sein wird; doch," setzte sie etwas weniger lebhaft hinzu, „die Sache hat nur einen kleinen Haken bekommen. Die neue Wohnung ist schon vom nächsten Ersten an fest gemiethet auf ein Jahr.

Es wird schwer werden, sich wieder davon loszumachen, oder wolltest du vielleicht etwas zugeben, Janchen?"

Dieser blickte die Fragerin zuerst ganz verwildert an, dann aber fuhr er empört in die Höhe.

„Die neue Wohnung schon gemiethet?" rief er in hellem Zorn, „ohne daß ich sie gesehen habe, oder auch nur mit einem Worte darum befragt bin? Von wem?"

„Nun vom Wilhelm," erwiderte Mathilde, etwas verblüfft durch Jans plötzliches Aufbrausen.

„Welcher Wilhelm?" herrschte er sie an.

„Wilhelm Schramm," erwiderte sie, „Minnas Bräutigam. Mein Himmel," fügte sie dann spitzig hinzu, „es wird doch wohl erlaubt sein, daß ein junges Paar sich die Wohnung selbst miethet, die es bewohnen soll."

Die Wirkung dieser Worte auf Jan war geradezu niederschmetternd.

Betrogen, betrogen! wirbelte es in seinem Hirn, das Spielzeug eines schlauen, koketten Frauenzimmers, welches ihm Hoffnungen vorgespiegelt, seine Güte gemißbraucht, ihm Hunderte von Mark abgeschwindelt, um ihn jetzt einfach beiseite zu schieben und einen andern zu heirathen.

Scham und Wuth rangen in ihm und schnürten ihm die Kehle zu, aber jeden Augenblick konnte ein furchtbarer Ausbruch erfolgen; ich sah es an seinen unheildrohenden Gesichtszügen.

„Entfernen Sie sich schnell," raunte ich der Mutter zu, „man kann sonst für nichts einstehen."

Jans Haltung ließ auch die beiden nichts Gutes ahnen. Selbst von Minnas Munde war das Lachen gewichen; sie sahen ein, daß ihr Spiel zu Ende war und standen im Begriff, meinen Rath zu befolgen, als Peters Eintritt in die Stube die Scene plötzlich veränderte.

Bei dem unvermutheten Erblicken des Freundes klappte Jan zusammen wie ein Taschenmesser. Die ganze Wuth war verflogen, nur die Scham geblieben. Wie stand er vor ihm da, dem alten treuen Gefährten, der ihn so vielfach gewarnt, und dessen guten, wohlmeinenden Rath er so leichtsinnig wie ein unreifer Knabe mißachtet hatte, um jetzt um so schwerer dafür zu büßen!

Peters Aufmerksamkeit war jedoch nicht auf ihn, sondern auf Mathilde Kräft gerichtet. Sie standen beide einander so gegenüber, daß das durch die Fenster fallende Sonnenlicht klar ihre Gesichter beschien. Peter zuckte zusammen, seine Züge verfinsterten sich und die Zornesader auf seiner Stirn schwoll, aber auch Mathilde mußte den erkannt haben, den sie vor sich sah, denn die Röthe in ihrem Gesicht schwand vor einer auffallenden Blässe.

„Was wollen Sie hier?“ fragte er sie mit einer Stimme, aus der verhaltener Grimm nur zu deutlich hervorklang.

„Ich bin die Mutter von Minna,“ entgegnete sie etwas zaghaft, „und wollte meinen alten Freund Jan besuchen.“

„Ha ha!“ lachte er bitter auf, „den Sie ebenso betrogen haben wie mich. Für Sie ist kein Platz in diesem Hause. Verlassen Sie dasselbe möglichst schnell mitsamt Ihrer Tochter. So lange ich noch hier wohne, sollen Sie dasselbe nicht mehr betreten.“

Ich hatte den ruhigen Peter nie in einer so furchtbaren Aufregung gesehen. Jan war unter dem drohenden Tone seiner Worte völlig zusammengebrochen auf einen Stuhl niedergesunken und starrte glanzlosen Auges auf den Fußboden; ich selbst war von der peinlichen Scene tief ergriffen.

Einen Augenblick schien die Frau schweigend dem Befehle gehorchen zu wollen, dann aber blieb sie plötzlich wieder stehen und sagte: „Ich gehe, aber willst du auch dein Kind aus

deinem Hause weisen? Jene dort ist deine Tochter, sie heißt nach dir Minna Möller."

„Hinaus beide," donnerte er ihr entgegen, „auf der Stelle, oder ich vergreife mich an euch. Du bist eine abgefeimte Betrügerin. Das Mädchen dort ist achtzehn Jahre und ich bin seit zwanzig Jahren von dir geschieden. Traust du mir ein so schlechtes Gedächtniß zu und glaubst, ich lasse mich zum zweitenmal durch falsche Flagge täuschen?"

Sein Aussehen war jetzt so drohend, daß beide Frauen angstvoll die Thür suchten und nach wenigen Augenblicken sah ich mich mit beiden Freunden allein im Zimmer.

Das war also Peters Geheimniß, das ihm zwanzig Jahre seines Lebens verbittert und das er so lange allein mit sich herumgetragen hatte. Er war mit Mathilde Kräft verheirathet gewesen, von ihr hintergangen worden und hatte sich von ihr scheiden lassen, um fortan allein und haßerfüllt gegen das weibliche Geschlecht durch das Leben zu gehen.

Aber es mußte ihm auch ihr früheres Verhältniß zu Jan bekannt sein, das war aus seinen Reden hervorgegangen; er hätte ihr sonst nicht den Vorwurf in das Gesicht schleudern können, daß sie auch ihn betrogen, ohne daß sie gewagt, die schwere Beschuldigung zurückzuweisen. Erst die Mutter und dann die Tochter — ein sauberes Paar!

Ich fühlte mich überflüssig. „Sie werden jetzt wohl beide allein sein wollen," sagte ich und wollte mich entfernen, doch jetzt wollte Peter mich nicht fortlassen.

„Bleiben Sie, Herr Leutnant," bat er. „Das meiste ist Ihnen schon bekannt, jetzt sollen Sie alles wissen. Sie sind von jeher unser Freund gewesen und haben ein Recht darauf, um so mehr, als wir sicher sind, daß Sie es für sich behalten." Und so blieb ich.

„Jan," wandte er sich dann mit weicher Stimme an diesen,

der noch immer nicht den Muth fand, seinen Blick vom Boden zu erheben, „ich war heute auf der „Josephine“, habe mich auf ihr als Quartiermeister verheuert und werde mit ihr nach Brasilien gehen. Dann hast du das Haus allein, und wenn du nach allem, was du vorhin gehört, die Minna noch heirathen willst, dann thue es, aber du kannst nicht verlangen, daß ich es mit ansehe; wie du in dein Unglück rennst. Ich halte die Tochter nicht für besser als die Mutter. Wie diese dich vor zwanzig Jahren hintergangen, dir deine Ersparnisse abgenommen und mich nach deinem Fortgange mit der Gefion so zu bethören gewußt hat, daß ich sie heirathete, um nach weiteren wenigen Wochen ebenfalls von ihr betrogen zu werden, so fürchte ich, wird es dir auch mit der Tochter gehen. Glücklicherweise hatte ich sprechende Beweise und konnte die Verrätherin wieder los werden, aber wer weiß, ob das auch dir gelingt. Doch wenn du einmal wieder deinen alten Freund gebrauchen kannst, dann rufe mich,“ fügte er bewegt hinzu, „und ich werde kommen.“

Jan richtete sich langsam auf, aber ich erschrak bei seinem Anblick. Er schien um zehn Jahre gealtert, seine Züge waren welk und schlaff, sein Auge matt, und er machte den Eindruck eines Greises. Der empfangene Schlag hatte ihn furchtbar mitgenommen.

„Peter,“ stammelte er mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „gehe nicht fort und verlasse mich nicht. Ich heirathe nicht und bin schwer genug gestraft. Du hast Recht, die Minna ist falsch wie eine Schlange, ich habe das vorhin erfahren. Ich habe schlecht an dir, meinem besten Freunde, gehandelt, aber fortan sollst du nie wieder über mich zu klagen haben und alles Gute, das du mir erwiesen, will ich dir vergelten. Doch so böse sich die Mathilde auch gegen dich vergangen, gegen einen Vorwurf muß ich sie in Schutz nehmen,“

kam es dann zögernd heraus, „mich hat sie nicht betrogen, vielmehr bin ich selbst daran schuld, daß sie mich damals nicht heirathete. Ich wollte ihr eine Freude machen, ließ einen Brief an sie schreiben . . .“

„In dem dein Tod in Havannah gemeldet wurde,“ unterbrach ihn Peter. „O ich weiß das alles, aber sie hat dich doch belogen. Der Brief kam erst an, als ich schon sechs Wochen mit ihr verheirathet war, und es fiel ihr gar nicht ein, dir ihr Wort zu halten und deine Rückkehr abzuwarten.“

„Auch das noch,“ stöhnte Jan dumpf, „o welche Schlechtigkeit!“

„Ich hatte schon damals Grund genug, an ihrer Treue zu zweifeln,“ sprach Peter weiter. „Der Brief traf in ihrer Abwesenheit ein, ich nahm ihn an mich und erfuhr so den Inhalt, während ich mir gleich dachte, daß du nicht solchen Unsinn schreiben lassen würdest, sondern irgend jemand sich einen schlechten Witz gemacht hätte. Als ich ihr dann den Brief gab, da lachte sie nur über deine Liebesversicherungen, nannte dich einen eingebildeten Narren, um den sie keinen Pfifferling gäbe und machte sich über dich lustig. — Kurze Zeit danach ließ mich ein Zufall entdecken, daß ich auf schändliche Weise von ihr betrogen wurde. Ich ließ mich sofort von ihr scheiden, aber dieser Verrath gab mir einen Stoß, den ich in vielen Jahren nicht habe verwinden können. Ich hatte sie sehr lieb gehabt, ihr ganz vertraut und war nun so grausam getäuscht worden. Das machte mich menschenscheu, erweckte aber auch Haß in mir gegen alle Weiber und deshalb wollte ich nichts mehr von ihnen hören.

„Es wäre wohl besser gewesen, wenn ich meinen Kummer nicht alle die Zeit so allein in mich hineingefressen, sondern dir schon lange alles gesagt hätte, dann wäre dir auch die heutige schlimme Erfahrung erspart geblieben, aber ich will

nur gestehen, ich schämte mich vor mir selber, daß ich mich hatte so leicht hintergehen lassen, und deshalb schwieg ich. So, nun weißt du alles, aber nun lasse auch alles vergessen sein. Ich bleibe bei dir, und wir wollen wieder wie früher friedlich zusammen leben."

Jan erfaßte die dargebotene Rechte seines treuen Freundes und drückte sie mit herzlicher Dankbarkeit. Er wollte sprechen, aber die Worte versagten ihm und über seine gefurchten Wangen rannen Thränen.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Jan," nahm ich das Wort, „Sie glauben in der Angelegenheit mit Minna auch nicht offen gegen Peter gewesen zu sein und machen sich Vorwürfe darüber. Aber da Sie mich zu Ihrem Vertrauten gemacht, weiß ich am besten, daß Sie sie nur kommen ließen, um ein eingebildetes Unrecht gegen die Mutter gut zu machen und ihr dadurch aus der Noth zu helfen. Sie haben aber soeben von Peter gehört, daß Sie ganz schuldlos sind, also lassen Sie getrost alles Vergangene vergessen sein. Ich muß jetzt in den Dienst, aber heute Nachmittag komme ich wieder, dann setzen wir drei uns bei dem schönen Wetter in den Garten unter den Apfelbaum und trinken ein steifes Glas Grog auf eine ungetrübte Zukunft und ununterbrochene Freundschaft. Die „Josephine" mag sehen, woher sie einen anderen Quartiermeister bekommt, obgleich ich glaube, daß es ihr schwer werden wird, einen tüchtigeren zu finden. Dafür wird er aber hier im Hause am Steuerruder stehen, und Sie dürfen es ihm getrost überlassen. Er wird einen geraden Kurs halten und im richtigen Fahrwasser bleiben. Habe ich nicht Recht?"

Die beiden Alten nickten mir zu, und ich schied von ihnen mit aufrichtiger Freude im Herzen darüber, daß die schwere Gewitterbö, welche so drohend über ihren Häuptern sich zu-

sammengezogen, vorübergegangen war, ohne ernste Havarie zu machen, und daß in dem kleinen Hause wieder Ruhe und Friede eingekehrt war.

Zwar mußte ich aus dienstlichen Gründen den versprochenen Besuch auf den nächsten Tag verschieben, aber die verflossenen vierundzwanzig Stunden hatten auf die Stimmung beider um so günstiger gewirkt.

Die bunte Kravatte Jans war verschwunden und an ihre Stelle wieder das einfache schwarzseidene Halstuch von früher getreten, der Bart am Morgen nicht rasiert und das Haar roch nicht mehr nach Pomade. Auch das innere Gleichgewicht schien so ziemlich wieder hergestellt, und wenn ich auch zuerst fast allein die Kosten der Unterhaltung tragen mußte, übte der gute Grog doch allmählich seine Wirkung. Die beiden Alten betheiligten sich nach und nach lebhafter an dem Gespräch, und bei den aufgefrischten Erinnerungen ertönte sogar dann und wann schon ein herzliches Lachen.

Da schien es plötzlich, als sollte den erregten Scenen des gestrigen Tages noch ein nicht weniger erregtes Nachspiel folgen. Der statt der Minna neu eingestellte „Kajütsjunge", von dem Peter meinte, er würde vielleicht gut einschlagen, da er der Sohn eines alten Kameraden sei, und der Vater ausdrücklich die Ermächtigung zur Anwendung des zweizölligen Tauendes im Nothfalle ertheilt habe, meldete einen Herrn, der dringend um eine Unterredung ersuchen lasse.

Schon von weitem erkannte ich in ihm den Geschäftsreisenden, und sehr bald entpuppte er sich auch als ein solcher, der in Wein machte. Mit einer Zungenfertigkeit sondergleichen pries er die in kleinen Flacons mitgeführten Proben „eignen Gewächses" als Unübertroffenes an, das noch nie dagewesen.

Die beiden Alten ließen ihn zehn Minuten lang ruhig seine Reden halten, ohne auch nur ihre Pfeifen aus dem

Munde zu nehmen, aber als er bereits seiner Beute sicher zu sein glaubte, erhielt er nur von Peter die kurze Antwort: „Wir trinken nie Wein," was ihn jedoch keineswegs abschreckte, nach anderer Richtung den Versucher zu spielen.

„Ah, ich sehe allerdings, daß Sie dort Grog vor sich haben. Freilich, die Herren sind Seeleute, und ich weiß, daß diese Rum vorziehen. Bin ich doch selbst längere Zeit Seemann gewesen und spreche mithin aus eigner Erfahrung. O ich kann Ihnen aber auch damit aufwarten. Sehen Sie hier in diesem Flacon, ob Ihnen schon je etwas so Exquisites vorgekommen, goldig, klar wie die Sonne, duftig wie kostbare Blumen, echter Jamaika Ia ..."

„Wohl auch eignes Gewächs?" unterbrach Peter ironisch, während Jan aufmerksam die Gesichtszüge des Reisenden studierte, als wollte er aus denselben etwas herauslesen.

„Wenigstens ebensogut," erwiderte jener, „oder vielmehr noch besser. Wir beziehen ihn schon seit zwanzig Jahren direkt und zwar auf meine Veranlassung. Ich habe damals persönlich mit der renommierten Firma Diekmann & Komp. in Kingston Beziehungen angeknüpft. Wie ich mir die Ehre gab, Ihnen schon mitzutheilen, gehörte ich früher auch zu Ihrer Farbe und mein Beruf führte mich auch nach jener schönen Insel."

Jan, der inzwischen den Fremden immer schärfer gemustert hatte, fragte ihn jetzt plötzlich: „Vor zwanzig Jahren? Mit welchem Schiffe waren Sie dort?"

„Mit unserer schönen Fregatte Gefion. Ah, es war eine herrliche Zeit, als das stolze Schiff damals zum ersten Mal die junge preußische Kriegsflagge über die blauen Fluthen des Ozeans und in die fernen Gewässer trug, und es bleibt für mich ein erhebendes Bewußtsein, daran theilgenommen zu haben," sagte er in unverkennbarer Genugthuung. „Ich

wollte mich etwas in der Welt umsehen, um mich für meinen späteren Beruf durch Erweiterung meiner allgemeinen Kenntnisse vorzubereiten. Durch besondere Fürsprache gelang es mir, an Bord der Fregatte die wichtige Stellung eines Botteliers . . ."

Weiter kam er jedoch nicht. Jan, der inzwischen die Pfeife auf den Tisch gelegt, und dessen Augen sich in das Gesicht des Sprechers vollständig hineingebohrt hatten, während das Zittern seiner Nasenflügel die wachsende innere Erregung verrieth, war blitzschnell aufgesprungen, hatte den Ahnungslosen mit seinen nervigen Fäusten an der Kehle gepackt und würgte ihn.

„Du verdammter Berliner Windhund," rief er zornsprühend, „habe ich dich endlich gefaßt! Ha, du erkennst mich wohl nicht wieder? Ich bin der Bootsmannsmaat Jan Kräft, dem du für eine Mark jenen niederträchtigen Brief geschrieben hast, in dem du mich am gelben Fieber sterben ließest. Jetzt sollst du für deine Schändlichkeit büßen!" Dem Reisenden quollen von der Strangulation schon die Augen aus dem Kopfe und er war ganz blau im Gesicht, als Peter und ich herbeieilten und ihn noch rechtzeitig von seinem Würgengel befreiten.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen," rief ich ihm zu, während Peter seinen wüthenden Freund zu beruhigen suchte. „Sie sehen, eine schlechte That rächt sich, wenn auch spät, so doch sicher."

Mein Wink war nicht vergebens; der so plötzlich Ueberfallene erinnerte sich sicherlich selbst des Vorfalles, und wagte kein Wort der Erwiderung. In größter Hast und mit scheuen Blicken auf seinen Angreifer, packte er schleunigst seinen Probekasten mit dem eignen Gewächs und verließ mit Siebenmeilenstiefeln Garten und Haus.

Mit seinem Verschwinden war auch Jans Wuth bald verraucht. Die Genugthuung, die er sich verschafft, hatte ihm wohlgethan und der Rest des in ihm aufgespeicherten Grolles über Mathilde Kräft und Minna Möller war mit diesem manoeuvre de force verflogen.

Fortan wurde der Name derer, die in dem Leben der beiden Alten eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hatten, nicht mehr gedacht, und die frühere friedliche Ruhe kehrte wieder in das kleine Häuschen ein.

Ich habe in den folgenden Jahren noch oft im Zimmer oder Gärtchen der Freunde gesessen und manches zähe Garn, das Jan spann, mit angehört. Der neue Kajüttsjunge schlug wirklich gut ein, auch ohne Tauende, und es lag keine Nothwendigkeit vor, noch ein zweites halbes Dutzend von dieser Sorte anzubrechen.

Als ich dann ein Jahrzehnt später eine dreijährige Reise um die Erde antrat, fand ich bei meiner Rückkehr die beiden nicht mehr unter den Lebenden. Peter war zuerst eingeschlummert und Jan ihm sehr bald gefolgt.

„Was soll ich hier noch länger?“ hatte er kurz vor seinem Ende zu dem Kajüttsjungen gesagt, der freilich längst zum Manne gereift war und die Freunde treu gepflegt hatte, „nachdem mein guter Peter von mir gegangen ist.“

„Sorge gut für die Ratten, Heinrich,“ ermahnte er dann noch auf dem Sterbebette seinen Pfleger, dem er zum Lohne für seine treuen Dienste seine ganze Habe vermacht hatte, „sie haben uns Glück gebracht und werden es auch bei dir thun; aber hüte dich vor den Frauenzimmern, sie sind an allem Unheil schuld.“

Dies waren seine letzten Worte gewesen.

III.

Zur rechten Zeit.

I.

Hui, wie es wehte! Oben am Himmel jagten dunkle Streifen wild und zerrissen über eine gleichmäßig graue Wolkendecke, die keinen Sonnenstrahl durchließ, und unten peitschte der Weststurm den südlichen indischen Ozean, der seine lichtblaue Farbe ebenfalls mit düsterem Grau vertauscht hatte. In unabsehbaren Zügen, wie wandernde Bergketten rollte die schwere Dünung einher, und der weiße Gischt ihrer überbrechenden Kämme erschien wie Schnee, der auf ihren Kuppen lagerte.

Vor ihr und dem Winde flog unter Sturmsegeln ein schlankes Schiff durch die Fluthen dahin, die Hamburger Bark „Marianne“, die sich auf dem Wege nach Sydney und ungefähr in der Mitte zwischen dem Kap der guten Hoffnung und Australien befand.

Ihr Kapitän war ein junger, intelligenter Mann, der als solcher seine erste Reise machte, im übrigen aber viele Jahre die fremden Meere durchstreift und sich einen reichen Schatz seemännischer Kenntnisse erworben hatte. Er stammte aus guter Familie, besaß eine höhere Bildung, als man sie

bei seinen Fachgenossen gewöhnlich findet, und verfolgte mit regem Eifer die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete des Seewesens, die seit den letzten zwei Jahrzehnten sich für die praktische Schifffahrt, namentlich in Bezug auf Kürzung der Reisen, so außerordentlich nutzbringend erwiesen hatten.

Der größte Theil des Schiffes gehörte ihm selbst und er war dadurch ziemlich unabhängig. Er konnte deshalb nach seinem Belieben neue Versuche auf hydrographischem Gebiete anstellen, ohne Vorwürfe von Reedern besorgen zu müssen, wenn sie den erwarteten Erfolg nicht erzielten. Ein solches Experiment war auch nach dem Passieren des Kaps der guten Hoffnung das allmähliche Aufsuchen des 45. Breitengrades, weil die neuen Segelanweisungen des berühmten, um die Schifffahrt so hochverdienten Amerikaners Maury, dort kräftigere und beständigere Westwinde verheißen, als auf dem bisher üblichen Wege 70—80 Meilen nördlicher.

Diese Verheißung hatte sich auch bewahrheitet. Je südlicher das Schiff kam, desto kräftiger wurde die westliche „Luft", und als nun nach einigen Tagen der 45. Grad erreicht war, da hatte es den Anschein, als ob es des Guten doch zu viel werden sollte.

Wind und See waren zusehends gewachsen, ein Segel nach dem andern mußte geborgen werden, und seit dem Abend vorher konnte die „Marianne" nur noch dichtgerefftes Großmarssegel und gereffte Fock führen. Das schöne neue Schiff durchschnitt zwar fast mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges die Wellen, und eine solche Fahrt thut dem seemännischen Herzen, namentlich des Kapitäns, immer wohl, allein in den letzten Stunden war die See nach Ansicht des Steuermanns, welcher die Morgenwache hatte, doch etwas zu grob geworden.

Wenn ein Schiff platt vor einem Sturme segelt oder

lenzt, wie es technisch heißt, ist alles recht hübsch, so lange die Geschwindigkeit der Wogen hinter der des Schiffes zurückbleibt oder sie wenigstens nicht überholt. Wird sie aber größer, dann sieht die Sache schlimmer aus. Es kann dann sehr leicht der Fall eintreten, daß die See das Schiff überläuft, durch ihre Gewalt das Heck einschlägt, und dann ersteres mit sich in den Abgrund nimmt. Da heißt es für den Seemann, nicht zu lange zu warten und rechtzeitig beizudrehen, d. h. das Schiff mit dem Kopfe unter ganz kleinen Sturmsegeln so nahe wie möglich an den Wind zu legen, damit es nicht mehr segelt, sondern langsam quer abtreibt und sich die Sturzsee an dem breiten Kielwasser, das der Schiffsrumpf glättet, unschädlich verlaufen.

Dieser Augenblick schien dem Steuermann gekommen. Die Wogen näherten sich bereits in drohender Weise dem Heck, und wenn ihre Kämme donnernd überbrachen, dann trug der Sturm ihren Gischt bereits über das ganze Schiff. Er hatte deshalb den Kapitän geweckt, und dieser auch dem Rufe sofort Folge geleistet.

Es begann eben hell zu werden, und das ungewisse Zwielicht ließ alles nur noch düsterer, unheimlicher erscheinen. Der Wind heulte und pfiff in der Takellage und in den Blöcken; das Schiff holte in der schweren Dünung so nach beiden Seiten über, daß die Verschanzung fast das Wasser berührte, die Segel blähten sich zum Springen und der Bug wühlte große Schaumberge vor sich auf.

Der Kapitän stand auf dem Hinterdeck und beobachtete mit prüfendem Blick die heranrollenden Seen. Wenn, wie das bei solchem Wetter in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen geschieht, drei besonders mächtige schnell aufeinander folgten, dann brach sich zwar die erste noch in ziemlicher Entfernung an dem Kielwasser, aber die zweite rückte schon

bedenklich näher und die dritte köpfte brüllend so nahe dem Heck über, daß das ganze Schiff zitterte. Wehe ihm, wenn es von der vernichtenden Kraft getroffen wäre!

Es sah schlimm genug aus, aber die Gesichtszüge des jungen Kapitäns verriethen keineswegs die Besorgniß, wie sie sich in denen des Steuersmanns ausdrückte; im Gegentheil flog es über das männlich schöne Antlitz, dem der Typus des echten Seemanns aufgeprägt war, wie eine Art Befriedigung.

Der Steuermann wartete eine geraume Zeit, ob der Kapitän nicht die betreffenden Befehle geben werde, doch als dieser noch immer schwieg, trotzdem sich wieder eine schwere See hinter dem Heck brach, wagte er eine Aeußerung.

„Es ist wohl hohe Zeit, daß wir beidrehen, Kapitän?" sagte er mahnend aber in bescheidenem Tone. „Die See hat auf meiner Wache so an Fahrt zugenommen, daß es bald zu spät sein möchte, wenn wir nicht fürchten sollen, bei dem Manöver einen Brecher über zu bekommen, der klar Deck und noch schlimmeres als das macht."

„Sie haben Recht," erwiderte der Angeredete, indem er ihm das Gesicht zuwandte, das jedoch keinerlei Beunruhigung verrieth, „aber es wäre wirklich zu schade, wenn wir uns den schönen Wind über den Kopf fortwehen lassen müßten, während er so uns täglich fast 300 Seemeilen vorwärts bringt. Jedenfalls," fügte er hinzu, indem es schelmisch um seine Lippen spielte, „will ich jedoch vor dem Beidrehen erst noch ein kleines Zaubermittel anwenden. Hoffentlich wird uns dasselbe die Seen vom Halse halten, so daß wir ruhig weiter lenzen können."

Der Steuermann, einer von den alten konservativen Seeleuten, die jeder Neuerung mißtrauisch und feindlich gegenüberstehen, schaute verwirrt auf seinen Vorgesetzten. Offenbar wußte er nicht, was er von dessen Reden halten sollte. Ein

Scherzen unter so ernsten Verhältnissen schien ihm durchaus nicht angebracht, wenngleich ihm bekannt war, daß der Kapitän eine humoristische Ader in sich trug.

„Ja, ja!“ äußerte dieser, der bei dem erstaunten Gesichtsausdruck des Steuermanns ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, „ich spreche in vollem Ernst; ich besitze ein Mittel, das Wunder wirkt. Es ist schon dreitausend Jahre alt, aber bewährt, und ich habe es schon öfter mit Erfolg angewandt. Schicken Sie durch die Leute der Wache eine Reserve-Bramleesegelspiere*) hierher und lassen Sie an ihrem dünnen Ende einen Block**) mit durchgeschorener Flaggleine fest machen. Dann besorgen Sie einen Segeltuchsack, füllen ihn mit Werg und schaffen ihn nebst einer Kanne Brennöl ebenfalls hierher.“

Der Steuermann stand wie eine Bildsäule und in seinen Zügen spiegelte sich Bestürzung. Wollte ihn der Kapitän zum besten halten oder war derselbe nicht im vollen Besitze seiner Sinne? Mit halboffenem Munde blieb er in der Erwartung auf seinem Platze, noch weiteres zur Aufklärung des ihm unfaßbar erscheinenden Räthsels zu hören.

Der Kapitän entließ ihn jedoch mit den wenigen, etwas scharf gehaltenen Worten: „Ich denke, Sie werden mich verstanden haben,“ und kopfschüttelnd ging die alte Theerjacke nach vorn, um den sonderbaren Auftrag auszuführen.

Als die befohlenen Gegenstände sich an Ort und Stelle befanden, schob er dann die Spiere nach Anordnung des Kapitäns mit ihrer Spitze etwa 20 Fuß nach hinten über das Heck hinaus. Das Werg in dem Segeltuchsacke wurde reichlich mit Oel getränkt, in die eine untere Ecke des Beutels

---

*) Ein etwa 25–30 Fuß langer Baum, der auf der Raae seitwärts aufgeschoben wird, um Hilfs-Segel daran zu setzen.

**) Flaschenzugskloben, durch den ein dünnes Tau gezogen wird.

eine kleine Oeffnung geschnitten, letzterer oben zugebunden an der durch den Block geschorenen Leine befestigt und so weit hinunter gelassen, daß er einige Fuß über der Wasserfläche hing.

Noch immer war der Steuermann im Zweifel, ob er es nicht mit einem Irrsinnigen zu thun habe, und ebenso verblüfft starrten die Matrosen auf ihren Kapitän, um so mehr, als dieser seine Umgebung gar nicht zu beachten schien und sogar ein Liedchen vor sich hinpfiff. Welch' schrecklicher Uebermuth, an Bord zu pfeifen und noch dazu bei einem Sturm. War denn noch nicht genug Wind und See da? Das hieß ja das Unglück geradezu herausfordern.

„So!" rief der Kapitän, als alle Vorbereitungen beendet waren, in heiterem Tone aus, „der Zauber ist fertig und nun kann die Sache vor sich gehen. Seht, dort hinten kommen gerade drei schwere Brecher angerollt, denen wollen wir zunächst das Handwerk legen."

Kaum waren die Worte gesprochen, als auch schon die erste See mit dumpfem Donner heranlief, der das Brausen des Sturmes übertönte. Zwar brach sie sich noch an dem glatten Kielwasser, aber ihre Wucht war so gewaltig, daß jenes weit von ihren schäumenden Wirbeln überfluthet und in eine brodelnde gebrochene Masse verwandelt wurde. Dadurch verlor es zum großen Theil seine schützende Kraft und der zweiten, gleich darauf folgenden See wurde der Weg gebahnt. Drohend schwoll ihr Kamm zu immer größerer Höhe und ihr kochender Schaum wälzte sich mit unheilkündender Geschwindigkeit daher.

Sie war kaum noch zwanzig Schritt vom Heck entfernt. Wie ein gewaltiges Ungethüm erschien sie, das mit geöffnetem Rachen sich bereit machte, das Schiff mit allem Lebenden zu verschlingen. In angstvoller Erwartung starrten Steuermann

und Matrosen auf das drohende Gespenst der Tiefe, und suchten an irgend einem festen Gegenstande Halt zu gewinnen. In wenigen Minuten mußte es das Schiff erreichen, um tödliche Rache zu nehmen an dem höhnenden Pfeifen des Kapitäns, aber dieser schaute unbewegt und mit ruhigem Selbstbewußtsein dem furchtbaren Feinde entgegen, denn er sah, wie sein Versuch in diesem Augenblick glänzend gelang.

Buchstäblich wie durch Zauber hielt die See auf ihrem verderbenbringenden Wege inne, als habe höhere Gewalt ihr ein plötzliches Halt geboten. Ihr Kamm hob sich steil zu schwindelnder Höhe, um mit letzter Anstrengung das entgegenstehende Hinderniß zu überwinden, aber eine geheimnißvolle Kraft bannte sie, während das Schiff pfeilschnell voranflog. Ohnmächtig und kraftlos brach die Woge in sich zusammen, aber nicht mit jenem brüllenden Donner, der wie das Siegesgeheul eines gigantischen Kämpfers unheimlich an das Ohr des Seemanns schlägt und seinen Athem stocken läßt, sondern wie das schwache Stöhnen eines zu Tode Getroffenen.

Dann folgte eine dritte See, aber sie blieb noch weiter zurück, um dann ebenfalls vor dem Zauber in nichts zu verschwinden.

Wie versteinert standen die Mannschaften bei der wunderbaren Erscheinung und mit abergläubischer Scheu wandten sich ihre Blicke auf den Vorgesetzten, auf dessen Zügen es sich wie ein Triumph spiegelte — sie glaubten es mit einem Hexenmeister zu thun zu haben.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand leicht auf die Schulter des noch immer auf das Kielwasser schauenden Kapitäns, und dieser wandte sich lebhaft um.

„Was?“ rief er freudig erstaunt, als er seine junge Frau erblickte, welche unbemerkt von ihm das Deck betreten hatte. „Marie, du bist es und schon so frühe. Ich glaubte dich

noch sanft schlafend — aber was hast du?“ fuhr er besorgt fort, als er das gewohnte sonnige Lächeln auf ihrem Antlitz vermißte, mit dem sie ihn sonst zu begrüßen pflegte, und sie ihm bleich und angegriffen erschien. „Bist du unwohl?“

„Nein, Wilhelm,“ erwiderte die Angeredete, „aber seitdem du an Deck gingst, quälte mich eine eigenthümliche Unruhe und raubte mir den Schlaf. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß uns heute etwas besonders Verhängnißvolles bevorstehe. Du wurdest an Deck gerufen, bliebst fort und meine Angst wuchs nun um so mehr, als ich durch die Bordwände das dumpfe Rauschen der See vernahm und dann ....“

„Aber Kind!“ unterbrach der Kapitän lächelnd die anmuthige Sprecherin, indem er liebevoll ihren Arm unter den seinigen zog, um sie bei den heftigen schlingernden Bewegungen des Schiffes zu stützen — „du, eines Seemanns Tochter, eines solchen Frau und sonst so tapfer, daß ich immer meine helle Freude daran gehabt, machst dir so unbegründete Sorgen wegen eines bischen Seeganges.“

„Nun freilich,“ gab er dann zu, „wir haben eine ganze Mütze voll Wind, und bis vor kurzem zeigten einige Brecher große Lust, uns einen unwillkommenen Besuch an Bord abzustatten, aber ich habe mir das ernstlich verbeten. Deshalb blieb ich an Deck und seitdem halten sie sich auch in achtungsvoller Entfernung. Sieh' nur, da kommt gerade wieder ein so schwerer Kerl angerollt, der gerade so thut, als wollte er unsere ganze „Marianne“ mit Haut und Haaren verschlucken, aber paß auf, mein Frauchen, dein Mann ist ein großer Zauberer geworden. Er braucht nur den Arm zu erheben, und der wilde Geselle ist festgebannt.“

„Wilhelm,“ sagte die junge Frau ernst, indem sie ihre schönen blauen Augen vorwurfsvoll auf ihren Mann richtete,

„wie vermagst du nur angesichts eines so furchtbaren Aufruhrs der Elemente in dieser Weise zu scherzen.“

„Es ist kein Scherz,“ erwiderte der Kapitän, der jedoch ein verrätherisches Zucken um die Mundwinkel nicht zu verbergen vermochte. „Gieb acht, jetzt werde ich ihm Halt gebieten.“

Nachdem er noch einige Sekunden das Heranstürmen der drohenden See beobachtet, streckte er wie beschwörend die Hand gegen letztere aus, und augenblicklich wiederholte sich das merkwürdige Schauspiel von vorhin — der Brecher sank plötzlich kraftlos in sich zusammen.

„Nun, wie gefalle ich dir als Zauberer, mein Liebchen?“ fragte er dann mit schelmischem Lächeln.

Doch als er den wahrhaft erschreckenden Eindruck wahrnahm, den seine Worte auf die junge Frau geübt, wechselte er schnell den angeschlagenen Ton.

„Aengstige dich nicht, mein Herz,“ beruhigte er; „nicht mein Arm ist der Zauberstab, der jenes Ungethüm bändigt, sondern jener Beutel dort, der an der Leesegelspiere über Wasser hängt, hat ihm Halt geboten. — Du blickst mich ungläubig an, gerade wie vorhin der Steuermann, und doch ist es nur die Wahrheit, wenn sie auch merkwürdig genug erscheint.“

„Aber, wie ist so etwas möglich?“ rief seine Gattin aus, welche sich von ihrem Staunen noch gar nicht zu erholen vermochte.

„Jener Beutel,“ erklärte nun der Kapitän, „ist mit reichlich in Oel getränktem Werg gefüllt, hat unten eine kleine Oeffnung und aus ihm tropft das Oel auf das Wasser. Dort verbreitet es sich mit einer wunderbaren Schnelligkeit, die mir selbst ein Räthsel ist, dergestalt auf dem Wasser, daß nach wenigen Sekunden ein einziger Tropfen eine Wasser-

fläche von 30—40 Quadratfuß mit einer äußerst dünnen Oelhaut überzieht. Dadurch wird eine glatte Stelle geschaffen, ähnlich, wie das Schiff es mit seinem Rumpfe thut, wenn es beigedreht quer abtreibt, und an ihr zerschellt jeder Brecher unschädlich. Als ich vorhin scherzweise den Arm hob, war die See gerade bei einer solchen glatten Stelle angekommen — da hast du die Erklärung des scheinbaren Wunders."

„Und das hast du erfunden, Wilhelm?" fragte die Frau, indem sie mit unverhohlener Bewunderung zu ihm aufblickte.

„Leider nicht erfunden, sondern nur aufgefunden, mein Lieb," erwiderte der Kapitän mit komisch verdrießlicher Miene, „und das thut mir hauptsächlich deinetwegen leid, denn sonst würdest du bald die Frau eines berühmten Mannes sein. Nein, die Sache ist über 3000 Jahre alt, und bereits die alten Phönizier bedienten sich mit großem Erfolg des Oeles gegen Sturzseen, aber es ist seitdem völlig in Vergessenheit gerathen.

„Du weißt, wie ich mich für das Seewesen der Alten interessiere und die römischen und griechischen Schriftsteller zu diesem Zwecke studiert habe. Da kam mir auch jene Notiz vor Augen; sie veranlaßte mich auf meiner letzten Reise, eine Probe im kleinen anzustellen, die damals auch vollständig gelang. Heute nun bot sich mir zum ersten Male die Gelegenheit im großen, und wie du dich selbst überzeugt, hat der Versuch den glänzendsten Erfolg aufzuweisen. Wäre er mißlungen, so hätten wir nothwendig beidrehen müssen, so aber können wir ruhig und ohne Gefahr weiter lenzen und unser schönes flinkes Schiffchen bringt uns alle Stunden 14 Seemeilen unserm Ziele näher.

„Nun, trotzdem bin ich doch ein bischen stolz darauf," fügte er mit einer gewissen Befriedigung hinzu, „den so lange vergessenen Zauber wieder an das Tageslicht gefördert zu

haben, denn ich hoffe, er wird in Zukunft viele Schiffe vor schweren Havarien bewahren."

Die junge Frau nickte stumm zu den Worten des Kapitäns, aber auf ihrem Antlitz hatte sich wieder ein trüber Schatten gelagert. Sie blickte zerstreut und ihre Gedanken schienen anderwärts zu weilen, was ihrem Gatten nicht entging.

„Dich drückt sonst noch etwas, Marie," äußerte er besorgt. „Komm hinunter in die Kajütte. Bei dem Winde ist für dich der Aufenthalt hier nicht angethan, aber auch meine Anwesenheit nicht nöthig, da keinerlei Gefahr vorliegt."

Er führte sie hinunter, und als sie auf dem Sopha Platz genommen, dessen bequem und schiffsmäßig gepolsterte Lehnen ihnen einen sicheren Halt gegen die starken Bewegungen des Fahrzeugsboten, schlang er zärtlich seinen Arm um die junge Frau.

„Jetzt sage mir, was dich quält, mein armes Kind," drängte er sanft. „Hast du dir das Seeleben anders vorgestellt und gereut es dich, mit mir gegangen zu sein?"

„Um Gottes willen!" erwiderte sie, indem sie sich erschreckt an ihn schmiegte. „Hege nicht solche Gedanken, mein geliebter Mann. Wo du bist, da ist mein Haus, mein Glück, mein alles. Ich folge dir bis an das Ende der Welt, und getrennt von dir müßte ich verzweifeln. Nein, mich peinigt nur jene unerklärliche Unruhe, von der ich dir sagte, über deren Ursache ich mir aber keine Rechenschaft zu geben vermag — und dann muß ich so viel an meine unglückliche Schwester denken. Du weißt, heute ist ihr Geburtstag," fügte sie mit erstickter Stimme hinzu, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Im ersten Augenblicke wußte der Kapitän nicht, wie er die junge Frau trösten sollte, und preßte sie nur liebevoll an sein Herz, um sie sich dort ausweinen zu lassen.

Sie war der Schwester, welche, obwohl nur wenige Jahre älter, nach dem frühen Tode der Eltern in rührender Weise

Mutterstelle an ihr vertreten und nur bemüht gewesen war, die Jugendjahre ihres Lieblings auf das angenehmste zu gestalten, in größter Zärtlichkeit zugethan gewesen.

Dann hatte Marie ihren Mann kennen gelernt und die Schwester mit vollem Vertrauen ihre Einwilligung zur Verbindung ertheilt. Alle Erkundigungen, die sie vorsichtig eingezogen, ergaben nur die günstigsten Berichte über seinen Charakter. Außerordentlich tüchtig als Seemann, spiegelte sein offenes, treues Auge nur sein Inneres wieder. Dazu trat seine äußere, männlich schöne Erscheinung, ein gemüthvoll heiteres Wesen und schließlich auch Wohlhabenheit, so daß die Zukunft ihres Augapfels, welche selbst vermögend war, in den besten Händen zu ruhen und ihr Glück vollständig gesichert schien.

Die Verlobung hatte jedoch beide Schwestern zum ersten Male in ihrem Leben auf längere Zeit getrennt. Die Eltern des Kapitäns sprachen den dringenden Wunsch aus, die zukünftige Schwiegertochter bis zur Hochzeit bei sich zu haben, und die ältere Schwester war der Einladung einer im Auslande wohnenden Jugendfreundin gefolgt. Zur Hochzeit war sie dann noch einmal gekommen, um der jungen Braut den Myrthenkranz in das Haar zu flechten und ihr damit den letzten Dienst auf lange Zeit hinaus zu leisten, da es bestimmt war, daß sie ihren Mann, sobald dessen auf Stapel stehendes neues Schiff fertig geworden, auf seiner ersten Reise begleiten sollte.

Dann kehrte sie zu ihrer Freundin zurück und unternahm, durch besondere Umstände veranlaßt, mit derselben eine Seereise. Das war vor etwa zehn Monaten gewesen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte man lange schon, bevor die „Marianne“ Hamburg verließ, von der Ankunft des betreffenden Schiffes an seinem Bestimmungsorte Nachricht haben müssen,

aber vergebens harrten die Angehörigen der ersehnten Kunde. Woche um Woche, Monat um Monat verrannen, ohne daß diese kam, und als die „Marianne“ vor $2^1/_2$ Monaten segelte, da war es leider zur traurigen Gewißheit geworden, daß das Schiff verloren sei, obwohl jeder Anhalt über das Wie? und Wo? fehlte.

„Verschollen!“ — so stand es in den Schiffslisten. Dies einzige tieftraurige Wort war die Grabschrift des spurlos verschwundenen Fahrzeugs, und alles, was von ihm und den Lebenden auf ihm geblieben. Dieser schwere Verlust hatte dem Herzen Marias eine so tiefe Wunde geschlagen, daß die Liebe ihres sie fast vergötternden Mannes und ihr ungetrübtes junges Eheglück sie nur schwer zu heilen vermochten, und sie von Zeit zu Zeit immer wieder aufbrach, wie auch der heutige Gedenktag dem Schmerze neue Nahrung gegeben hatte.

Als die erste Heftigkeit desselben sich etwas gelegt und sie sich am Herzen ihres Mannes ausgeweint, suchte dieser sie mit milden Trostesworten zu beruhigen, und es gelang ihm dies auch allmählich. Sie nahmen das Frühstück in der behaglich eingerichteten Kajüte ein, die überall das Walten einer mit Geschmack und Schönheitssinn ausgestatteten Frau verrieth, und deren Gemüthlichkeit im Gegensatz zu den kahlen, nur dem Nützlichkeitsprinzip dienenden Wohnräumen auf gewöhnlichen Handelsschiffen der Kapitän täglich aufs neue empfand.

Zwar hatten die tiefen rollenden Bewegungen des Schiffes es nöthig gemacht, auf dem Tische die sogenannten Schlingerbretter zu befestigen, damit Teller und Tassen nicht den Weg alles Fleisches gingen, und trotzdem mußte die Kaffeekanne öfter durch schnelles Zugreifen vor dem Umfallen bewahrt werden, allein dies gab dem Kapitän nur willkommenen Anlaß zu heiteren Scherzen, durch die er seine Frau noch mehr von

ihren trüben Gedanken abzog und die ihr selbst bald ein Lächeln ablockten.

So saßen sie in trauter Unterhaltung, als sie plötzlich durch einen wilden Lärm am Deck aufgeschreckt wurden. Mit donnerähnlichem Knall hörte man die Segel schlagen, Rufe und befehlende Stimmen ertönten, die Steuerketten zogen sich rasselnd und kreischend durch ihre eisernen Leitblöcke an den Decksbalken der Kajütte, unmittelbar danach erfolgte ein dumpfer schwerer Schlag gegen das Schiff selbst, als solle es von einer Riesenkeule zerschmettert werden, und es erzitterte in allen Fugen.

„Mein Gott, Wilhelm,“ schrie die junge Frau in Todesangst auf, indem sie ihren Gatten krampfhaft umfaßte, „es ist ein Unglück passiert. Oh, meine Ahnung!“

„Beruhige dich, liebes Kind,“ tröstete der Kapitän, der nach einem schnellen Blick auf den Hängekompaß im Oberlichte der Kajütte die Ursache der befremdlichen Erscheinung zu erkennen glaubte, „es ist nichts Schlimmes. Der Wind wird plötzlich umgegangen sein und der Steuermann hat abhalten lassen — daher das Schlagen der Segel. Sieh, das Schiff liegt schon vier Strich unter seinem Kurse; ich werde an Deck gehen und sehen, was es ist.“

In diesem Augenblicke wurde das Oberlicht fast verdunkelt; eine gewaltige Wassermasse strömte darüber fort und man hörte ihr Hin- und Herrauschen auf dem Oberdeck — eine schwere Sturzsee mußte übergekommen sein.

Frau Marie war durch den erneuten Schreck ohnmächtig geworden. Einen Augenblick kämpften im Herzen ihres Mannes Liebe und Pflicht mit einander, doch nur einen Augenblick; im nächsten schon siegte die letztere. Er trug die Bewußtlose schleunigst in ihre Koje, wo er sie sicher aufgehoben wußte, und sprang dann die Treppe hinauf an Deck.

Als er den Deckel der wegen des Unwetters geschlossenen Kajüttskappe öffnete, stürzte ihm ein Wasserschwall entgegen, der ihm den Athem nahm, ihn fast mit sich niederriß und dann sich in das Zwischendeck ergoß, bevor er die Kappe wieder zu schließen vermochte.

Auf dem Oberdeck aber sah es böse aus. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hatte die See losgebrochen. Die Trümmer wogten wild durcheinander, da das Wasser nicht so schnell durch die Sturzpforten ablaufen konnte, aber ein kurzer Ueberblick schon überzeugte den Kapitän, daß trotzdem nichts Ernstliches passiert und die Sache nicht so schlimm war, wie sie zuerst den Anschein hatte.

Es verhielt sich, wie er sogleich angenommen. Der Wind war plötzlich aus dem Nordviertel ausgeschossen, wie es in den höheren Breiten bei solchem Wetter öfter geschieht, und die Segel waren dadurch losgekommen. Um sie vor dem Zerreißen zu retten und auch das Schiff manöverierfähig zu halten, hatte der Steuermann die „Marianne" um vier bis fünf Kompaßstriche abfallen lassen. Dadurch war aber letztere ziemlich quer zur Richtung der Wellen gelegt, die nicht mehr durch den am Heck hängenden Oelsack beschwichtigt werden konnten, und eine der Sturzseen übergebrochen. Glücklicherweise lief sie noch schräg von hinten auf und nicht quer; dadurch war ihre Gewalt bedeutend abgeschwächt, Menschenleben nicht verloren gegangen und schwere Havarïen vermieden.

Indessen konnte sich die Sache jeden Augenblick wiederholen und dann um so gefährlicher werden, wenn der Wind sich noch nördlicher ziehen sollte, was nicht unwahrscheinlich war.

Mit dem Segeln ging es deshalb nicht länger; es mußte beigedreht werden. Der Kapitän zögerte nicht, sofort das Manöver ausführen zu lassen, da unter den obwaltenden

Umständen das Oel nicht mehr von Nutzen sein konnte. Die Fock wurde fortgenommen und das Schiff an den Wind gebracht. Die Sache verlief ohne Unfall, die „Marianne" folgte gehorsam dem Steuerruder, keine See kam über, und das Schiff trieb nun ganz langsam seitwärts, um an seiner Windseite durch seinen Rumpf ein breites, geglättetes Kielwasser zu schaffen, an dem die Brecher, wie vorhin am Oel, unschädlich verliefen.

Die unangenehmen schlingernden Bewegungen hörten auf; das Schiff wurde durch den seitlichen Druck des jetzt fast quer einkommenden Windes gestützt und stampfte nun bequem auf und nieder, ohne einen Tropfen Wasser überzunehmen.

Einige Minuten beobachtete der Kapitän noch mit innerer Befriedigung das brillante Verhalten seines seetüchtigen Fahrzeuges, das er zum ersten Male auf der Reise bei so schwerem Wetter erprobte, und das sich trotz der gewaltigen See ruhig und sicher wie in Abrahams Schoß wiegte, dann aber trieb ihn die Sorge um seine Frau wieder nach unten.

Er fand sie aus ihrer Ohnmacht erwacht und es leuchtete in ihren Augen freudig auf, als sie ihren Mann erblickte. „Steh auf, liebes Kind," rief er ihr heiter entgegen, „ich habe wieder ein wenig gezaubert und schön „Wetter" gemacht. Wir können jetzt mit Behagen unser unterbrochenes Frühstück wieder aufnehmen, ohne Besorgniß, daß die Kaffeekanne über die Schlingerbretter fortspringt. Merkst du nicht, wie wunderschön ruhig unser Schiff liegt?"

„Ja wohl," äußerte die Angeredete, deren Aufregung sich inzwischen bedeutend gelegt hatte, „gegen vorhin ist es ja wie Tag und Nacht — aber wie hast du das nur angefangen, Wilhelm?"

„Diesmal ohne Oel," erwiderte er scherzend, „ich habe nur beigedreht, aber unsere „Marianne" trägt nicht mit Un-

recht deinen Namen; sie ist das schmuckste Schiffchen, das mir je vorgekommen, und weiß sich so vortrefflich zu benehmen, als wäre sie in einer berühmten Pension gewesen. Sie rührt sich mit dem Kopfe nicht von der See fort und liegt bei, wie eine Ente auf einem Teich. Doch nun, liebes Kind, klingele, damit der Kajüttsjunge frischen Kaffee bringt. Ich will mich inzwischen umziehen, denn der ungeberdige Brecher hat mich bis auf die Haut durchnäßt und mir die Stiefel von oben gefüllt."

Nach wenigen Minuten erschien er wieder, erklärte den Aufruhr, der sie so erschreckt, und schilderte die Sündfluth auf dem Deck in so humoristischer Weise, daß es ihm gelang, auch die letzten Besorgnisse der kleinen Frau und ihre trübe Stimmung gänzlich zu verscheuchen, und daß bald ihr silberhelles Lachen seine drastische Erzählung begleitete. Sowohl dies, wie auch der steigende Barometer trugen nicht wenig dazu bei, die gute Laune des Kapitäns zu erhöhen, denn letzterer kündete, daß der Sturm bald nachlassen und wieder segelbares Wetter eintreten würde.

„Der Ausschießer aus dem Norden hat mir einen unangenehmen Strich durch die Rechnung gemacht," äußerte er, „und wenn wir auch hoffentlich, nach dem Barometer zu urtheilen, nicht lange hier zu treiben brauchen, verlängert er unsere Reise wenigstens um einen Tag. Das muß ich auf andere Weise nothwendig wieder auswetzen."

„Aber wie willst du das anfangen, Wilhelm? Du bist doch trotz deiner Zauberkraft nicht Herr über Wind und Wetter, sonst hättest du nicht vorhin dich umzuziehen brauchen," scherzte jetzt seine Frau, welche auf seinen Ton eingegangen war.

„Sage einmal, liebes Kind," richtete er die scheinbar in keinem Zusammenhange mit ihren Worten stehende Gegen-

frage an sie, „was kostet wohl das Pfund feinster seidenweicher Eiderdaunen?"

Seine Frau schaute ihn groß an. „Wie kommst du zu dieser Frage?"

„Du wirst es schon erfahren, Liebchen," erwiderte er lachend, „aber zuvor beantworte sie."

„Nun, ich denke, von den schönsten gegen zwanzig Mark."

„So, und wie viel Pfund würdest du für eine Decke gebrauchen, mit der du dich in diesem kalten Wetter recht angenehm warm zudecken kannst, wenn du auf einer der Chaise-longues dein Mittagsschläfchen hältst."

„Und du auf der andern," warf sie schnell ein.

„Stimmt, mein Herz — also wie viel für zwei?"

„Nun, ich denke zusammen 4—5 Pfund."

„Gut, sagen wir das letztere: das würde also," fuhr er dann scheinbar geschäftsmäßig fort, „etwa hundert Mark ausmachen. So viel kostet mich ungefähr auch das Schiff mit Zinsen des Baukapitals, Abnutzung, Löhnung und Proviant für einen Tag. Mithin giebt das, da ich nur einen halben Tag verliere, einen Profit von netto hundert Procent. Nun, damit kann man sich immer schon zufrieden stellen."

„Aber ich bitte dich, Wilhelm, was redest du so sonderbar?" fragte die junge Frau, die keine Ahnung hatte, wo ihr Mann hinaus wollte,

„Nun, ich meine," antwortete der Kapitän, der sich offenbar an ihrem Staunen höchlich weidete, „dir binnen jetzt und zwei Stunden vier bis fünf Pfund der prachtvollsten Daunen zu Füßen zu legen, mein liebes Mariechen!"

„Du willst wohl wieder zaubern," lachte sie, da sie das Ganze für Scherz nahm.

„Richtig gerathen."

„Wieder mit Oel."

„Nein, diesmal mit Speck. Du scheinst mir nicht zu glauben, aber ich spreche in vollem Ernst. Ich wiederhole es noch einmal, innerhalb zwei Stunden bist du im Besitz von mindestens vier Pfund Daunen. Willst du wetten?“

„Ach nein, das kenne ich schon — du gewinnst immer.“

„Nun, nur um einen Kuß; dann sind wir für alle Fälle beide Gewinner.“

„Gut, du Schelm, ich will auch um zwei wetten — nun sag mir aber die Wahrheit, woher du die Daunen nehmen willst.“

„Aus der Luft.“

„Geh, Wilhelm, du machst mich böse.“

„Aber Schatz, glaube mir doch! Es ist buchstäblich wahr, was ich sage. Sie fliegen zentnerweise in der Luft umher, und wie der Magnet das Eisen, so zieht der Speck sie an. Wir brauchen nur zuzugreifen und sie kommen dann pfundweise an Bord. Wenn es dir Vergnügen macht, kannst du sie selbst angeln.“

„Angeln?“

„Ja wohl, und um dir das Räthsel zu lösen, will ich dir vertrauen, daß sich seit unserem Beidrehen Hunderte von Kaptauben, Lommen und Albatrossen um das Schiff gesammelt haben, um auf jedes Stückchen Abfall zu stoßen, das über Bord fällt. Mit einem Stückchen Speck an einer Angel können wir sie leicht dutzendweise fangen und jeder Albatroß trägt fast ein halbes Pfund der schönsten Daunen auf seinem mächtigen Brustpanzer.“

„Aber Wilhelm, ist es nicht grausam? Die Thiere müssen ja schreckliche Schmerzen leiden, wenn sie den Haken verschlucken und an Bord gezogen werden.“

„Gott bewahre, Kind, und ihre Angelei kann vor jedem Thierschutzverein bestehen. Der lange Schnabel der Albatrosse

ist vorn an der Spitze rechtwinklig nach unten gebogen, wie bei einem Geier; dahinter hakt die Angel und thut ihnen nicht im geringsten weh."

„Aber, um die Daunen zu haben, müssen ja die armen Vögel getödtet werden."

„Gewiß, du zartbesaitete Seele; aber Gänseleberpastete, die dir so gut schmeckt, macht man auch nicht von lebendigen Gänsen. Doch wenn dir das Tödten zu grausam ist, dann bindest du ihnen eine Rosaschleife um den Hals und wir lassen sie wieder fliegen. Bist du nun mit deinem Manne zufrieden? Meine Wette gewinne ich deshalb doch, denn wenn du die Federn nicht nimmst, die ich dir biete, so ist das nicht meine Schuld. Jedenfalls haben wir aber ein interessantes Jagdvergnügen, was du noch nicht kennst — hast du Lust dazu?

„Nun, dann ziehe dich warm an," fügte er hinzu, als seine Frau freudig zustimmte, „denn jetzt, wo wir nicht mehr mit 12—14 Knoten Fahrt vor dem Winde fortlaufen und seine Kraft um ebenso viel schwächer ist, pustet der Nordwest ganz gründlich. Ich werde indessen die Angeln fertig machen lassen," damit ging er, ihr freundlich zunickend, an Deck.

Als Frau Maria einige Zeit später und gegen die Kälte wohl verwahrt, an seiner Seite erschien, waren alle Vorbereitungen für die Jagd getroffen.

„Nun, habe ich nicht Recht gehabt, Liebchen?" scherzte er, „sieh, dort fliegen die schönsten Daunen zentnerweise in der Luft herum, und hier liegen die Speckmagnete, um sie an Bord zu ziehen, sobald es uns gefällt."

Und so verhielt es sich zum größten Staunen der jungen Frau, die wohl in den Tagen zuvor hier und dort in weiterer Ferne einzelne der Vögel erblickt, durch ihre Massen aber jetzt auf das höchste überrascht wurde.

Hunderte von zierlichen schwarzweißen Kaptauben, da-

zwischen größere schwarze Lommen, von den Seeleuten „Mameluken“ genannt, sowie einige Dutzend mächtiger Albatrosse kreisten in unmittelbarer Nähe luvwärts über dem breiten Kielwasser des treibenden Schiffes, um mit durchdringendem Geschrei um die Speckstückchen zu kämpfen, welche der Kapitän als Köder über Bord werfen ließ.

Bei Sturm und hohem Seegang ziehen sich die Mollusken und andere Seethiere, von denen sich die Vögel nähren, in größere Tiefen hinab. Die letzteren können dann nicht fischen und sammeln sich hundertweise bei vorüberfahrenden Schiffen, während sie bei gutem Wetter sich nur vereinzelt in der Ferne sehen lassen.

Die schwerfälligen Albatrosse kamen jedoch zu kurz; die kleinen gewandten Kaptauben schnappten ihnen alle Bissen vor dem Schnabel fort. Das war aber auch gerade die Absicht des Kapitäns mit dem Köder gewesen. Er wollte nur den Appetit der Albatrosse reizen und fahndete lediglich auf sie, von denen einer mehr Daunen auf seiner Brust trägt, als ein Dutzend Tauben. Nachdem er sie auf diese Weise recht gierig gemacht, begann die Jagd. Nun waren aber die Tauben die Geprellten. Vergebens stürzten sie sich schaarenweise auf die Angel und sperrten die Schnäbel auf, soweit sie vermochten, um die kostbare Beute einzuheimsen; Haken und Köder waren viel zu groß für sie.

Da stob das zankende Vogelknäuel plötzlich erschreckt auseinander. Mit drohendem trompetenähnlichem Rufe erschien ein Albatroß in ihrer Mitte und ließ sich majestätisch auf das Wasser nieder. Schnell gab der Kapitän die Leine nach, um jenem den Köder näher zu bringen. Der Vogel schnappte zu und war gefangen.

Wenige Sekunden darauf hatte man ihn an Bord geholt,

ein gewaltiges Thier von über zwölf Fuß Flügelspannweite, mit schneeweißer Brust und grauen Flügeln.

Der Kapitän, der gar zu gern seine Frau neckte, konnte es nicht unterlassen, auch hierbei wieder seiner humoristischen Laune die Zügel schießen zu lassen. Er löste den Haken, hielt dem Vogel den Schnabel zu, legte seinen Mund vor dessen Ohr und sprach in unverständlichen Lauten zu ihm.

Frau Maria ließ sich wirklich wieder fangen. Sie schaute verwirrt auf das sonderbare Gebaren ihres Mannes, während über das gutmüthige Gesicht des beim Fischen behilflichen Steuermannes ein breites Lächeln zog.

„Was sprichst du da, Wilhelm?“ fragte sie jetzt.

„Die Vogelsprache,“ erwiderte er mit vollkommen bewahrtem Ernste, der sie nur noch mehr verblüffte.

„Aber Mann, sei doch vernünftig,“ schmollte sie.

„Du bist heute sehr ungläubig,“ erwiderte er ebenso ernst wie vorhin, „obwohl ich dir doch schon genug Beweise meines außerordentlichen Könnens gegeben. Ich theilte dem Albatroß soeben mit, daß er sich auf der Hamburger Bark „Marianne“ befinde, daß ich der Kapitän des Schiffes sei und er ohne meine Erlaubniß dasselbe nicht wieder verlassen dürfe. Sieh selbst, ob er mich verstanden hat.“

Dabei zog er den Vogel langsam nach mittschiffs und ließ ihn dort frei. Derselbe watschelte auf dem Deck umher, machte aber wirklich nicht die geringste Anstalt davonzufliegen.

Frau Maria wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, zeigte aber ein so erschrecktes Gesicht, daß der Kapitän den angenommenen Ernst nicht länger bewahren konnte und hell auflachte.

„Auch das geht mit ganz natürlichen Dingen zu,“ erklärte er dann die räthselhafte Erscheinung. „Die Flügel der Thiere sind so lang, daß sie sich vom glatten Boden nicht erheben

können. Sieh nur," fügte er, auf einen schwimmenden Albatroß zeigend, hinzu, der sich gerade zum Auffliegen bereit machte. „Er läuft erst eine ganze Strecke auf dem Wasser, bis er sich auf der Spitze einer größeren Welle befindet. Erst dann hat er die nöthige Luft unter den Flügeln, um in die Höhe zu gehen."

Die Jagd war außerordentlich ergiebig. Innerhalb einer halben Stunde hatte der Kapitän seine Wette glänzend gewonnen. Fast ein Dutzend der schönen Vögel liefen auf dem Deck umher und trugen auf ihrer gepolsterten Brust mehr als die erforderliche Menge der kostbarsten Daunen für zwei Decken.

„Sieh nur, was machen die Thiere!" rief Frau Maria jetzt plötzlich, als sie dieselben sich erbrechen sah.

„Sie sind seekrank," erwiderte der Kapitän.

„Willst du mich wieder zum Besten haben?" drohte lächelnd seine Frau.

„Ganz bestimmt nicht," gab er zurück. „Es verhält sich so, wie ich sage, obwohl die Sache merkwürdig genug ist. Wenn sie schwimmen, werden sie von den Wellen noch ärger geschaukelt, als auf dem Schiffe, aber kaum bewegen sie sich auf dem glatten Deck einige Minuten, dann geben sie alles von sich, was sie in den letzten Stunden gefressen. Dabei brüten sie aber doch am Lande und können unmöglich dort seekrank werden, es scheint also nur an Bord stattzufinden.

„Uebrigens erinnert mich das an eine drastische Scene, die ich einst erlebte und über die ich noch heute lachen muß. Als ich meine erste Reise um das Kap Horn machte und wir dort beigedreht lagen, theilte eines Nachmittags der Untersteuermann dem Koch die Ration Pökelschweinefleisch für die Mannschaft zu. Dabei befand sich ein Stück Bauchlappen, das nur Fett und Haut war. Da die Matrosen dies doch

nicht essen, forderte der Koch ein anderes Stück, was der sparsame Steuermann jedoch verweigerte. Ärgerlich über diese Knauserei, warf der Koch das bemängelte Stück einfach über Bord, worüber er von seinem Vorgesetzten heftig angelassen wurde.

„Inzwischen hatten sich eine Menge Albatrosse um das Schiff gesammelt und wir begannen zu angeln. Der erste gefangene Vogel watschelte nach vorn, kam aber nur bis zur Kambüse, als die Seekrankheit ihn packte und er jenes Stück Speck zu den Füßen des Kochs von sich gab. Dieser, noch in voller Entrüstung über den erhaltenen Rüffel, nahm sofort dasselbe auf, begab sich mit ihm auf das Hinterdeck und brachte es dem Steuermann mit den zornigen Worten: „Sie haben mich gescholten, daß ich den Bauchlappen vorhin über Bord warf, hier bringe ich ihn wieder.“ Damit legte er ihn behutsam vor dem verblüfften Vorgesetzten nieder, der nicht gesehen hatte, auf welche Weise das Fleisch wieder an Bord gekommen war, und ging triumphierend zu seiner Küche zurück.“

Frau Marie lachte herzlich über die Anekdote, wandte dann aber wieder ihre Aufmerksamkeit dem Fange zu, der sie allmählich selbst mit regem Jagdeifer erfüllt hatte.

Elf Albatrosse befanden sich bereits an Bord, aber vergebens suchte der Kapitän das Dutzend voll zu machen. Die Thiere waren scheu geworden und wollten nicht mehr anbeißen. Ein wundervolles und fast schneeweißes Exemplar mit schwarzen Flügelspitzen schwebte zwar immer lüstern über dem Köder, aber faßte nicht an, so daß der Kapitän schließlich die Sache aufgeben wollte.

Damit war jedoch nun die kleine Frau gar nicht einverstanden; die blendend weißen Daunen lockten gar zu sehr, wenn sie es auch nicht eingestehen wollte.

„Bitte, laß mich einmal angeln," bat sie schmeichelnd ihren Gatten, „vielleicht gelingt es mir."

„O, wie habsüchtig," neckte dieser, „wir haben Federn genug."

„Wenn ich ihn fange, soll er auch nicht getödtet werden," erwiderte sie, „wir wollen ihn wieder fliegen lassen."

„Aha! mit einem Rosabändchen um den Hals," lachte er, „nun, versuche dein Heil, hier hast du die Angel."

Mit vor freudiger Erregung hochgerötheten Wangen ergriff Frau Maria die Leine, um schon nach wenigen Sekunden jubelnd auszurufen: „Siehst du, wie viel geschickter ich bin als du — da ist er schon gefangen!"

Und in der That, es war gerade, als ob der Albatroß darauf gewartet hätte, denn sobald die zarte Hand der jungen Frau die Angelleine hielt, verjagte er mit seinem Trompetenschrei die keifenden Kaptauben, stürzte sich auf den Köder und war fest.

Freilich, um ihn an Bord zu holen, genügte die Kraft der glücklichen Fängerin nicht. Mit den breiten Füßen und ausgebreiteten Flügeln stemmte sich das mächtige Thier so gegen das Wasser, daß jeden Augenblick die Angelschnur zu reißen drohte und es der vereinten Anstrengungen von Kapitän und Steuermann bedurfte, um den Vogel an Deck zu ziehen.

Man ließ ihn laufen, aber er watschelte nicht wie die übrigen, sondern knickte mit dem einen Fuß stets so ein, daß er kaum vorwärts kam.

„O, das arme Thier," klagte Frau Maria mitleidig, „es hat sich das Bein gebrochen."

„Das ist nicht möglich," erwiderte der Kapitän, „es ist nirgends mit dem Fuße angestoßen, aber wir wollen gleich einmal untersuchen, was ihm fehlt."

Er ließ einen Matrosen den Vogel am Halse festhalten, um gegen dessen wüthende Schnabelhiebe gesichert zu sein, und untersuchte das Bein. Kaum hatte er jedoch einen Blick darauf geworfen, als er lebhaft ausrief: „Das Thier ist schon einmal gefangen gewesen, es trägt einen Ring am Fußknochen."

Alle eilten herzu, um die Merkwürdigkeit zu betrachten. Der Ring bestand aus einem schmalen Streifen Bleiplatte, wie sie an Bord der Schiffe vielfach verwendet wird, und dieser war mehrmals um das Bein gewickelt. Er wurde behutsam abgenommen und nun erklärte sich auch das Hinken des Vogels. Der Ring mußte schon seit längerer Zeit umgelegt sein, denn Knochen und Haut waren durch ihn ganz zusammen gedrückt und in ihrem Wachsthum gegen die nebenliegenden Theile bedeutend zurückgehalten.

Als der Kapitän den Bleistreifen näher untersuchte, zeigten sich auf seiner Innenseite mehrere mit einem Messer oder Nagel eingeritzte Worte.

Anfänglich hielt es schwer, dieselben zu entziffern; als des aber schließlich gelang, da waren es nicht der erwartete Schiffsname und das Datum des Fanges, wie sie so oft Seeleute auf Lederstreifen eingeschnitten an den Füßen der Vögel befestigen, wenn sie ihnen ihre Freiheit zurückgeben, sondern ein Nothschrei erbarmungswürdiger Unglücklicher, der auf diese wunderbare Weise zur Kenntniß der Mitmenschen gebracht wurde.

Help for God's sake, Crozet! lauteten die Worte, „Hilfe um Gotteswillen, Crozet!"

Für mehr war nicht Platz auf dem schmalen Bande gewesen; den Armen mußte kein größeres Stück zu Gebote gestanden haben und dies allein kennzeichnete schon ihre Hilflosigkeit damals, als der Streifen umgelegt wurde.

„Was kann das bedeuten, Wilhelm?“ fragte die junge Frau in höchster Aufregung.

„Das bedeutet,“ erwiderte dieser ernst, „daß ein Schiff auf den Crozet-Inseln gescheitert ist, und die Schiffbrüchigen versucht haben, von ihrer furchtbaren Lage auf diese Weise Kunde zu geben, da ihnen kein anderes Mittel zu Gebote stand.“

„Aber du wirst doch hinsegeln und ihnen Hilfe bringen!“ bat Frau Maria in Aufwallung warmherzigen Gefühls.

„Ich würde es gewiß thun, mein Kind,“ entgegnete der Kapitän, „und auch den beträchtlichen Umweg nicht scheuen, da die Inseln nahe an hundert Seemeilen ganz aus unserer Richtung liegen, aber es ist leider zu spät und unser Kommen würde vergeblich sein.“

„Weshalb zu spät?“ fragte seine Gattin angstvoll.

„Der Albatroß trägt den Ring schon längere Zeit mit sich herum, sonst könnte unmöglich dadurch der Fußknochen so eingeschnürt sein. Der Vogel muß ganz jung, wahrscheinlich bevor er noch vollständig flügge war, eingefangen sein, als man ihm den Ring umlegte, und um zu seiner jetzigen Größe heranzuwachsen, so daß seine Knochen fast den doppelten Durchmesser von dem des Bandes haben, sind mindestens drei bis vier Monate verflossen.

„Die Crozet-Inseln werden aber durch eine Reihe öder Klippen gebildet ohne irgend welche Hilfsmittel für Menschen, ohne Baum und Strauch, kaum daß hier und dort ein paar dürftige Kräuter dem kahlen Felsboden entsprießen — ja, es fragt sich, ob es nicht auch an Wasser fehlt, wenn nicht der häufige Regen sich in den Gesteinsspalten sammelt. Fast das ganze Jahr werden sie von Stürmen umtobt, sie haben keinen Hafen, und wenn einmal Schiffe so südlich gehen, daß sie an ihnen vorüberfahren, dann meiden sie ängstlich ihre Nähe und

benutzen sie nur aus der Ferne zur Bestimmung ihrer geographischen Position.

„Wer auf ihnen scheitert, der ist wohl so gut wie verloren, denn wovon soll er leben. Er mag eine kurze Zeit von Muscheln oder dergleichen sein Leben fristen, hier und dort Eier oder Junge von brütenden Seevögeln finden, aber das ist auch alles. Es macht deinem Herzen alle Ehre, daß du so für die Rettung der Unglücklichen eintrittst, aber die Vernunft sagt: „es ist leider zu spät.“

Doch Frau Marie wollte die Vernunftgründe keineswegs anerkennen und gab mehr der Stimme ihres Herzens Gehör, was bei Frauen natürlich und oft ja auch ein Vorzug ist. Sie bat und schmeichelte, bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um ihren Mann umzustimmen, und als sie die Bemerkung zu machen glaubte, daß dies nicht ohne Eindruck blieb, führte sie auch noch ihr Ahnungsvermögen in das Feld.

„Habe ich dir nicht heute Morgen schon mitgetheilt,“ sprach sie, „daß mich eine unerklärliche Unruhe peinige und ich das Gefühl habe, es stände uns etwas Außerordentliches bevor. Nun, hat sich das nicht bewahrheitet? Ist es nicht etwas Wunderbares, daß Schiffbrüchige uns durch einen Vogel bitten, sie aus ihrer Noth zu retten, und ist es nicht ebenso merkwürdig, daß du fast eine halbe Stunde lang den Träger des Ringes vergebens zu fangen suchtest und die Jagd aufgeben wolltest, während der Albatroß augenblicklich anbiß, sobald ich die Angel in die Hand nahm!

„Eine Ahnung sagt mir mit immer größerer Bestimmtheit, daß wir nicht zu spät kommen. Betrachte die Botschaft als vom Himmel kommend, mein Wilhelm,“ bat sie in rührender Weise, „sie würde uns nicht geworden sein, wenn Hilfe vergebens wäre.“

Frau Mariens Augen strahlten im Glanze schönster Menschen-

liebe, und ihr edler Eifer verlieh ihren feinen Gesichtszügen einen solchen unwiderstehlichen Reiz, daß der Kapitän bewundernd zu ihr aufblickte, aber auch ihren Bitten nicht länger unzugänglich zu bleiben vermochte.

„Ich will deinen Wunsch erfüllen, meine Herzensfrau," entgegnete er, ihr warm die Hand drückend, „und Gott gebe, daß deine Hoffnung sich erfüllt. Der Umweg wird unsere Reise freilich um mehrere Tage verlängern, aber wenn es uns gelingt, auch nur einen der Verlorenen zu retten, werden wir in unserm Innern hundertfach Belohnung dafür finden."

„Oh, wie gut du bist, Wilhelm, und wie danke ich dir aus tiefster Seele für deinen edlen Entschluß," sagte sie, indem Freudenthränen in ihren Augen schimmerten. „Eine innere Stimme sagt mir mit Gewißheit, daß wir ein gutes Werk thun."

Der Kapitän begab sich mit ihr in die Kajüte und alsbald verschwand auch die gemachte Jagdbeute vom Deck. Um die Federn nicht durch Blut zu beschmutzen, wurden die Vögel von den Matrosen stranguliert, dann vorn im Volkslogis ihres Flaums entledigt und schon wenige Stunden darauf konnte der Kapitän seiner Frau das kostbare Material zum Stopfen der beiden Decken überreichen. Er hatte seine Wette gewonnen, aber der bedungene Preis wurde jetzt freiwillig zehn- und hundertfach gezahlt.

Wie das Steigen des Barometers es vorher gekündigt, besserte sich das Wetter noch im Laufe des Vormittags bedeutend, der Sturm wandelte sich allmählich zu einer steifen Brise, die See fiel zusehends, die dichten Vogelschaaren, welche das Schiff umschwärmten, lichteten sich immer mehr, bis auch die letzten in der Ferne verschwanden. Seit einer Reihe von Tagen drang auch zum ersten Male wieder die Sonne, wenn auch nur auf kurze Zeit, durch den dichten Wolkenschleier, als ob sie ebenfalls dazu beitragen wolle, das menschenfreundliche

Beginnen zu unterstützen und Stückchen blauen Himmels lachten herab auf die beruhigte Fluth.

Durch die Beobachtung des langentbehrten Tagesgestirns wurde der Kapitän in den Stand gesetzt, den geographischen Ort des Schiffes genau zu bestimmen, was zur Aufsuchung der noch etwa zweihundert Seemeilen entfernten und meistens durch Nebel und Regen verhüllten Crozet-Inseln von größter Wichtigkeit war.

Nachmittags hatte sich die Witterung so gebessert, daß nach dem neuen Ziele abgehalten werden konnte. Die „Marianne" deckte sich mit Segeln und flog wie ein riesenhafter Vogel mit entfalteten Schwingen südostwärts durch die Wogen.

II.

Etwa sieben Monate vor den geschilderten Vorgängen, zu Ende Juli des Jahres 1875, befand sich in derselben Gegend des Indischen Ozeans, nur eine Strecke südlicher und östlicher, ein anderes Fahrzeug. Es war das 1400 Tons große englische Vollschiff „Strathmore". Es kam von London, war nach Auckland in Neuseeland bestimmt und ganz aus Eisen gebaut, das damals für die Herstellung von Segel-Handelsschiffen zuerst statt des immer seltener und theurer werdenden Eichenholzes zur Anwendung kam, während es für Dampfer und in der Kriegsmarine schon längere Zeit in Gebrauch war.

Der „Strathmore" führte eine ziemlich starke Besatzung von 38 Mann, außerdem aber auch noch 50 Passagiere, so daß sich im ganzen 88 Köpfe an Bord befanden. Der größte Theil der Passagiere gehörte den niederen Volksklassen an, bestand aus Handwerkern und Landleuten, welche sich auf der

Insel ein neues Heim zu gründen gedachten, sowie aus Soldatenfrauen, welche ihren gegen die Maoris kämpfenden Männern dorthin folgten. Sie logierten deshalb sämmtlich im Zwischendeck und nur zwei Damen in der ersten Kajüte.

Ein Kaufmann mit seiner Familie hatte beabsichtigt, in jener ebenfalls die Reise mitzumachen, sich aber im letzten Augenblicke wieder ausgeschifft, da nach einem sehr unliebsamen Auftritte in ihm berechtigte Zweifel an einer zuverlässigen Führung des Schiffes aufgestiegen waren.

Als nämlich der „Strathmore" segeln sollte und nach dem Verlassen des Docks bereits seeklar auf der Themse lag, stellte es sich heraus, daß vier Matrosen fehlten, welche Abends zuvor heimlich sich vom Schiffe entfernt hatten und noch nicht zurückgekehrt waren.

Der Kapitän sandte ein Boot mit sechs Mann und dem Untersteuermann, um die Fehlenden aufzusuchen, aber auch sie kamen nicht wieder, und erst nach Aufbietung der Polizei gelang es, die Vermißten spät Abends in verschiedenen Kneipen aufzufinden und sie, freilich in sinnlos trunkenem Zustande, an Bord zu schaffen.

Mit Bezug auf die Matrosen war das ja in England nur ein tägliches Vorkommniß, an dem auch die Passagiere, obwohl sie dadurch einen ganzen Tag verloren, kaum Anstoß genommen hätten, aber hier lag die Sache durch die unverzeihliche Pflichtvergessenheit eines Schiffsoffiziers, des Untersteuermanns, doch anders und bedenklicher.

Ihm mußte auf der Reise die Wache und damit Sicherheit und Leben des Schiffes und der darauf befindlichen Menschen anvertraut werden, und wer bürgte dafür, mochte er, wie der Kapitän behauptete, sonst als Seemann noch so tüchtig sein, daß er durch Trunkenheit nicht beides auf das Spiel setzte.

Der erwähnte Kaufmann forderte deshalb im Verein

mit mehreren Passagieren die Entlassung des Betreffenden. Der Kapitän, dem es freilich selbst an der nöthigen Energie zu fehlen schien, wollte darauf nicht eingehen. Er behauptete, daß bei dem augenblicklich herrschenden großen Mangel an Seeleuten ein anderer Untersteuermann nicht oder nur mit bedeutendem Zeitverlust zu finden sei, und gab die Zusicherung, daß, wenn das Schiff erst in See sei, er schon dafür sorgen wolle, eine Wiederholung des Vergehens zu verhindern. Während sich die meisten Passagiere bei diesem Versprechen beruhigten, bestand der Kaufmann jedoch auf seinem Entschlusse und schiffte sich mit seiner Familie aus, da außerdem der größte Theil der Mannschaft einen disziplinlosen und verwilderten Eindruck auf ihn machte.

Auch die beiden allein in der ersten Kajüte zurückbleibenden Damen wurden angesichts dieser unerquicklichen Verhältnisse ängstlich, aber für sie lagen zwingende Gründe zur Mitfahrt vor. Beide waren deutscher Abkunft, die eine, Frau Williams, an einen englischen Offizier verheiratet, die andere, Fräulein Elise Steineck, ihre Begleiterin.

Leutnant Williams hatte nach einjähriger glücklichster Ehe plötzlich ein Kommando nach Neuseeland erhalten, und seine Frau ihre intime Freundin Elise zu sich eingeladen, um ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschaft zu leisten und ihr zugleich eine Stütze zu sein, da ihr Gesundheitszustand manches zu wünschen übrig ließ.

Da war mit der letzten Ueberlandpost die traurige Nachricht eingetroffen, daß Leutnant Williams auf einem Kriegszuge gegen die Maoris schwer verwundet sei, im Hospital von Auckland danieder liege, und daß seine Genesung lange Zeit beanspruchen werde.

Augenblicklich stand in der Seele seiner jungen Frau der Entschluß fest, an das Krankenlager des geliebten Mannes

zu eilen, und da alles Abreden Elisens vergeblich war und diese ganz unabhängig in der Welt dastand, wollte sie die kränkliche Freundin wenigstens unter keinen Umständen die weite Reise allein machen lassen, sondern sie begleiten.

Das nächste Schiff nach Neuseeland wurde erst in vier Wochen expediert. Eine so lange Zeit der peinlichsten Unruhe und Ungewißheit wäre für Frau Williams in ihrer krankhaften Erregtheit unerträglich gewesen, und da ihre Mittel die so sehr kostspielige Fahrt mit einem Postdampfer bei der überdem damals noch fehlenden direkten Verbindung zwischen England und Neuseeland nicht gut gestatteten, so blieb weiter nichts übrig, als trotz der ungünstigen Vorzeichen mit dem „Strathmore“ zu gehen. Das Schiff war nahezu drei Monate unterwegs, aber die Reise, namentlich für die Damen, keine angenehme gewesen. Die Mannschaft zeigte sich vielfach als ein rohes zusammengelaufenes Volk, das bei jeder Gelegenheit zu Exzessen neigte, und das in der nothwendigen Botmäßigkeit zu halten, die Autorität des Kapitäns nicht ausreichte. Dieser war ein alter guter Mann, dessen geistiger Horizont aber nicht weit über die Bordwände seines Schiffes hinausreichte und dem es außerdem an der nothwendigen Thatkraft mangelte, um eine solche Bande zu zügeln.

Es kam deshalb oft zu aufregenden Scenen und Schlägereien. Ja, beim Passieren der Linie, wo nach altem Herkommen der Besatzung Spirituosen verabreicht werden, hatte dies der damit beauftragte Untersteuermann in so leichtsinniger Weise gethan, daß allgemeine Trunkenheit herrschte und es fast zur Meuterei kam. Nur dem muthvollen Dazwischentreten des Obersteuermanns, der mit geladenem Revolver sich den Meuterern entgegen stellte und jeden niederzuschießen drohte, der nicht sofort seinen Befehlen gehorchte,

gelang es, den Aufruhr zu dämpfen und die Ordnung wieder herzustellen.

Der Untersteuermann, welcher keiner höheren Bildungsstufe angehörte, als die Mehrzahl der Matrosen, war zwar nicht wieder so sinnlos betrunken gewesen, wie im Beginn der Reise, aber befand sich doch oft in einem verdächtigen Zustande und hatte sich dann namentlich Fräulein Steineck gegenüber so unverschämt benommen, daß der Kapitän auf energisches Drängen des Obersteuermanns sich entschlossen hatte, ihm die Theilnahme an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu untersagen, um die Damen vor weiterer Belästigung zu schützen.

Solche Verhältnisse konnten natürlich nur dazu beitragen, den letzteren den Aufenthalt an Bord zu verleiden und sie mit banger Sorge in die Zukunft blicken zu lassen. Was sollte werden, wenn wirklich einmal eine größere Gefahr an das Schiff herantrat und dann die um so nothwendigere Disziplin mangelte?

In dieser trostlosen Lage der Damen war es allein der Obersteuermann, der dieselbe auf jede Weise zu erleichtern suchte, was ihm auch gelang.

Herr Watson, so lautete sein Name, war ein noch junger Mann zu Ausgang der Zwanziger, groß, sehr kräftig gebaut, dessen offenes freundliches Wesen sogleich für ihn einnahm und mit seiner ganzen äußeren Erscheinung harmonierte, während eine unter Seeleuten auffallende höhere Bildung ihm eigen war und seine Umgangsformen ihr entsprachen.

Er stammte aus einer früher hoch angesehenen und auch reich mit Glücksgütern gesegneten Kaufmannsfamilie und war das einzige Kind. Der Vater hatte ihm betreffs seiner Berufswahl freie Hand gelassen und so folgte er seiner Neigung, Naturwissenschaften zu studieren. Als er jedoch kaum

ein Jahr lang die Universität besucht hatte, traf ihn der schwere Schlag, daß sein Vater, durch den Sturz eines großen Bankhauses mit in das Unglück gerissen, bankerott machte und gänzlich verarmte.

Natürlich mußte der junge Mann nun sein Studium aufgeben, aber weit entfernt, durch diese Heimsuchung seinen Lebensmuth beugen zu lassen, war der treue Sohn jetzt nur darauf bedacht, den alten Eltern Trost und Stütze zu sein und namentlich nach einer selbständigen Lebensstellung zu suchen, die ihn möglichst bald in den Stand setzte, den Seinen auch materiell zu Hilfe zu kommen.

Er glaubte dieselbe am ehesten in der Handelsmarine zu finden, ging zur See und brachte sich mit seiner außergewöhnlichen Willenskraft und praktischen Veranlagung so schnell vorwärts, daß er schon nach sechsjähriger Fahrzeit zum Obersteuermann befördert wurde, und die Reeder des „Strathmore" ihm bei Rückkehr von dieser Reise den Befehl über eines ihrer neuen Schiffe in Aussicht gestellt hatten. Damit war sein erstrebtes Ziel erreicht; er war dann im stande, seinen Eltern eine behagliche Zukunft zu sichern, und dieser Gedanke machte ihn, der selbst außerordentlich wenig Bedürfnisse hatte, glücklich und zufrieden. Diese Einzelnheiten erfuhren die Damen durch den Kapitän, da Watson selbst nie über seine persönlichen Verhältnisse sprach, aber sie waren dazu angethan, ihr Interesse für den ihnen von Anfang an sympathischen jungen Mann zu erhöhen und mit ihm auf einen freundschaftlicheren Fuß zu kommen.

Er schien dies auch dankbar zu empfinden, machte sich ihnen in jeder Beziehung nützlich und suchte alle Unzuträglichkeiten von ihnen fern zu halten. Ebenso ging er, wenn sein Dienst, den er sehr gewissenhaft nahm, es gestattete, bereitwillig auf die von ihnen angeregte Unterhaltung ein.

Er wußte ihnen dann bei seinen reichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen in der fesselndsten Weise Aufschluß und Belehrung über die oft so wunderbaren Erscheinungen zu geben, welche der Ozean und namentlich der tropische Theil desselben dem Beobachter in so reichem Maße darbietet, so daß sie stundenlang nicht ermüdeten, ihm zuzuhören, aber trotzdem blieb ein eigentliches Nähertreten ausgeschlossen.

Er war stets gleichmäßig höflich und freundlich, beobachtete aber doch stets eine gewisse förmliche Zurückhaltung. Vergeblich bemühten sich die Damen und namentlich Elise, deren lebhafter Geist sich besonders von Watsons verwandtem Wesen angezogen fühlte, durch Herzlichkeit diese Zurückhaltung zu überwinden; Watson schien sich eine feste Grenze gezogen zu haben, die er nicht zu überschreiten beabsichtigte und welche er festhielt zum aufrichtigen Bedauern seiner Zuhörerinnen.

Seit drei Wochen hatte das Schiff das Kap der guten Hoffnung passiert, die prachtvollen, ruhigen Tage in den Passaten, welche mit ihrem Sonnenschein Herz und Seele erfreut hatten und so überreich an Schönem und Neuem gewesen waren, lagen dahinten und an ihre Stelle waren weniger angenehme Zeiten getreten. Der „Strathmore“ befand sich in den südlichen Breiten des Indischen Ozeans, welche von ostwärts steuernden Schiffen wegen der dort herrschenden Westwinde aufgesucht werden, aber dort waren alle die lieblichen Züge verwischt, welche die tropischen Meere zum Eldorado der Seefahrer machen. Kälte, Regen und gelegentlich Stürme verboten den Damen längeren Aufenthalt auf dem Deck und fesselten sie an ihre Kajütten. Ihr einziger Trost war, daß die Reise sich ihrem Ende nahte. Nach der Schiffsrechnung stand man ungefähr auf der Höhe der Crozet-Inseln, jedoch 50—60 Seemeilen nördlich davon, so daß man hoffen konnte, innerhalb drei Wochen Neuseeland zu erreichen. Seit zehn

bis zwölf Tagen hatte sich indessen bei dem Schiffe ein höchst unangenehmer und störender Begleiter eingestellt, Nebel, der durchaus nicht weichen wollte, den „Strathmore“ wie mit einem dunklen Mantel umhüllte, bald mehr oder weniger dicht war, aber jede Gestirnbeobachtung zur sicheren Beobachtung des Schiffskurs unmöglich machte.

Frau Williams Befinden war in der letzten Zeit nicht gut gewesen; sie mußte das Bett hüten, und da Elise ihre Freundin nur auf kurze Zeit verließ, sah sie Kapitän und Obersteuermann fast nur bei den Mahlzeiten. In dem Wesen Watsons war in den letzten Tagen offenbar eine Aenderung eingetreten, die zu auffallend war, um von dem jungen Mädchen nicht bemerkt zu werden. Er zeigte sich zurückhaltender denn je, antwortete nur einsilbig und das Nothwendigste auf ihre Fragen und schien von einer gewissen nervösen Unruhe ergriffen, die sich bei dem früher stets gleichmäßig gestimmten Manne nie gezeigt hatte.

Diese Wahrnehmung machte sie selbst unruhig. Vergeblich fragte sie sich, was die Ursache eines solchen plötzlichen Wechsels sein könne. Das Verhältniß Watsons zum Kapitän war augenscheinlich ungetrübt und das beste; der Dienst wickelte sich ruhig im gewohnten Geleise ab und konnte keinen Einfluß geübt haben, sie selbst war sich bewußt nur freundlich gewesen zu sein, es blieb also nur die Annahme übrig, daß der Obersteuermann sich krank fühle.

Dieser Gedanke erschreckte sie ungemein, aber gleichzeitig kam sie plötzlich zur Erkenntniß, daß ihr Interesse für Watson ein wärmeres sei, als sie sich bis jetzt hatte gestehen wollen oder vielleicht selbst wußte. Vergeblich suchte sie diese Empfindung zurückzudrängen; sie war mächtiger als ihr Wille und ließ sich nicht mehr unterdrücken. Sie konnte sich nicht länger verhehlen, daß sie Watson liebte. Im ersten Augen-

blick besaß dieser Gedanke etwas Beglückendes für sie, dann aber schlug er in das schmerzliche Gegentheil um. Der Obersteuermann hatte bisher ihr nicht den leisesten Grund dafür gegeben, daß er eine solche Neigung theile, nie durch ein Wort oder einen Blick gezeigt, daß er ihr näher zu treten wünsche. Ein schöner Traum hatte sie für eine kurze Zeit beseeligt, aber es war nur ein Traum und er verflog vor der unbarmherzigen Wirklichkeit. Liebe und jungfräuliche Scham kämpften in ihrem Herzen um den Sieg. Die letztere gewann ihn, und Elise gelobte sich, ihre Gefühle tief in ihrem Innern zu verschließen.

Trotzdem vermochte sie nicht das Verlangen zu unterdrücken, Watson nach dem Anlaß seiner Veränderung zu fragen. Sie traute sich die Kraft zu, es in einer Weise zu thun, in der er nur die gerechtfertigte Theilnahme einer Reisegefährtin erblicken konnte, und beschloß auch, ihren Vorsatz sogleich auszuführen.

Watson hatte die Nachmittagswache. Er stand auf dem Hinterdeck und auf seinen männlich schönen Zügen lagerte ein düsterer Ausdruck, während er auf die graue, undurchdringliche Wand starrte, welche noch immer das Schiff umfing.

Elise hatte ihre Willenskraft nicht unterschätzt. Wenn auch das laute Klopfen in ihrer Brust von der inneren Aufregung zeugte, verrieth die Ruhe in ihrem Aeußern nichts davon. In ihrer gewohnten freundlichen Art begrüßte sie den Obersteuermann, der den Gruß ehrerbietig erwiderte.

„Sagen Sie, Herr Watson," redete sie ihn an, „was ist in den letzten Tagen mit Ihnen vorgegangen? Sie sind in Ihrem Wesen so verändert, daß man Sie gar nicht wiedererkennt. Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Fräulein Steineck," erwiderte er, indem ein Blick seiner Augen sie traf, der sie

fast ganz um ihre künstliche Fassung gebracht hätte, „aber mir fehlt nichts, ich fühle mich Gott sei Dank so wohl und gesund wie immer.“

Elise fiel bei dieser Antwort ein Stein vom Herzen; ihre schlimmste Befürchtung war ungegründet.

„Aber was ist es denn?“ forschte Elise weiter. „Sie sind in den letzten Tagen zu auffallend verändert, als daß ein Mann von Ihrem Charakter dies ohne genügenden Grund sein könnte. Wollen Sie mir diesen nicht nennen, ich bitte Sie herzlich darum. Es ist nicht weibliche Neugierde, die mich treibt, sondern wirkliche Theilnahme, und,“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu, „wenn Sie wollen, auch Egoismus. Sie haben auf der ganzen Reise sich gegen Frau Williams und mich stets so liebenswürdig gezeigt — wir danken Ihnen so viele schöne, lehrreiche Stunden, daß wir Ihr jetziges schweigsames Verhalten schmerzlich empfinden müssen und mit Schrecken daran denken, daß es für den Rest der Reise so bleiben könnte. Sagen Sie aufrichtig, Herr Watson, habe ich durch irgend etwas Anlaß zu Ihrem veränderten Wesen gegeben. Es sollte mir herzlich leid thun, denn dann habe ich es gewiß nicht gewollt.“

„Um Gott, Fräulein Steineck, denken Sie nicht so etwas,“ sagte er abwehrend, ohne jedoch sonst weiter auf ihre Fragen einzugehen.

„Ich sehe,“ äußerte diese nach einer kleinen Pause, und indem sich auf ihren Zügen eine gewisse Enttäuschung malte, „ich bin indiskret gewesen, indem ich Sie mit meinen Fragen behelligte . . .“

„Ich bitte Sie zu bleiben, Fräulein,“ äußerte er dringend, als sie Miene zum Fortgehen machte, „und mein bisheriges Schweigen nicht falsch zu deuten. Was mich drückt, hat vielleicht und hoffentlich gar keine Berechtigung und deshalb scheute

ich mich, noch andere zu Theilnehmern meiner Sorgen zu machen. Aber es ist mir daran gelegen, daß Sie mich nicht falsch beurtheilen und deshalb will ich offen gegen Sie sein, selbst auf die Gefahr hin, daß ich Sie erschrecke. Es ist der Nebel, welcher auf mich einwirkt."

Elise sah ihn erstaunt an. „Der Nebel?" sagte sie ungläubig, da sie seine Bemerkung für eine Ausflucht hielt. „Das hätte ich wirklich nicht geglaubt," fuhr sie dann in scherzhaftem Tone fort, „daß ein so kräftiger Mann wie Sie, der alle schweren Strapazen des Seelebens mit Leichtigkeit getragen, so zarte Nerven hat, um durch Nebel so beeinflußt zu werden."

Watson ging nicht auf den angeschlagenen Ton ein. „Meine Nerven sind nicht so schwach, wie Sie zu glauben scheinen, Fräulein Steineck," erwiderte er ernst, „der Nebel macht mir nur Sorge, weil die Sicherheit des Schiffes dadurch in Frage kommt."

„Wie meinen Sie das?" fragte sie hastig, durch die Antwort augenscheinlich in Unruhe versetzt.

„Sehen Sie, da ist schon, was ich gern vermieden hätte," erwiderte er, „ich habe Sie erschreckt."

„Nein, nein," rief sie lebhaft, „es war nur ganz vorübergehend. Ich bitte Sie dringend, sagen Sie mir die volle Wahrheit. Bin ich doch die Tochter eines Seemannes und als solcher fehlt es mir nicht an Muth, einer Gefahr in das Auge zu sehen."

„Ich hoffte das, sonst würde ich geschwiegen haben," versetzte Watson. „Wie ich aber vorhin schon hervorhob, hege ich bisher nur Muthmaßungen, die möglicherweise gar keinen sicheren Hintergrund haben, obgleich sie trotzdem drückend auf mir lasten. Wenn der unglückliche Nebel aufklaren wollte, würde auch sofort jede Gefahr verschwunden sein, und

nach vierundzwanzig Stunden ist überhaupt nichts mehr zu fürchten ..."

„Zu fürchten?" unterbrach sie ihn, „aber Sie haben mir doch früher einmal gesagt, der Indische Ozean sei ganz frei von Gefahren."

„Dem ist auch so, wenn die Schiffe ihren richtigen Kurs einhalten können."

„Und weshalb kann unser Schiff das nicht? Wir sind doch bisher von schweren Stürmen verschont geblieben, haben nicht beidrehen müssen und immer geraden Kurs steuern können."

„Sie haben Recht," erwiderte er lächelnd, „und wenn ich es nicht bereits wüßte, würde ich an diesem Einwurf Sie als Tochter eines Seemanns erkannt haben. Wenn wir ein Holzschiff unter den Füßen hätten, würde ich mich auch nicht im geringsten sorgen, doch es ist ein anderes Ding mit einem eisernen."

„Aber ist denn nicht Schiff — Schiff?" fragte sie auf das höchste verwundert.

„In Bezug auf das Innehalten eines richtigen Kursus nicht," entgegnete er. „Auf einem eisernen Schiffe bildet sich schon während des Baues durch Einfluß des Erdmagnetismus auf geheimnißvolle Weise eine magnetische Achse, in der sich der gesammte Magnetismus des Schiffes konzentriert. Diese Achse wirkt auf die Kompaßnadel und lenkt sie mehr oder minder aus ihrer natürlichen Lage ab. Die Gesetze, nach denen dies geschieht, sind noch nicht ganz aufgeklärt, obwohl die berühmtesten Physiker danach forschen und auch ich mich, wenn auch seither ohne positive Erfolge, lebhaft damit beschäftigt habe. Nur so viel steht fest, daß diese Ablenkung sich nicht allein nach dem Winkel richtet, den die Achse mit dem gesteuerten Kurse bildet, sondern auch merkwürdiger Weise

nach der geographischen Breite, in der sich das Schiff befindet. Im Süden des Aequators ist sie eine ganz andere, wie im Norden, und verkehrt sich nahezu in das Gegentheil. Der Eisenbau von Handelsschiffen ist erst in neuerer Zeit eingeführt; leider beachtet man meiner Ansicht nach diese Verhältnisse noch nicht so, wie ihre Wichtigkeit erfordert, und das ist auch bei unserem Kapitän der Fall, obwohl ich ihn oft darauf aufmerksam gemacht habe. Wenn klarer Himmel ist und wir Gestirnsbeobachtungen machen können, liegt die Sache nicht so schlimm. Wir wissen dann täglich genau, wo wir sind, und können den Kurs verbessern, aber nun verfolgt uns schon seit zwölf Tagen dieser unglückselige Nebel. Vorsichtshalber haben wir den Kurs so gesetzt, daß er sechzig Seemeilen nördlich von den Crozet-Inseln vorbeiführt, aber wenn der Kompaß auch nur eine geringere südliche Ablenkung erlitten hat, als ich nach meinen früheren Beobachtungen annehme, dann kann das Schiff heute 60 bis 80 Seemeilen südlicher stehen, als es nach der Rechnung soll. Nach letzterer müssen wir uns jetzt ungefähr auf der Höhe dieser Inseln befinden, und wenn bis morgen alles gut geht, so glaube ich bestimmt, daß wir sie passiert haben und alle Gefahr beseitigt ist. Sie werden aber wohl jetzt verstehen können, daß meine Besorgniß nicht ganz ungerechtfertigt ist."

Elise hatte mit gespannter Aufmerksamkeit den Erklärungen gelauscht und sie mit ihrem scharfen Verstande vollkommen richtig aufgefaßt.

„Ich danke Ihnen, Herr Watson, für Ihr Vertrauen," sagte sie dann und in ihrem Tone lag warme Empfindung. „Sie werden sehen, daß ich dasselbe unter allen Umständen zu würdigen wissen werde, aber," fuhr sie fort, „mein Vater pflegte immer zu sagen, ein Seemann dürfe auch angesichts der größten Gefahr nie den Muth verlieren, wenn er sich

bewußt sei, seine Schuldigkeit gethan zu haben; der liebe Gott werde dann schon rechtzeitig für ihn eintreten. So wie ich Sie in diesen Monaten kennen gelernt, haben Sie aber gewiß nichts versäumt und dürfen deshab mit gutem Gewissen dem Kommenden entgegensehen."

Watson erwiderte nichts, sondern schaute nur zu der Sprecherin auf, aber in diesem Blicke mußte wohl etwas liegen, das beredter als Worte zu ihrem Herzen sprach, denn eine heiße Röthe flammte in ihren Zügen auf, so daß sie sich schnell abwandte, um ihre Gefühle nicht zu verrathen.

In diesem Augenblicke ging der Untersteuermann nahe an dem Paare vorbei. Er blickte das junge Mädchen so frech und unverschämt an, daß letztere sichtlich zusammenschrak. Alle Farbe schwand aus ihrem Gesicht und wie Hilfe suchend kehrte sie dasselbe wieder Watson zu.

„Was ist Ihnen so plötzlich, Fräulein?" fragte er in theilnehmender Besorgniß, da ihm das Benehmen des Untersteuermannes, dem er den Rücken zukehrte, entgangen war.

„O, es war nur der Abscheu, den mir jener Mensch dort einflößt," erwiderte sie leise. „Ich habe immer das Gefühl, daß mir Unheil von ihm droht."

„Ist er Ihnen wieder zu nahe getreten?" fragte Watson in höchster Erregung, indem seine Züge einen drohenden Ausdruck annahmen.

„Seit jener Scene," lautete die Erwiderung, „infolge deren er auf Ihre Veranlassung aus der Kajütte verwiesen wurde, nicht wieder, als daß er, wie eben jetzt, mich mit häßlichen Blicken verfolgt, so oft ich das Unglück habe, ihm zu begegnen."

„Ich werde dafür sorgen, daß es nicht wieder geschieht," äußerte der Obersteuermann in entschiedenem Tone.

„Ich bitte Sie auf das dringendste, Herr Watson," rief

Elise angstvoll, „vermeiden Sie jeden Streit mit ihm meinetwegen. Ich habe es oft bemerkt, wie haßerfüllt er Ihnen nachschaut, wenn Sie mit ihm gesprochen haben. Er kann es Ihnen nicht vergeben, daß Sie damals so energisch mich in Schutz nahmen, und ich fürchte, daß er sich auch an Ihnen rächen wird."

Wieder blickte der Angeredete sie in einer Weise an, die ihr Herz selig erbeben ließ, dann aber sagte er zuversichtlich: „Seien Sie unbesorgt, ich fürchte ihn nicht. Er ist ein elender Feigling," fügte er dann verächtlich hinzu, „und weiß genau, was er von mir zu erwarten hat, wenn er mir unter die Hände kommt."

Der das Deck betretende Kapitän unterbrach die Unterhaltung und Elise begab sich nach unten zu ihrer kranken Freundin. Sie fand sie schlummernd und war im Grunde sehr erfreut darüber. Sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein; das Gespräch mit Watson hatte sie nach verschiedenen Richtungen sehr aufgeregt, und sie hätte in diesem Augenblick Frau Williams nicht unbefangen gegenüber treten können.

Sie war ein muthiges Mädchen, aber die Besorgnisse des Obersteuermanns hatten doch einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Wenn wirklich ein Unglück passierte und gerade jetzt!

Was der Mund Watsons bis jetzt nicht gewagt in Worte zu kleiden, das hatte sie klar und deutlich in seinen Augen gelesen. Ihre Liebe wurde erwidert und diese beseligende Gewißheit berauschte sie so, daß sie, alles um sich vergessend, nur diesem einen Gedanken nachhing. Daß auch gerade der Kapitän sie stören mußte — Watson hätte gewiß gesprochen.

Dann aber schreckte sie plötzlich wieder empor. Daß dem Schiffe etwas zustoßen könne, daran dachte sie nicht mehr in ihrem jungen Glücke, wohl aber an den unheimlichen Unter-

steuermann, an einen möglichen Zusammenstoß desselben mit dem geliebten Manne, und bei dieser Vorstellung schnürte sich ihr Herz zusammen.

Oben auf dem Deck wurde es laut, vielleicht war der gefürchtete Konflikt schon ausgebrochen. Es litt sie nicht länger unten, tödliche Angst trieb sie nach oben. An allen Gliedern zitternd verließ sie leise die Kammer und schlich die Treppe hinauf, doch sie athmete befreit auf, als sie einen Blick auf das Deck geworfen. Was sie befürchtete, war nicht eingetreten; es wurden nur Segel gekürzt und dadurch war der Lärm entstanden. Watson ertheilte die nöthigen Befehle, aber seine Stimme klang ruhig und sicher, wie immer.

Noch ehe sie von jemand bemerkt war, eilte sie wieder hinunter zur Kranken, die noch immer schlummerte. Sie sank in einen Sessel und hing ihren Gedanken nach, aber diese waren nicht mehr beängstigend, sondern schwellten ihr Herz mit Glück und Hoffnung, und als die Freundin erwachte, da konnte sie harmlos und heiter mit ihr plaudern.

Watson hatte den Kapitän nochmals auf die Gefahr einer möglichen Kompaßablenkung aufmerksam gemacht, aber es gelang ihm nur schwer, diesen zu überzeugen. Dabei fiel es dem Obersteuermann seltsam auf, wie sein Vorgesetzter verwirrt sprach. Bald gab er Watson Recht, bald brauste er heftig auf, um das Gegentheil zu behaupten, und erst nach längerer Zeit wurde er wieder ruhiger, um nach alter Weise und freundlich mit seinem Untergebenen die Angelegenheit zu erörtern. Er stimmte dessen Vorschlag unbedingt bei, wenigstens keine Vorsichtsmaßregeln außer Acht zu lassen und die Segel zu kürzen, um bei dem frischen Winde nicht zu viel Fahrt zu machen und dadurch das Schiff für den Fall einer plötzlich auftauchenden Gefahr manöverfähiger zu halten.

Nach beendetem Manöver zog sich der Kapitän, der über

Kopfschmerz klagte, woraus sich Watson dessen auffallendes Benehmen zu erklären suchte, in seine Kajütte zurück und beide Steuerleute blieben allein auf dem Hinterdeck.

Watson trat auf den Untersteuermann zu. „Wenn Sie sich noch einmal unterstehen," redete er ihn in drohendem Tone an, „Fräulein Steineck durch Ihre frechen Blicke zu belästigen, so werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen und es soll Ihnen dann die Lust dazu auf immer vergehen."

Er hatte Recht gehabt, den Angeredeten einen Feigling zu nennen. Ohne ein Wort der Entgegnung zu wagen und in ohnmächtiger Wuth begab er sich langsam zum Vorderdeck. Er mochte es sich klar machen, daß sein so überaus kräftiger Gegner mit ihm, der nur klein und schmächtig war, leichtes Spiel haben werde.

Watson hatte bis Abends acht Uhr die Wache. Ehe er sie an den Untersteuermann abgab, sorgte er noch dafür, daß die zuverlässigsten Matrosen als Ausguck bestimmt wurden und schärfte ihnen die größte Aufmerksamkeit ein. Gegen Abend schien der Nebel etwas von seiner Dichtigkeit zu verlieren. Er gestattete wenigstens einen Ausblick von hundert Schritten und in der Hoffnung, daß er nun auch bald noch mehr aufklaren werde, und da es auch verhältnißmäßig gutes Wetter war, ging er etwas beruhigter zur Koje. Um Mitternacht bekam er wieder Wache, und da es dann auf angestrengtes Ausgucken ankam, wollte er versuchen, die wenigen Stunden Schlaf auszunützen.

Elise blieb indessen zur Gesellschaft ihrer Freundin, die sich etwas wohler fühlte, in deren Kammer, um ihr vorzulesen, und nahm auch dort auf deren Wunsch ihre Abendmahlzeit ein. Gegen zehn Uhr pflegte sie sich zur Ruhe zu begeben, vorher aber, wenn die Witterung es gestattete, noch ein Viertelstündchen auf das Deck zu gehen, dort frische Luft zu schöpfen

und etwas mit dem alten Kapitän zu plaudern, dessen Gewohnheit es war, regelmäßig auf der ersten Nachtwache bis gegen elf Uhr auf dem Deck zu bleiben, bevor er seine Koje aufsuchte.

Heute fühlte sie das Bedürfniß noch um so mehr, da sie auch noch Watson zu sprechen hoffte, den sie auf Wache vermuthete. Als sie jedoch das Hinterdeck betrat, war dasselbe leer und weder der Kapitän noch der Obersteuermann zu sehen.

In der Annahme, daß letzterer oder beide nach vorn gegangen seien, um die Ausguckspolten zu revidieren oder selbst auszuschauen, weil sich von dort ein freieres Gesichtsfeld bot, stellte sich das junge Mädchen hinten an die Verschanzung und schaute traumverloren auf die vorbeirauschenden Wellen.

Da schien es plötzlich hell um sie zu werden; sie richtete den Blick aufwärts, und es durchzuckte sie auf das freudigste Dort oben am Himmel erglänzten alle Gestirne, der unheimliche Nebel war plötzlich gewichen, und indem sie an Watsons heutige Aeußerung dachte, daß damit alle Gefahr beseitigt und alle seine Besorgnisse geschwunden seien, athmete sie froh und beglückt auf. Der Gesichtskreis dehnte sich zusehends aus, man sah in weiter Entfernung, wie die Wellen in grünweißlichem Schimmer schäumend überköpften und nur am Backbord stand noch eine dunkle Bank am Horizonte — es war wohl der Nebel, den der etwas von Steuerbord kommende Wind endlich verscheucht hatte und jetzt wie eine Wolkenwand vor sich her trieb.

Während Elise fröhlichen Herzens dem enteilenden Unholde, nachschaute, fühlte sie sich plötzlich von hinten umfaßt. Im ersten Augenblicke glaubte sie, es sei Watson, und ein seliges Gefühl durchschauerte sie, doch es war nur ein Augenblick, dann wurde sie vor Schreck fast zur Bildsäule. In roher

Weise wurde sie gepreßt und „habe ich Dich endlich, mein Täubchen," erklang eine rauhe, heisere Stimme an ihr Ohr, „jetzt gieb mir gutwillig einen Kuß, sonst werde ich Dich dazu zwingen." Ein widerlicher Branntweingeruch entströmte dem Munde des Sprechers, der Elise den Athem nahm, eine Hand umklammerte ihren Hals und suchte mit Gewalt ihren Kopf zu sich zu drehen, wie sie sich auch mit der Kraft der Verzweiflung dagegen wehrte.

Sie versuchte einen Hilfeschrei auszustoßen, aber die Hand schnürte die Kehle so fest zu, daß sie nur noch einen gurgelnden Laut hervorzubringen vermochte und ihre Besinnung zu schwinden begann. Da fühlte sie eine Erschütterung, wie einen Schlag, die Hände des brutalen Angreifers glitten wie gelähmt von ihr ab — sie war frei. Fast ohnmächtig klammerte sie sich an die Verschanzung und es dauerte einige Augenblicke, bis sie wieder zu sich kam.

Als sie die Augen aufschlug, sah sie Watson vor sich stehen. Furchtbare Gedanken wirbelten in ihrem Hirn, aber bevor sie sich darüber klar werden konnte, was geschehen war, vernahm sie Worte, die ebenso schnell alle Schreckbilder verscheuchten.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Steineck," ertönte die sympathische Stimme des Obersteuermannes, „ich habe den Schurken für seine Frechheit bestraft, Sie sind sicher vor ihm."

„Wer war es?" stieß sie hervor, während sie noch am ganzen Körper zitterte.

„Der Untersteuermann," erwiderte Watson.

„Aber wie kommt er auf Deck? Sie haben doch die Wache."

„Nein, Fräulein, Sie sind im Irrthum, meine Wache beginnt erst um zwölf Uhr.

„O, hätte ich das geahnt," rief Elise, „ich hätte das Deck

nicht betreten, um nicht mit diesem schrecklichen Menschen zusammen zu treffen. Doch wie erklärt sich denn Ihr Erscheinen und gerade in einem für mich so verhängnißvollen Augenblicke?“

„Ich hoffte recht gut zu schlafen, aber als ich dem Untersteuermann die Wache übergab, glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, daß er wieder getrunken habe, wenngleich er noch vollständig seiner Sinne mächtig schien. Das beunruhigte mich und ich konnte keinen Schlaf finden, obwohl ich den Kapitän auf dem Deck wußte. Als ich diesen aber früher, als es seine Gewohnheit ist, die Koje aufsuchen hörte, weil er wahrscheinlich unwohl ist und schon vorher mir gegenüber klagte, daß er Kopfschmerz habe, litt es mich nicht länger in meinem Bette. Es lag mir schwer auf der Brust, als ob ein schreckliches Unglück drohe. Ich stand auf und betrat das Deck gerade zur rechten Zeit, um Ihnen zu Hilfe kommen zu können.“

„O, zu welch tiefem Danke bin ich Ihnen verpflichtet,“ sagte Elise in aus innerem Herzen kommenden Tone, indem sie ihm ihre Hand reichte.

Er führte dieselbe ehrfurchtsvoll an seine Lippen, aber Worte, wie sie das junge Mädchen wohl erwartete, folgten nicht, und Watson verbeugte sich nur stumm.

Enttäuscht zog sie ihre Hand aus der seinigen. Was war es nur, daß ihn auch jetzt schweigen ließ?

„Was haben Sie mit jenem schrecklichen Menschen gemacht?“ fragte sie dann nach einer kleinen verlegenen Pause.

„Der Trunkenbold liegt dort mittschiffs auf dem Deck,“ erwiderte er. „Ich hatte ihm erst heute Nachmittag eine ernste Warnung zukommen lassen; er hat sie nicht beachtet und es büßen müssen, aber ich glaube nicht, daß er jene zum zweiten Male vergißt.“

In dem Augenblick, wo Elise den halberstickten Schreckenslaut ausgestoßen, war ein furchtbarer Faustschlag auf den Kopf ihres Angreifers niedergefahren. Dann hatten zwei muskulöse Arme den Körper des letzteren erfaßt und ihn mit Riesenkräften nach vorn bis vor die Speigaten geschleudert, wo er noch halb betäubt und stöhnend lag.

„Doch denken wir nicht mehr an den widerwärtigen Menschen," fuhr Watson fort, „sondern freuen wir uns, daß endlich dieser unselige Nebel gewichen ist. So Gott will, wird es nun klar bleiben und dann bald alle Gefahr beseitigt sein. Ihr Vater hat Recht gehabt, daß man alles ruhig erwarten müsse, wenn man seine Schuldigkeit gethan hat, und ich fange an, mich meines Kleinmuths zu schämen. Sie dürfen nun ruhig schlafen, Fräulein Steineck, und es thut mir nur leid, daß ich überhaupt von meinen Besorgnissen zu Ihnen gesprochen habe, doch," fügte er mit einem gewinnenden Lächeln hinzu, das sein Gesicht noch verschönte, „Sie wollten die Wahrheit wissen, und so durfte ich sie Ihnen nicht verhehlen."

„Und doch werde ich Ihnen immer dankbar dafür bleiben, daß Sie es thaten," erwiderte Elise, „wenn auch unser Gespräch von heute Mittag, wie ich Ihnen offen gestehe, mich ängstlich erregt hatte. Desto mehr wurde ich aber erfreut, als vor einer Viertelstunde alle die Sterne durchkamen und es hell wurde. Aber wie wunderbar, daß ein so lang dauernder Nebel so plötzlich verschwinden kann. Sehen Sie nur dort an Backbord etwas voraus, es scheint, als ob er wie eine scharf abgegrenzte dunkle Wand vor dem Winde fortwandert, und ich beobachtete vorhin schon längere Zeit das merkwürdige Schauspiel."

Watson warf einen prüfenden Blick nach der bezeichneten Richtung. Zur selben Zeit trug der Wind ein dumpfes

Geräusch zum Schiff herüber, das wie fernes Grollen des Donners klang.

Wie elektrisiert fuhr der Obersteuermann in die Höhe. „Um Gott!“ rief er erschreckt, „das ist kein Nebel, das ist Land. Ich sehe klar die Umrisse und wir sind ganz nahe, denn soeben hörte man die Brandung. Oh, meine Ahnung!“

„Backbord Ruder,“ rief er angstvoll dem Manne am Steuer zu, „hart Backbord! so schnell wie möglich!“ und sprang selbst zum Rade, um dasselbe drehen zu helfen.

„Los die Steuerbord-Hinterbrassen!“ kommandierte er dann mit Stentorstimme nach dem Verdeck hin, „braßt scharf an Backbord an.“ Der Wind kam ziemlich von hinten, und um die von Watson beabsichtigte Wendung auszuführen, mußten die Raaen scharf an den Wind geholt werden, dann konnte das Schiff im rechten Winkel vom Lande abbiegen.

Die Leute auf dem Verdeck säumten nicht und sprangen blitzschnell an die Taue. Aus dem Tone des Befehls hatten sie herausgehört, daß unmittelbare Gefahr drohte.

Das Schiff gehorchte willig dem Ruder und den scharf angebraßten Hintersegeln. Es luvte schnell nach Steuerbord an; die schwarze Wand an der andern Seite begann nach hinten zu wandern und schon glaubte Watson freier aufathmen zu dürfen, da ertönte der Angstruf des Ausgucks auf der Back: „Brandung rechts voraus, ganz nahe, Ruder hart Backbord!“

Zu spät! Kaum war der Ruf verhallt, da erschütterte ein heftiges Knirschen und Krachen das Schiff in seinen innersten Fugen, das Vordertheil hob sich hoch aus dem Wasser, während das Hintertheil sich ebenso tief senkte. Dann stand es plötzlich still — es war mit voller Fahrt auf eine blinde Klippe gerannt.

Durch den heftigen Stoß, den die gewaltsame Hemmung

verursachte, brachen die Stengen von oben, zerrissen die Segel und diese peitschten dröhnend im Winde.

Ein Theil der aus dem Schlaf geweckten Passagiere kam halbbekleidet und laut klagend durch die Vorluke auf das Deck gestürzt; nach wenigen Sekunden erschien auch der Kapitän, der angekleidet in seiner Koje gelegen haben mußte, aber anstatt nach vorn zu gehen und den Befehl zu übernehmen, blieb er auf dem Hinterdeck stehen, rang nur die Hände wie ein Verzweifelter und rief fortwährend: „Wir sind verloren und müssen alle ertrinken.“ Der Schreck hatte dem alten Manne, der offenbar schon am Abend krank gewesen, den Verstand geraubt.

Nun mußte Watson für den Unglücklichen eintreten und er that dies mit jener Geistesgegenwart und ruhigen Umsicht, die ihm stets in kritischen Lagen eigen waren und ihn auszeichneten. Er übersah mit einem Blicke, daß das Schiff unrettbar dem Untergange geweiht sei. Die blinde Klippe mußte einen großen Theil des dünnen, eisernen Bodens fortgerissen haben, so daß sich mächtige Wassermassen ungehindert in den Raum und das so viel niedriger liegende Hintertheil des Schiffes ergießen konnten. Von dort drang halberstickktes Jammergeschrei nach oben. Sämmtliche weibliche Passagiere waren im hintersten Theile des Zwischendecks untergebracht, die einströmenden Fluthen mußten sie bereits erreicht und jeden Rettungsweg abgeschnitten haben, denn sehr bald verstummten die Angstrufe. Die einzige Hilfe versprachen nur die Boote, von denen zwei hinten in Krahnen hingen, zwei mittschiffs und zwei kleinere oben auf dem Deckhause standen, zu ihnen mußte geflüchtet werden.

Watsons Augen suchten Elise. Wie von Schreck gebannt, hatte diese bis dahin sich krampfhaft an die Verschanzung ge-

klammert. Jetzt verließ sie ihren Platz, um sich nach dem Kajütseingange zu begeben.

„Um Gotteswillen, wohin wollen Sie, Fräulein Steineck," rief er ihr zu, indem er ihr den Weg vertrat, „kommen Sie mit mir schnell auf das Deckhaus, hier unten ist die größte Gefahr für Sie!"

„Ich will zu meiner kranken Freundin und mit ihr sterben; es giebt ja doch keine Rettung für uns. Hören Sie nicht, wie der Kapitän ruft: „wir sind verloren und müssen alle ertrinken"?

„Der Kapitän ist wahnsinnig geworden, würde er sonst wohl sich so geberden, anstatt den Befehl zu übernehmen. Nein, wir sind nicht verloren, dort sind die Boote, in ihnen werden wir uns retten. Kommen Sie schnell mit mir."

„Ich kann nicht ohne meine Freundin," erwiderte sie schluchzend. „Sie liegt krank in ihrer Kammer, oh, ich flehe Sie an, Herr Watson, retten Sie zunächst sie!"

„Es ist unmöglich," erwiderte er düster, „Gott sei ihrer Seele gnädig! Sehen Sie nicht, wie tief das Heck gesunken ist und fast mit den Wellen gleich steht. Frau Williams Kammer steht bereits unter Wasser und sie hat ausgelitten; aber Sie müssen gerettet werden, ehe es zu spät wird."

Die Antwort Watsons über das Schicksal ihrer Freundin schien alle Willenskraft des jungen Mädchens gelähmt zu haben. Wie gebrochen stand sie da, machte aber keine Miene, dem Obersteuermann zu folgen.

Er ergriff ihre Hand. „Elise," sprach er in flehentlichem Tone, indem er sie zum ersten Male bei ihrem Vornamen nannte, „Sie müssen kommen. Das Schiff liegt hier so tief, daß die nächste große Woge darüber fortbricht, während dort oben auf dem Deckhause Hilfe ist; retten Sie sich um meinetwillen," fügte er mit zitternder Stimme hinzu.

Was er so lange aus zwingenden Gründen in seiner Brust verschlossen — jetzt in der Todesnoth, wo er das so innig von ihm geliebte Wesen möglicherweise verlieren sollte, jetzt brach es mit elementarer Gewalt hervor und ließ alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Zugleich aber wirkten seine Worte wie erlösend auf Elise, drangen wie süßer Zauber in ihr Herz und rüttelten sie aus ihrer Apathie — nun wußte sie sicher, daß sie wiedergeliebt sei, und das Leben schien ihr auf einmal wieder begehrenswerth. „Kommen Sie," rief sie, indem sie mit leuchtenden Augen zu Watson emporblickte, „ich folge Ihnen, wohin Sie wollen; der liebe Gott wird Mitleid mit uns haben und uns jetzt nicht verderben lassen wollen."

Ueberglücklich, trotz all des umgebenden Schreckens, geleitete er sie die Treppe hinauf zum Deckhause, auf dessen Höhe sie vorläufig geborgen waren, um ihr dort einen möglichst sicheren Platz anzuweisen, dann aber die nöthigen Maßnahmen zur Rettung der Ueberlebenden zu treffen. Wie auch der Gedanke an die Geliebte sein Herz in Seligkeit schwellen ließ, er vergaß deshalb nicht einen Augenblick seine Pflicht, und in stummer Bewunderung schaute Elise auf ihn, der jetzt mit eiserner Ruhe seine Befehle gab.

„Macht die Boote hier oben klar!" kommandierte er, „und alle hier herauf, niemand bleibt auf dem Deck. Kapitän, kommen Sie augenblicklich!" herrschte er auch diesem zu, indem er hoffte, auf ihn durch seine Energie einzuwirken. Doch wie bei diesem der Befehl erfolglos blieb und der arme Wahnsinnige nur die Hände ringend stets „Wir sind verloren!" rief, so verhallte auch seine Stimme ungehört bei einem großen Theile der Mannschaft.

Das, was Watson nach den unglücklichen Verhältnissen an Bord schon lange gefürchtet, trat ein: in dem Augenblicke der

höchsten Gefahr versagten alle die schlechten Elemente den Gehorsam. Sie dachten nur an sich selbst, und fünfzehn bis zwanzig Matrosen stürzten zu den beiden hinteren Booten, um sie von ihren Krahnen hinunterzulassen und sich in ihnen zu retten.

„Zurück!“ donnerte ihnen Watson entgegen, „hier herauf, sonst ist es um euch alle geschehen.“ Aber sein Ruf war wiederum vergebens; alle drängten sich zu den Booten, sie waren blind gegen die kommende Gefahr. Da rollte, wie Watson vorausgesehen, eine schwere See von hinten heran. Sie fand an dem niedrigen Heck keinen Widerstand mehr, brach über ihm, und ihr gewaltiger schäumender Kamm überfluthete mit donnerndem Brausen das Deck. Ihr folgte die zweite und dritte, und als diese sich verlaufen — da war alles vom Hinterdeck verschwunden, die Boote, die bei ihnen beschäftigten Menschen und auch der unglückliche Kapitän — die unbarmherzigen Fluthen hatten alles mit sich in die Tiefe gerissen.

Entsetzt schaute Elise auf den Abgrund, der sich soeben verderbenbringend unter ihr geöffnet und sie ebenfalls verschlungen hätte, wenn sie wenige Minuten länger unten geblieben wäre.

Die grausige Katastrophe hatte jedoch wenigstens das eine Gute, daß der Rest der Mannschaft und Passagiere sich um Watson schaarte und seinen Befehlen gehorchte. Sie hatten erfahren, zu welch schrecklichen Folgen Unbotmäßigkeit in solchen Augenblicken führt und folgten nun willig seinen Anordnungen.

Von den übrig gebliebenen vier Booten konnte eines der größeren, weil das Schiff etwas schief lag, nicht zu Wasser gebracht werden, die drei übrigen nur zusammen dreißig Menschen aufnehmen, wenn sie bei dem ziemlich starken Seegange nicht überladen und gefährdet werden sollten. Achtundachtzig Köpfe hatten sich an Bord befunden, wie viele unten im Zwischendeck ertrunken oder später über Bord gespült waren, wußte Watson

noch nicht, aber als er die um ihn Versammelten zählte, waren es fünfundvierzig. Fünfzehn der Schiffbrüchigen mußten deshalb zunächst zurückbleiben und der Obersteuermann fürchtete bei dieser Theilung abermals den Ausbruch turbulenter Scenen.

Glücklicherweise traf diese Besorgniß nicht zu; seine Ruhe und Kaltblütigkeit, sowie seine klaren, kurzen Befehle, deren Zweckmäßigkeit sofort jedem einleuchtete, imponierten den Ueberlebenden und flößten ihnen solches Vertrauen ein, daß sie willig Gehorsam leisteten. Er versprach den Zurückbleibenden, sie sofort holen zu lassen, wenn er die übrigen glücklich gelandet habe, und sie glaubten ihm auf das Wort.

Von allen an Bord gewesenen weiblichen Personen war nur Elise gerettet. Als Watson ihr einen Platz in der Gig anwies, die er selbst zu führen beabsichtigte, während achtzehn Schiffbrüchige auf das eine Rettungsboot und vier auf die kleine Jolle vertheilt wurden, fragte das junge Mädchen in begreiflicher Aufregung, ob sich auch der Untersteuermann unter den Geretteten befinde, aber Watson beruhigte sie mit den Worten: „Nein, er ist von seinem verdienten Schicksale ereilt.“ Ein Stein fiel ihr vom Herzen, sie hatte die Rache des heimtückischen Menschen gefürchtet und für den Geliebten gezittert.

Jener war ja der eigentliche Urheber des Unglücks gewesen. Eine Viertelstunde vor dem Scheitern hatte es nach Elisens Angabe aufgeklart; würde er nur im entferntesten seine Pflicht gethan haben, so mußte er in der dunklen Wand ebenso wie Watson sofort das Land erkennen, und das Manöver, welches dieser leider zu spät auszuführen suchte, hätte das Schiff unbedingt vor dem Untergange bewahrt. Von seiner Betäubung mußte er bald erwacht und auch zugleich von seinem Rausch ernüchtert sein. Unter jenen, welche zu den Hinterdecksbooten stürmten, und denen Watson vergebens sein „Zurück!“ zurief,

erkannte er ihn als einen der ersten. Jetzt hatte er seine schwere Schuld mit dem Leben bezahlt.

Die Wellen begannen inzwischen immer drohender zu werden, häufiger brachen sie über das Hinterdeck, kochend und brodelnd leckten sie gierig am Deckhause empor und sandten ihren Gischt über dasselbe. Es war die höchste Zeit, die Boote zu Wasser zu bringen; jeden Augenblick konnte eine schwere See anrollen, das Deckhaus und die Boote, das letzte Rettungsmittel, mit sich reißen. Dank den vorsichtigen Maßnahmen Watsons gelang es, wenn auch mit großer Mühe, die Boote auszusetzen, ohne daß ein Unfall eintrat, und sie ruderten in die Nacht hinaus gegen die Küste zu, die glücklicherweise nicht weit entfernt war.

III.

Die Schiffbrüchigen erreichten die Insel, aber vergebens suchten sie zu landen. Ueberall starrten ihnen steile, unnahbare Felswände entgegen, die sich senkrecht aus der Tiefe erhoben und an denen die Brandung emporpeitschte. Der klare Himmel war wieder verschwunden, dichtes Gewölk bedeckte ihn, einzelne Regen- und Schneeschauer verfinsterten noch mehr die Luft und ließen auf wenige Schritte nichts erkennen. Der dampfende Gischt schlug in die Boote, durchnäßte die Insassen und erkältete sie bis auf das Mark, da sie keine Zeit gehabt hatten, sich mit warmen oder wasserdichten Kleidern zu versehen. Nur Elise war durch Watsons Sorgfalt geschützt. Er hatte sie in den aus gestrichenem Segeltuch gefertigten Ueberzug der Gig gehüllt, und dieser hielt Kälte und Wasser von ihr ab.

Erst nachdem die Boote fast die Hälfte der Insel um-

fahren und nach Verlauf von einigen Stunden gelang es, eine kleine Einbuchtung aufzufinden, die einigermaßen Schutz gegen Wind und Seegang bot, und wo auch das Ufer so niedrig war, daß man, wenn auch immer noch mit Schwierigkeiten, eine Landung unternehmen konnte. Doch die Jolle wurde trotz aller Vorsicht von einer Welle so heftig gegen die Felsen geworfen, daß sie vollständig zerschmetterte und die Leute darin nur mit großer Mühe gerettet wurden.

Zu seinem größten Leidwesen konnte Watson sein den zurückgebliebenen Schiffbrüchigen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Es war so finster, daß man nichts von dem Wrack sah und auch nicht einmal wußte, in welcher Richtung man es aufzusuchen hatte; die Armen mußten sich deshalb bis zum anderen Morgen gedulden.

Den Gelandeten erging es freilich kaum besser. Sie befanden sich auf einer Art Terrasse von einigen hundert Schritten Durchmesser, die nach innen zu von einer steilen Felswand begrenzt wurde, sonst aber voll allen Witterungsverhältnissen ausgesetzt war. Nach längerem Umhertasten fand man jedoch eine Stelle, wo die Wand oben überhing, eine Art Grotte bildete und dadurch geringen Schutz gegen Regen und den eisigen Wind bot. Hier beschloß man zunächst zu bleiben. Mit Hilfe einiger Bootsruder und der Bootsüberzüge wurde für das junge Mädchen ein kleines Zelt hergestellt. Alle bemühten sich, dabei hilfreich zu sein und es so gut und dicht wie möglich zu machen — ein ritterlicher Zug, den der Steuermann den Matrosen kaum zugetraut hätte. Freilich das roheste und unbotmäßigste Gesindel unter ihnen war mit jener See fortgespült worden und die große Mehrzahl der Ueberlebenden bestand aus verständigen Männern, welche die nothwendige Achtung vor einer schutzlosen Frau besaßen.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht war man gelandet und

bis zum Tageslicht vergingen noch sechs lange Stunden — hier befand man sich ja im Beginne des Winters. Die Schiffbrüchigen kauerten sich eng an die Felsenwand aneinander, um sich gegenseitig zu erwärmen, aber sie verbrachten eine traurige Nacht.

Watson versuchte nicht zu ruhen; er wanderte während der ganzen Zeit vor dem Zelte auf und ab und hielt Wache zugleich über die Boote und über die Geliebte. In seiner Seele wogten tausend Gedanken auf und ab, wechselten süße Hoffnung und düstere Resignation. Seit langem schon war seine Neigung für das ebenso schöne wie geistvolle Mädchen erwacht, aber mit aller Willenskraft versuchte er dies Gefühl zu unterdrücken, und Liebe und Pietät kämpften in seinem Herzen einen harten Kampf. Wohl hatte er zu bemerken geglaubt, ja es war ihm aus mancherlei Anzeichen zur Gewißheit geworden, daß diese Neigung erwidert werde — aber seine Lebensaufgabe war — wenigstens bis auf weiteres — eine andere, als durch die Gründung eines eigenen Herdes zu beglücken und beglückt zu werden. Es waren seine alten Eltern, für die er allein leben, denen er den Rest ihrer Tage verschönen und behaglich machen wollte.

Bis jetzt war ihm dies, trotz seiner Anspruchslosigkeit und Entbehrungen aller Art, die er sich auferlegte, nicht entfernt in dem Maße gelungen, wie er sich vorgesetzt. Bei seiner Rückkunft stand ihm jedoch der Befehl über ein großes Schiff offen, und damit wurde das von ihm angestrebte Ziel erreicht, dann gestattete sein bedeutend erhöhtes Einkommen, die Eltern gegen alle Noth und Sorge sicher zu stellen. Wie durfte er unter solchen Umständen daran denken, zu heirathen und die geliebten Eltern wieder darben zu lassen; wie konnte er selbst ein Glück genießen wollen, während jene litten. Nein, nie durfte er seine Kindespflichten so weit vergessen, so egoistisch

gegen diejenigen sein, deren Augapfel er von zartester Kindheit an gewesen, die nur für ihn und seine Zukunft gelebt und gesorgt hatten.

Deswegen hatte er sich gegen die aufkeimende Liebe zu Elise mit aller Kraft gewehrt, deswegen sich jene Grenze kühler förmlicher Zurückhaltung gezogen, die er unter allen Umständen innezuhalten bemüht war, bis die Ankunft in Auckland und die dann von selbst eintretende Trennung ihm zu Hilfe kommen und seinem inneren Kampfe ein Ende machen würde.

Und dennoch war er jetzt im letzteren unterlegen; die Liebe hatte sich als der stärkere Theil erwiesen, als der Tod mit einer Trennung drohte.

Und drohte dieser jetzt nicht mehr? Watsons Herz krampfte sich bei diesem Gedanken zusammen. Die Seligkeit, die es erfüllte, schwand vor einem furchtbaren Zukunftsbilde. Vor kurzen Stunden noch war der Tod gnädig vorüber geschritten, aber wäre es nicht barmherziger von ihm gewesen, sie beide dahinzuraffen und sie nach wenigen Augenblicken höchsten irdischen Glückes in dunkle Tiefe zur ewigen Ruhe zu betten?

Vergebens suchte er diese quälenden Vorstellungen zu bannen, sie ließen ihn nicht. Ruhelos wanderte er auf der Felsenplatte auf und ab und kein Hoffnungsschimmer sandte einen tröstenden Strahl in das Dunkel seiner Seele.

Der anbrechende Morgen brachte ihm etwas Erleichterung; er sah den „Strathmore“ noch auf derselben Stelle und näher, als er nach der langen nächtlichen Irrfahrt geglaubt. Sobald er dessen Umrisse unterscheiden konnte, weckte er die Besatzung des Rettungsbootes, um es an Bord zu schicken und die Zurückgebliebenen abzuholen, die eine schreckliche Nacht zugebracht haben mußten.

Zugleich gab er dem das Fahrzeug steuernden Bootsmanne den Auftrag, was von warmen Kleidern, Proviant und anderen

brauchbaren Gegenständen zu erlangen sei, mitzubringen. Er selbst erstieg dann den etwa hundert Meter hohen Gipfel der nur wenige Quadratkilometer haltenden Felseninsel, um Umschau zu halten.

Seine schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich. Von den fünf unbewohnten Inseln, welche die Crozet-Gruppe bilden, war dies die nördlichste und kleinste, „Zwölf Apostel" genannt. Aber welche furchtbare Oede umgab ihn! Nirgends traf der suchende Blick auf einen Baum oder einen Strauch, überall starrte ihm nur kahler bräunlicher Fels entgegen, nur hier und dort unterbrochen von schmalen Streifen, aus deren dünner Humusschicht dürftiges Grün hervorsproßte. Kein lebendes Wesen war zu sehen, nur an der Südküste der Insel schwärmten über den Klippen viele Tausende von Seevögeln und der Wind trug ihr mißtönendes Kreischen an sein Ohr.

Im Osten und einige Meilen entfernt stiegen zwei bedeutend größere Inseln aus dem Wasser, die einen nicht so trostlosen Eindruck machten. Watson wußte, daß sie zwar auch unbewohnt seien, aber daß sie auch öfter von Walfischfängern zum Zwecke der Robbenjagd, oder um Thran auszukochen, aufgesucht wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach boten sie deshalb Hilfsquellen für die Existenz von Menschen, die hier so gänzlich fehlten, und man mußte deshalb suchen, sie so bald wie möglich zu erreichen. Bis jetzt waren Wind und See zu schwer, um den Weg mit den Booten dorthin zu wagen; das konnte nur bei ruhigem Wetter geschehen, zuvor mußte deshalb versucht werden, so viel von dem Wrack zu bergen, wie die Umstände gestatteten, namentlich Lebensmittel.

Als Watson den Rückweg zum Lagerplatz antrat, sah er das Boot vom Schiffe abstoßen und bald darauf landete es. Es brachte den zurückgelassenen Rest der Besatzung, wenngleich in trauriger Verfassung. Die Ärmsten hatten, da auch das

Vordertheil des Schiffes halb mit Wasser gefüllt und theilweise von den Wellen überspült wurde, sich oben in den Fockmast retten, dort allen Unbilden der Witterung aussetzen und in Todesangst die lange Nacht zubringen müssen, und waren von Kälte und Nässe fast erstarrt.

Die Bootsmannschaft hatte versucht, aus dem ganz im Vordertheile des Schiffes liegenden Wohnraume der Besatzung warme Kleider zu bergen und es war ihr dies auch in ziemlichem Maße gelungen. Aber zu dem Proviant hatte sie nicht vordringen können, nur auf den obersten Borden der ebenfalls fast mit Wasser gefüllten Küche hatte sie ein Säckchen mit 6—8 Pfund Schiffszwieback gefunden. Dies und wenige Stücke Blechgeschirr war alles — weiteres bei dem bestehenden Seegang nicht zugänglich gewesen und außerdem zwang der letztere auch das Boot zur baldigen Umkehr.

Etwas unter den gegenwärtigen Verhältnissen Unschätzbares, und was den Schiffbrüchigen unbedingt das Leben rettete, brachten sie aber dennoch mit, zwei ebenfalls auf dem Küchenbord gefundene und trocken gebliebene Schachteln Schwefelhölzer, die der Bootsmann sorgsam auf seinem Körper geborgen und triumphierend an Watson überreichte.

Ja, das war wirklich ein unbezahlbares Kleinod. Nun konnte man Feuer machen, um die erstarrten Glieder zu erwärmen und die durchnäßten Kleider trocknen. Die Theile der zerbrochenen Jolle, welche Watson in weiser Voraussicht hatte auf das Land ziehen lassen, gaben das zunächst nothwendige Feuerungsmaterial und bald flackerten und knisterten lustig die Flammen.

O wie wohlthätig wirkten der Anblick und die ausstrahlende Wärme auf die Gemüther der Verlassenen! Hunger und Durst waren vergessen, mit der rückkehrenden Körper-

wärme schwand auch auf kurze Zeit der schwer auf den Seelen lastende Druck und etwas wie Hoffnung erfüllte die Brust.

Bald sollte der schwache Schimmer noch mehr erhellt werden. Einige der Leute, welche sich über die Insel zerstreut hatten, kamen zurück und kündeten schon von weitem Erfreuliches. Sie hatten Wasser gefunden, einen reich fließenden Quell, der, wunderbar genug, hier mitten im Ozean, aus einer Felsenspalte hervorsprudelte und sich ganze nahe dem Lagerplatz in das Meer ergoß.

Und als ob der Himmel einen noch deutlicheren Fingerzeig geben wolle, daß er die Unglücklichen auch hier in ihrer schrecklichen Noth nicht vergessen wolle, nahte auch bald von anderer Seite unvorhergesehene Hilfe. Andere der Besatzung waren zwischen die zerrissenen Felsen an der Südseite hinabgestiegen, welche von unzählbaren Scharen von Albatrossen umschwärmt wurden und hatten dort einen ausgedehnten Brutplatz der Thiere entdeckt. Nie waren diese wohl früher durch Menschen erschreckt worden und sie zeigten deshalb auch keinerlei Furcht und Scheu vor ihnen. Sie ließen sich auf den Nestern todtschlagen und sich ohne Widerstand ihrer Eier berauben. Schwerbeladen mit beiden kamen die Jäger freudestrahlend zurück und kündeten, daß man so viel erbeuten könne, wie man wolle. Junge waren noch nicht vorhanden, die Brutzeit mußte soeben begonnen haben und so blieb auf Wochen hinaus Nahrung gesichert.

Watson fühlte eine schwere Last von seiner Brust genommen. Noch vor wenigen Minuten war ihm der Blick in die Zukunft so düster und qualvoll erschienen, das entsetzliche Schicksal langsamen Verschmachtens der Schiffbrüchigen hatte vor seiner Seele gestanden und jetzt war auf einmal alles so gut und hoffnungsvoll geworden. Man hatte Feuer, Wasser und Lebensmittel auf geraume Zeit und der nächste ruhige Tag bahnte

den Weg zu den großen Inseln, wo Aussicht auf Rettung durch dann und wann anlegende Wallfischfahrer winkte.

Elise trat aus ihrem Zelte hervor und auf ihrem Antlitz strahlte ein Glücksschimmer, als sie den geliebten Mann gewahrte, der hauptsächlich ihretwegen eine so schwere Nacht durchwacht hatte, dessen sorgenvolle Mienen aber nun auch aufgehellt waren.

Er begrüßte das junge Mädchen ebenso ehrerbietig und zurückhaltend, wie früher. Einen Augenblick zog es wie Unmuth über ihre freundlichen Züge, doch wenige Worte, die er ihr zuflüsterte, brachten den Sonnenschein zurück. Von den übrigen sollte niemand das Verhältniß ahnen; als Schützling aber nahm sie den Männern gegenüber eine ganz andere Stellung ein, und es zeigte sich dies auch sehr bald. Ohne daß Watson die Anregung gegeben, wurde einmüthig beschlossen, die geringe Menge Schiffszwieback allein für sie zu bewahren, so sehr sie sich auch dagegen sträubte. Die Albatrosse stillten zwar den nagenden Hunger, aber ihr Geschmack war thranig und man wollte ihr diesen Nothbehelf so lange wie möglich ersparen, um so mehr, als bis auf weiteres es nicht an wohlschmeckenden Eiern fehlte.

Die brandende See hatte viele Holztheile vom Oberdeck des „Strathmore“ losgerissen und in die Nähe der Küste getrieben. Watson schickte deshalb die Boote aus, um sie zu fischen und so viel Feuerungsmaterial anzuhäufen, wie möglich, da die Trümmer der Jolle nicht lange vorhalten konnten und die Insel auch nicht den leisesten Ersatz dafür bot. Bei dem beginnenden Winter war aber ein ständiges Feuer das nothwendigste Lebensbedürfniß.

Es gelang eine beträchtliche Menge zu bergen, die voraussichtlich auf einen Monat ausreichte, aber das Glück wollte auch, daß man zwei kleine Fäßchen mit Rum und eine größere

Kiste auffischte, welche die See aus dem Schiffe gespült hatte. Letztere war merkwürdigerweise Passagiergut und Eigenthum von Frau Williams gewesen. Als man sie unter großen Schwierigkeiten geöffnet hatte — außer einigen wenigen Messern war an Werkzeugen nichts vorhanden — fand man als Inhalt vier wollene Decken, dreißig bis vierzig Meter Shirting, einige Kleider, sechs bis acht größere Blechbüchsen mit Konserven, eine Bibel, ein Gebetbuch und — zwei Sonnenschirme.

Welche scheinbar grausame Ironie des Schicksals, gerade diese den Schiffbrüchigen auf der öden Felsenklippe zu senden, die fast stets von Nebel, Regen und Schnee eingehüllt war und auf welche kaum ein paarmal im Jahre die Sonne ihre erwärmenden Strahlen niedersenkte. Und doch, welchen unschätzbaren Nutzen sollten auch sie später gewähren!

Als Elise die Kiste erkannte, da brach zuerst der Schmerz über die verlorene theuere Freundin unaufhaltsam hervor, heiße Thränen perlten über ihre Wangen und es dauerte geraume Zeit, bevor sie wieder ruhig wurde. Dann aber sagte sie zu Watson, während ihre Augen in wehmüthiger Freude erglänzten: „Frau Williams sendet uns einen Scheidegruß aus ihrem nassen Grabe. In der wunderbaren Thatsache, daß unter den wenigen geretteten Gegenständen gerade die ihr gehörige Kiste an das Ufer treiben mußte, erblicke ich einen himmlischen Trost und mein Herz ist erfüllt von der sicheren Hoffnung, daß unsere Trübsal ein Ende nehmen und das Glück uns noch einmal lächeln wird. Bibel und Gebetbuch, die das Meer uns brachte, sind mir ein Unterpfand dafür. Sie sollen uns aufrichten in unserer Noth; uns vor Verzweiflung bewahren und unsere Blicke auf Gott hinlenken, der uns erretten wird.“

„Amen,“ sagte Watson, indem er bewundernd zu dem jungen Mädchen aufblickte, welche wie eine Seherin dastand

und deren rührendes Vertrauen auch sein Herz zu erfüllen begann.

Dann entsandte er Leute auf die Vogel- und Eierjagd; sie war so ergiebig, daß der Vorrath für mehrere Tage ausreichte, ohne daß die Albatrosse sich dadurch hätten vertreiben lassen.

Die übrigen nicht in den Booten beschäftigten Mannschaften gingen unter seiner Leitung daran, sich etwas wohnlicher einzurichten und es zeigte sich auf der Platte ein reges Treiben, bei dem sogar Scherzworte fielen. Seeleute sind Kinder des Augenblicks; ist das Trübe nur für kurze Zeit geschwunden. dann haben sie es auch vergessen.

Zuerst wurde Elisens Zelt in bessern Zustand versetzt. Die Bretter der großen Kiste und einzelne der am wenigsten beschädigten Jolleplanken gaben eine vortreffliche dichte Wandung ab, die Bootsüberzüge ein gegen Nässe schützendes Dach. Andere rupften Kraut, das hier und dort wuchs, um daraus ein weicheres Lager zu bereiten, und mit innerer Freude sah Watson, wie alle einmüthig und auf das eifrigste bestrebt waren, zunächst für ihren gemeinsamen Schützling so zu sorgen, wie es die Umstände nur irgend gestatteten, ehe sie an sich selbst dachten. Man wollte ihr auch die vier wollenen Decken geben, aber sie lehnte dies entschieden ab und nahm nur eine an. „Ich bin eine Schiffbrüchige," sprach sie, „wie Sie; Sie haben so wie so schon viel besser für mich gesorgt, als Sie selbst es haben können, aber fernerhin will ich durchaus nichts vor Ihnen voraus haben."

Die Umschau auf der Insel hatte ergeben, daß der Lagerplatz auch der günstigste war. Ueberall wäre er Wind und Wetter frei ausgesetzt gewesen; hier gewährte wenigstens die Felswand nach einigen Seiten Schutz, abgesehen davon, daß

das so wichtige Trinkwasser ganz in der Nähe vorbeifloß, und man beschloß deshalb, hier zu bleiben.

Während des ganzen Nachmittags wurde emsig daran gearbeitet, anlehnend an die Felswand einen halbkreisförmigen Wall aufzuführen. Es war das ein schwieriges Werk. Lose Steine lagen zwar vielfach umher, aber ihre meistentheils flache und ausgehöhlte Form gestattete nur in geringem Maße ihre Verwendung. Als hauptsächliches Material mußten Rasenstücke dienen und in Ermangelung von Werkzeugen mit den Fingern ausgegraben werden.

Trotzdem gelang es, die Wand bis zum Abend drei bis vier Fuß hoch zu führen, von den aufgefischten Holzstücken schräge Sparren gegen die Felswand zu legen und diese mit dem in der Kiste gefundenen Shirting zu überspannen. Um die Kälte möglichst von dem Innern der Hütte abzuhalten, war deren Eingang nur schmal, zwischen ihm und Elisens Zelt aber so viel Raum gelassen, daß auf ihm auch während der Nacht ein Feuer unterhalten werden konnte, das beiden Theilen zu gute kam. Der Platz in der Hütte war zwar ziemlich beschränkt, so daß die Männer eng aneinander gepreßt liegen mußten, aber sie wurden dadurch wenigstens wärmer.

Nach beendeter Arbeit theilte Watson etwas Rum aus, der die Lebensgeister der hart Geprüften wesentlich erfrischte. Bei weiser Sparsamkeit konnte der Vorrath für einige Wochen ausreichen und bis dahin hoffte jeder auf Erlösung in einer oder der anderen Weise.

Der Obersteuermann nahm die Fäßchen unter seine Obhut und in der Hütte den ihrer Oeffnung nächsten Platz für sich selbst; von dort konnte er Elisens Zelt überschauen. Er stellte zwei Matrosen als Wache aus, von denen einer auf das Feuer, der zweite auf die Boote zu achten hatte, die wegen der Steilheit des Ufers nicht auf das Land gezogen werden konnten.

Bald hatten sich alle zur Ruhe begeben und ein wohlthätiger Schlaf ließ sie die Schrecken der letzten vierundzwanzig Stunden vergessen. Nur Watson konnte lange keinen Schlummer finden. Trotz Elises Trostesworten stiegen wieder düstere Bilder vor seiner Seele auf, die er vergebens zu bannen suchte — endlich jedoch verlangte auch bei ihm die Natur ihr Recht und er versank in einen tiefen bleiernen Schlaf, aus dem er erst gegen Tagesanbruch erwachte, während die übrigen noch schliefen.

Sein erster Blick fiel auf das ausgegangene Feuer. Nichts Gutes ahnend, sprang er von seinem Lager empor und ein Blick belehrte ihn, daß wieder Unheil über die schon so schwer Heimgesuchten hereingebrochen sei, aber womöglich noch Schlimmeres als das Scheitern des Schiffes selbst.

Die beiden als Wache ausgestellten Matrosen hatten nicht, wie er befohlen, sich nach zwei Stunden ablösen lassen, sondern lagen wie leblos neben dem erloschenen Feuer ausgestreckt und in ihrer unmittelbaren Nähe eines der Rumfäßchen. Er hatte beide an seinem Kopfende niedergelegt, aber von jenen war sein tiefer Schlaf benutzt, eines derselben aus der Hütte zu holen und sich sinnlos zu betrinken.

Eine furchtbare Angst ergriff ihn bei der Wahrnehmung. Mit fliegendem Athem eilte er an den Rand der Terrasse, um nach den in der kleinen Ausbuchtung befestigten Booten zu sehen. Er fand seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Durch das stete Auf- und Abwogen der See hatten während der Nacht die unbeaufsichtigten Boote ihre Fangleinen an den scharfen Felsenkanten durchgescheuert und waren auf das Meer hinausgetrieben. Dort in weiter Ferne schwammen sie, das eine aufrecht, das andere mit dem Kiel nach oben gekehrt.

Fast gelähmt vor Schreck blickte er ihnen nach. Verloren, verloren! alles dahin, die einzige Hoffnung auf Hilfe, die Hoff-

nung auf Glück! — und zwei schwere Thränen rollten über die Wangen des starken Mannes.

Oh, dieses unselige Trinken, welches Unheil hatte es gebracht! Zuerst trieb es das Schiff auf die Klippen und dreiundvierzig blühende Menschenleben waren ihm zum Opfer gefallen, jetzt beraubte es die fünfundvierzig Ueberlebenden des letzten Rettungsankers, der einzigen Mittel, um zu dem Wrack und zu den größeren Inseln zu gelangen und überantwortete sie dem grausigen Schicksal des Verschmachtens. Wenn die Vögel ihre Brutstätten verließen, was in einigen Wochen geschehen mußte — wenn das Feuerungsmaterial zu Ende ging, was dann? Hunger und Kälte starrten als drohende Gespenster ihm in das Antlitz; sie würden ihr Werk thun, langsam, aber desto erbarmungsloser. Welche furchtbare Aussicht, die Kameraden auf solche Weise zu verlieren, die Geliebte einem so grausamen Loose verfallen zu sehen.

Elise! Der Gedanke an sie rüttelte ihn plötzlich aus seiner Verzweiflung auf. Sollte sie mit ihrem rührenden Gottvertrauen sich stärker erweisen, als er, ihr natürlicher Beschützer? War es denn nothwendig, daß alles so kam, wie seine erregte Phantasie sich ausmalte? Hatte das junge Mädchen nicht vielmehr recht, hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen; war es nicht wunderbar zu nennen, daß auf einem nackten Felsen dennoch für den Lebensunterhalt von so viel Menschen auf Wochen hinaus gesorgt war, und hatten nicht die Thatsachen seinen anfänglichen Kleinmuth völlig beschämt?

Diese Gedanken riefen auf einmal wieder seine ganze Thatkraft wach und alles Bangen schwand aus seiner Seele.

„Wenn man seine Schuldigkeit gethan, darf man der Zukunft ruhig ins Auge schauen, der liebe Gott wird dann schon rechtzeitig helfen.“ Mit diesen Worten hatte Elise vor wenigen Tagen seine düstere Stimmung zu verscheuchen gesucht. Jetzt

tauchten sie wieder in seinem Gedächtniß auf — er wollte auch ferner seine Schuldigkeit thun, nach bestem Ermessen handeln und alles weitere Gott anheimstellen, ein Entschluß, der ihm seine ganze frühere Ruhe wieder gab.

Zunächst war sein Augenmerk darauf gerichtet, der Wiederkehr ähnlicher Vorfälle, welche das Leben aller gefährden konnten, in Zukunft vorzubeugen. Er hatte gesehen, daß seine Autorität allein nicht ausreichte; solchen Subjekten gegenüber, wie jenen beiden Trunkenbolden, vermochte nur physische Gewalt etwas, und er wollte versuchen, diese sich zu verschaffen.

Als er das Geschehene den Uebrigen mittheilte, bemächtigte sich ihrer eine grenzenlose Wuth, und es kostete Watson die größte Mühe, daß an den Schuldigen nicht eine furchtbare Volksjustiz geübt wurde, aber diese Stimmung kam seinem Plane zu Hilfe. Er wies darauf hin, wie nur Mangel an Manneszucht alles bisherige Unglück heraufbeschworen und daß unter den obwaltenden Umständen letztere unbedingt aufrecht erhalten werden müsse, wenn man überhaupt an die Möglichkeit einer Rettung denken wolle. Einer müsse befehlen, die andern gehorchen, und sei er als erster bereit, sich demjenigen willig unterzuordnen und mit seiner ganzen Kraft zu unterstützen, den die übrigen zum Führer wählen würden.

Dieser Appell erfüllte seinen Zweck. Wie aus einem Munde wurde Watson zu der Stellung erkoren, alle gelobten feierlichst, ihm Gehorsam zu leisten und zu verschaffen, und hießen ebenso einstimmig seinen ersten Beschluß gut, denjenigen, der sich in irgend einer Form nicht fügen wollte, wie einen Paria von der Gemeinschaft der übrigen auszuschließen und mitleidlos seinem Schicksale zu überlassen.

Die beiden Trunkenen vernahmen nichts von diesem Entschlusse; sie lagen noch immer sinnlos da, aber die ausgesprochene Drohung ging nur zu bald an ihnen, wenn auch in

anderer Weise, in Erfüllung. Als sie endlich erwachten, glühten ihre Augen im Fieber, ein quälender Husten stellte sich ein und alle Anzeichen kündeten schwere Krankheit. Der Einwirkung der eisigen, ohne allen Schutz auf dem nackten Felsboden zugebrachten Nacht hatten selbst so abgehärtete Naturen nicht widerstehen können. Beide waren von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen, von der sie nicht wieder genasen. Sie starben nach wenigen Tagen und sühnten, wie schon der Untersteuermann, ihre Schuld mit dem Tode.

Was geschehen konnte, um sie am Leben zu erhalten, geschah, aber leider ließ der Mangel an Hilfsmitteln nicht viel thun, wenngleich man sofort eine besondere und so gut wie möglich eingerichtete Hütte für sie baute, in der sie wenigstens warm lagen.

Elise waltete wie eine barmherzige Schwester bei den Kranken. Sie kühlte deren heiße Stirn, letzte die schmachtenden Lippen, und auf ihre Bitte wurde eine Konservenbüchse mit Bouillontafeln geöffnet, um daraus eine kräftigende Suppe zu bereiten. In den lichten Stunden sprach sie ihnen Trost zu, oder las ihnen aus der Bibel vor und war unermüdlich in ihrer Pflege.

Bewundernd blickten die Schiffbrüchigen auf sie; sie erschien ihnen wie ihr guter Engel, und sie gelobten sich, sie hochzuhalten wie eine Heilige.

Man begrub die Todten in einer Felsspalte, und ein von Elise vorgelesenes Gebet gab ihnen das letzte Geleit. Feierlicher Ernst erfüllte die Gemüther der Versammelten. Hier hatte Gott gerichtet — aber wie bald konnte an sie selbst die Reihe kommen, ebenfalls hier gebettet zu werden.

Der tiefe Eindruck blieb und hatte segensreiche Folgen; fortan herrschte vollkommene Ordnung und Ruhe, die nicht wieder gestört wurde. Jeden Morgen las Elise ein Kapitel

aus der Bibel und jeden Abend ein Gebet vor, dem alle andächtig lauschten.

Die Tage vergingen einförmig und freudlos. Auf der Spitze des die Insel krönenden Berges war aus Rasenstücken ein 8—10 Fuß hoher Thurm errichtet und auf ihm ein Bootsruder mit einem Stück Shirting daran als Flagge niedergelegt, um vorüberfahrende Schiffe durch Schwenken derselben aufmerksam zu machen, aber vergebens suchten viele Tage lang die Augen den Horizont ab, nirgends zeigte sich ein Segel.

Da endlich nach drei Wochen ertönte der freudige Ruf des Wachpostens: „Segel ho!“ und versetzte alle in fieberhafte Aufregung — aber nur, um einer desto bitteren Enttäuschung Platz zu machen. Das Schiff segelte in weiter Ferne vorüber und die schwache Hoffnung auf Rettung war wieder einmal dahin.

Die Albatrosse waren noch immer zu Tausenden da, aber ihr Brutgeschäft ging zu Ende. Die Jungen wuchsen allmählich heran und dann versiegte die einzige Nahrungsquelle. Es war zu bewundern, wie Menschen unter solchen Umständen den Muth behalten konnten und nicht der Verzweiflung anheimfielen, aber dennoch geschah das nicht. Elise, deren felsenfestes Gottvertrauen keinen Augenblick wankte und welche sicher auf Rettung hoffte, beeinflußte alle und nicht am wenigsten Watson. Das Beispiel der beiden wirkte auf das günstigste und hielt die Gemüther aufrecht, während inzwischen nichts versäumt wurde, um für die Zukunft vorzusorgen, soweit dies angängig war.

Man suchte so viel junge Vögel einzufangen, wie möglich, sowohl, weil ihr Fleisch schmackhafter und zarter war, als weil die Alten nach so langen Angriffen scheu wurden, und das Fleisch durch Räuchern und Pökeln haltbar zu machen. Die erwähnten flachen und gehöhlten Steine mußten zur Salzgewinnung dienen, indem man Seewasser am Feuer in ihnen

verdampfte, aber sehr bald bildeten sie auch die einzigen Kochgeschirre, denn die wenigen vom Schiffe geretteten Blechgefäße begannen allmählich unbrauchbar zu werden.

Zwölf junge fast flügge Albatrosse ließ man jedoch leben, um sie als Boten in die Ferne zu senden und vielleicht durch sie Hilfe zu erhalten; — greift doch der Ertrinkende nach einem Strohhalm. Von den Planken der zertrümmerten Jolle hatte Watson einen Streifen dünner Bleiplatte abgelöst, der über eine undichte Naht genagelt war. Damals schwebte ihm kein bestimmter Zweck vor, er dachte nur, vielleicht könnte das Blei zu irgend etwas gebraucht werden. Jetzt war der Augenblick gekommen für seine Verwendung. Der Streifen reichte für zwölf schmale Bänder aus; mit einem Messer schnitt man ein paar Worte, die Bitte um Hilfe, auf jedes und wickelte sie den Vögeln um einen Fuß. In den südlichen Gewässern werden fast auf jedem vorbeisegelnden Schiffe Albatrosse geangelt, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, vielleicht gab Gott seinen Segen dazu, daß auf diese Weise Hilfe kam. Wie viel heiße Gebete aus den Herzen der Unglücklichen um diese stiegen zum Himmel empor, als die geflügelten Boten nach wenigen Tagen zum ersten Male ihre mächtigen Schwingen entfalteten, um ihren Weg über den Ozean zu nehmen.

Das Feuerungsmaterial war sehr zusammengeschmolzen, trotz größter Sparsamkeit. Man hatte die Hütten allmählich so dicht und gut gemacht, daß das Nachtfeuer erspart werden konnte, dadurch reichte man noch vierzehn Tage länger, aber auch sie würden bald zu Ende gehen und der Winter währte noch drei Monate. Um die wenigen Schwefelhölzer zu schonen, hatte Watson aus einer Konservenbüchse eine Lampe gefertigt, welche beständig brannte, wie das heilige Feuer der Vesta. Sorgsam gesammeltes Vogelfett vertrat das Oel, aufgerebbeltes Garn eines Strumpfes lieferte den Docht.

Sechs Wochen waren verflossen, das Holz reichte nur noch eine kurze Spanne Zeit, die letzten Albatrosse waren längst fortgezogen, und die Reste der Lebensmittel schmolzen immer mehr zusammen, obwohl Watson in den letzten Tagen die Rationen schon verringert hatte. Der Tod holte sich ein drittes Opfer unter Qualen; dem Armen waren die Füße erfroren, aber das Ausschauen nach dem rettenden Schiffe war ebenso vergebens, wie bisher.

Von Tag zu Tag wurde die Stimmung düsterer, nur Elisens Muth und Hoffnung blieb ungebrochen, und wenn Watson auch innerlich anders fühlen mochte, so besaß er Willenskraft genug, um es nicht nach außen zu verrathen und erschien ruhig und gleichmäßig wie bisher.

Als fast alles aufgezehrt war und in wenigen Tagen der Hunger drohte, zeigten sich wieder Vögel, zuerst vereinzelt, dann mehr und zuletzt in unzählbaren Scharen, die wie eine dunkle Wolke heranzogen. Es waren Lommen, fast so groß wie Enten, aber schlanker gebaut; sie lösten die Albatrosse im Brutgeschäft ab. Es war das Manna, welches Gott den Verzweifelnden, wie den Israeliten in der Wüste sandte. Elisens Vertrauen war nicht zu schanden geworden, die Rettung gekommen, wenn auch zunächst nur vor dem Hungertode. Die alte Spannkraft der Geister kehrte zurück — der liebe Gott hatte die Schwergeprüften nicht verlassen.

Wie prachtvoll mundeten die frischen Eier, wie angenehm stillten sie den nagenden Hunger! Bei ihrem Einsammeln ging man vorsichtig zu Werke und nahm nur einige aus jedem Neste, um die alten Vögel nicht scheu zu machen. Die Ausbeute war bedeutend, man heimste viele Tausende ein und jeder Tag brachte neue reiche Beute. Was man davon nicht zu genügender Speisung gebrauchte, wurde sorgfältig in Salz

gelegt und wohl zwanzig Pfannen waren den Tag über beschäftigt das kostbare Gewürz zu gewinnen.

Nur auf einem Flügel des Brutplatzes gab man den alten Vögeln keine Zeit zum Brüten, sondern tödtete sie auf den Nestern, was keinerlei Schwierigkeiten machte, da die Lommen, von den Seeleuten Dummvögel genannt, so wenig scheu sind, daß sie sich beim Rasten auf Schiffen ruhig greifen lassen. Es war bei ihnen weniger auf das Fleisch, als auf ihr Fett und ihre mit einer dicken Lage des letzteren gepolsterten Bälge abgesehen, welche das bis auf einen Bruchtheil verbrauchte Holz als Feuerungsmaterial ersetzen sollten.

Die übrigen ließ man dann ungestört, bis die Jungen ziemlich erwachsen waren, um diese, die ein viel schmackhafteres und weniger thraniges Fleisch lieferten als die Albatrosse, als Vorrath zu sammeln.

Als die Scharen abzogen, waren wieder sechs Wochen vergangen, aber für ebenso lange voraus war man auch noch ausreichend mit Lebensmitteln versehen. Auch diese Zeit ging dahin. Wiederum hatten die Lebensmittel fast ihr Ende erreicht, wiederum mußten die Rationen gekürzt werden, und abermals hatte der Tod zwei der Schiffbrüchigen abgerufen, deren schwächliche Körperkonstitution einem so traurigen Leben nicht gewachsen war. Doch trotzdem machten sich fast keine Anzeichen von Muthlosigkeit geltend. Bei einem Theile der Schiffbrüchigen hatte offenbar eine gewisse stumpfe Gleichgiltigkeit Platz gegriffen. Die Mehrzahl blickte jedoch mit festem Vertrauen in die Zukunft. Gott hatte sie bis dahin so wunderbar erhalten, daß es ihnen eine Sünde schien, an seiner ferneren Hilfe und an endlicher Rettung zu zweifeln, und er half in der That.

Wieder sandte er den Darbenden Manna in der Gestalt von Pinguins, die zu Hunderttausenden angeschwommen kamen,

um für ihre Nachkommenschaft zu sorgen. Regimenterweise in endlosen Reihen und eng aneinander gedrängt marschierten diese merkwürdigen Thiere, die nicht fliegen, sondern nur schwimmen können, auf den Klippen auf, die Männchen für sich und ebenso die Weibchen, um dann dem Brutgeschäfte obzuliegen.

Der Aufenthalt der Besatzung des „Strathmore" auf der Insel währte nun schon über fünf Monate. Man sollte kaum glauben, daß civilisierte Menschen unter solchen Verhältnissen so lange existieren könnten, und doch war es der Fall, und bis auf jene beiden Schwächlichen waren alle gesund geblieben. Noch einmal in der Zwischenzeit erschien ein Schiff am Horizont und näherte sich der Insel. Schon jubelte man den Erlösern entgegen, man schwenkte die Flagge auf der Spitze des Berges, Freudenthränen rannen über die Wangen, man fiel sich weinend in die Arme — aber wiederum zeigte sich ihnen das erhoffte Glück nur in weiter Ferne, um zum zweiten Mal wie eine Fata Morgana zu entschwinden und die so schwer Getäuschten ihrem traurigen Schicksal zu überlassen. Das Schiff war so nahe, daß es die Flagge sehen konnte. Achtete es nicht auf das Signal, wollte es dasselbe nicht sehen? — wer weiß, denn leider hat man auch Beispiele von solcher Grausamkeit, aber es änderte seinen Kurs und war bald unter den Horizont getaucht. Doch auch dieser furchtbare Schlag wurde von den Unglücklichen überwunden.

Es war Sommer geworden und mit ihm milderes Klima. Zwar kam fast nie die Sonne zum Vorschein, aber doch athmete man in der wärmeren Luft freier und konnte sich besser bewegen. Es gab sehr viel Arbeit von früh bis spät. Wie leicht war es möglich, daß noch ein zweiter Winter hier verlebt werden mußte und Vorsicht gebot, sich darauf vorzubereiten. Die Zahl der Pinguine ging ins Ungemessene und

die Jagd war um so leichter, da die Thiere nicht vom Platze wichen. Während des Brütens verläßt das Weibchen die Eier nicht und das Männchen bringt ihm Nahrung, durch die es so feist wird, als sei es mit Fett ausgestopft. Die Jungen werden dann von beiden Eltern gefüttert und auch sie gleichen, bevor sie das Nest verlassen, unförmlichen Fettklumpen. Vier Wochen lang herrschte auf der Insel ein reges Leben, als ob man sich in einer Fabrik befände, und diese beständige Beschäftigung verscheuchte trübe Gedanken.

Hier kamen Männer mit alten und jungen Pinguins angeschleppt, dort wurden sie abgehäutet und ihre Bälge zu Brennmaterial aufgestapelt. Wieder andere trennten das Fett von Körper und Eingeweiden, schmolzen es in den steinernen Pfannen und gossen es in eine faßartige Vertiefung in der Terrasse, um für die Lampe und das Braten des Fleisches Vorrath zu haben, und fünf bis sechs Personen, Elise an der Spitze, bildeten eine förmliche Schneiderwerkstatt, in der auf das emsigste genäht wurde.

Man wird über diesen letzten Satz vielleicht lächeln und doch war es nur Thatsache, wenn auch Stoff und Nähmaterial von dem gebräuchlichen sehr abwichen.

Die seit so langer Zeit getragenen Kleider begannen den Leuten vom Körper zu fallen und ebenso die Schuhe, die bei dem Vogelfang in den scharfen Klippen besonders litten. Man mußte Ersatz suchen und fand ihn in den Pinguinfellen, das Nähmaterial in aufgerebbelten Strümpfen und Unterkleidern und die Nadeln — in den Sonnenschirmen. Was damals, als sie in der angeschwemmten Kiste gefunden wurden, als grausame Ironie erschien, das zeigte sich jetzt segensreich. Die Stahlspangen der Schirme wurden zu Nadeln, indem man das untere Stück, in welchem sich das Oehr zur Befestigung des Ueberzuges befindet, abbrach und auf Steinen eine Spitze anschliff.

Die Schneider hatten viel zu thun, denn die silberglänzenden Pinguinfelle, welche wohl die meisten Leser von den Muffen her kennen, welche eine Zeit lang Mode waren, hielten nicht sehr lange, besonders nicht als Ersatz für Schuhe bei dem Umherklettern in den Klippen, aber die Werkstatt deckte doch den Bedarf.

Das neue Jahr brach an, der sechste Monat auf dem Felsengefängniß war beendet; am 1. Juli hatte der „Strathmore“ Schiffbruch gelitten. Die Pinguine zogen ab, es war ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Ueber zehntausend Bälge für Feuerung und Kleidung hatte man in einer dazu errichteten Vorrathshütte aufgestapelt und viele Centner Fett füllten die Vertiefung in der Terrasse. Von den Eiern, die sich in Salz vortrefflich hielten, hatte man auch ganz bedeutende Mengen eingesammelt, von den jungen, wenigstens für die Schiffbrüchigen schmackhaften Vögeln Tausende gepökelt und geräuchert. Wenn noch ein Winter zu überstehen war — und mit diesem Gedanken schien man sich immer mehr vertraut zu machen — dann litt man wenigstens keinen Mangel an Lebensbedürfnissen mehr, und doch welches öde, elende und allmählich auch den stärksten Geist ermattende Dasein.

Selbst Watsons Energie drohte zu erlahmen und nur Elisens wunderbarer Muth und ihre kindliche Gläubigkeit bewahrten ihn davor, zu sehr niedergedrückt zu werden. Mit einer Charakterfestigkeit, wie man sie wohl selten findet, hatten beide ihr süßes Geheimniß den anderen gegenüber vollkommen zu bewahren gewußt, wenn auch oft ein Blick ihnen mehr sagte, als tausend Worte vermocht hätten. Um jeden Argwohn zu beseitigen, vermieden sie sorgfältig allein zu sein, ihre Unterhaltung wurde fast nur in Gegenwart anderer geführt und so eingerichtet, daß jeder sie hören konnte. Und dennoch war

das beseligende Bewußtsein, einander alles zu sein, ein Talisman, der in der trostlosen sie umgebenden Trübsal ihre Herzen mit stillem Glück erfüllte, ihnen Kraft und Widerstandsfähigkeit verlieh und durch das gegebene Beispiel günstig auf den Gemüthszustand der übrigen einwirkte.

Der 14. Januar war gekommen. Bis dahin hatte sich wohl, seitdem Sommer geworden, dann und wann die Sonne blicken lassen, aber nur als bleiche strahlenlose Scheibe hinter trüber Wolkendecke, heute jedoch erglänzte sie in unverhüllter Pracht vom wolkenlosen Himmel herab. Auch der beständig starke Wind hatte bedeutend nachgelassen, nur eine mäßige Brise strich über das Meer, das im Widerschein des Himmels, im Azurgewande prangte und einen kostbaren Anblick gewährte. Es war, als ob der liebe Gott den Verlassenen einen Trost senden wolle, daß nunmehr die schwere Prüfungszeit ihrem Ende nahe und fortan wieder die Sonne des Glückes ihren finstern Erdenweg erhellen werde. Und dieser Trost drang tief in die Herzen, es schwand der Kleinmuth, neues zuversichtliches Hoffen erfüllte alle und dies erhebende Gefühl schwand auch nicht wieder, als das suchende Auge an dem weiten Horizont trotzdem kein schimmerndes Segel entdeckte und gegen Mittag plötzlich aufs neue ein dichter Nebel die Insel einhüllte der die Sonne in seinem düstern Schleier verbarg.

Gegen Abend klarte die Luft ebenso schnell auf, wie sie sich vorher verdunkelt hatte, und wiederum sandte die Sonne ihre goldigen Strahlen hernieder. Die Schiffbrüchigen hatten sich vor dem naß niederschlagenden Nebel in die Hütten zurückgezogen. Da schreckte ein lauter Schrei die Ruhenden empor. Entsetzt sprang Watson, der die Stimme Elisens erkannt, auf und fand sie am äußeren Rande der Terrasse nahe dem Ufer; sie mußte, ohne bemerkt worden zu sein, ihr Zelt

verlassen haben. Sie schwankte wie eine hilflose Kranke und Watson erreichte sie noch gerade zur rechten Zeit, um die Ohnmächtige in seinen Armen aufzufangen.

Namenlose Angst erfaßte ihn, als er den anscheinend leblosen Körper hielt. „Um Gotteswillen, was ist dir, Elise,“ preßte er hervor. Sie antwortete nicht, aber trotz ihrer Bewußtlosigkeit mußte sie wohl fühlen, daß sie sicher und geborgen an einer treuen Brust ruhte, denn auf ihrem wachsbleichen Antlitz lagerte der Ausdruck eines stillen friedlichen Glückes.

Die übrigen waren ebenfalls herbeigeeilt und umstanden mit verstörten Mienen das Paar. Was war dem von ihnen so hochverehrten Wesen widerfahren? Sollte sie in ihrer Noth und Qual auch noch das Schwerste treffen, ihren Schutzengel zu verlieren, der es verstanden hatte, den Weg zu ihrer aller Herzen zu finden, der mit freundlichen tröstenden Worten die Bekümmerten stets aufgerichtet, mit selbstloser Aufopferung die Kranken gepflegt und den Gesunden neuen Lebensmuth gegeben hatte? Doch nein, so grausam konnte Gott unmöglich sein, waren sie doch schon so hart, so unendlich hart geprüft worden.

Die Ohnmacht dauerte mehrere Minuten, dann erwachte Elise. Als sie die Augen aufschlug und diejenigen Watsons in unnennbarer Angst auf sich gerichtet sah, da durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag. Elastisch erhob sie sich aus ihrer liegenden Stellung, aus ihren Augen brach es hervor wie ein leuchtender Sonnenstrahl, dann aber schlang sie, alles um sich vergessend, die Arme um den Hals des geliebten Mannes und rief halb jubelnd, halb schluchzend: „Robert, mein heißgeliebter Robert, Gott hat endlich unsere Gebete erhört, wir sind gerettet!“

Anstatt durch diese Worte beglückt zu werden, legte es

sich im ersten Augenblicke wie Eis um Watsons Herz bei diesem schrankenlosen Ausbruch ihrer Gefühle. Sprach sie irre? O welch furchtbarer Gedanke. Doch sie schien ihn in seiner Seele zu lesen. „Sieh dort, du Zweifler,“ sagte sie mit glücklichem Lächeln.

„Ein Schiff, ein Schiff!“ tönte es da aus aller Munde, indem die Blicke der von Elise angedeuteten Richtung folgten, „wir sind gerettet, wir sind erlöst.“

Ja, es war ein Schiff und endlich, endlich sollten die Aermsten nicht wieder mit blutendem Herzen eine Täuschung erleben. Wenige tausend Schritte vom Ufer entfernt lag es unter kleinen Segeln beigedreht und nur der Nebel hatte verhindert sein Herankommen früher zu bemerken. Es war kein Walfischfänger, den der Zufall hierher führte, das sah Watson sofort an seiner Ausrüstung, denn jene führen mindestens sechs bis acht Boote, die sie schon von weitem kenntlich machen, sondern ein Handelsschiff, das lediglich zu dieser entlegenen Insel kam, um die so lange und inbrünstig erflehte Hilfe zu bringen.

Und dennoch stiegen in den Herzen vieler noch bange Zweifel auf. War doch das zweite Schiff damals auch fast ebenso nahe gewesen, daß es deutlich die Flagge auf dem Thurm erkennen mußte und war dennoch vorbei gesegelt. Der fremde Dreimaster lag immerhin so weit entfernt, daß man mit bloßem Auge Menschen nicht auf ihm erkennen konnte. War es nicht deshalb möglich, daß auch von ihm aus die Schiffbrüchigen in ihrer dunklen Kleidung und gegen die braune Felswand stehend nicht wahrgenommen wurden.

Doch nur wenige Minuten sollten diese quälenden Zweifel währen, wenn sie auch eine Ewigkeit dünkten, um dann endgiltig zerstreut zu sein. Auf Watsons Geheiß waren zwei jüngere Leute zum Thurm hinauf gestürmt, um dort die Flagge

zu schwenken, und aller Augen richteten sich in tödtlicher Spannung auf das Schiff.

Da ging auch seine Flagge in die Höhe und flatterte verheißend an der Gaffel. Hurrah! hurrah! das Signal war gesehen und der Bann löste sich vollends von den Herzen, als man jetzt ein Boot abstoßen und seinen Weg auf die Insel zu nehmen sah.

Welche Feder möchte es unternehmen, die Freude und den Jubel der Verschollenen zu schildern! Elise hatte sich leise den Armen Watsons entwunden und war zu ihrem Zelte geeilt, um das Gebetbuch zu holen. Als die Leute sie damit kommen sahen, da verstummten plötzlich die Ausbrüche des ungemessenen Jubels; alle scharten sich schweigend um ihren Schutzengel, um den frommen Worten andächtig zu lauschen, und selten wohl ist ein inbrünstigeres Dankgebet zum Herrn der himmlischen Heerscharen emporgestiegen, als hier auf der einsamen, öden Insel.

Das Boot näherte sich dem Ufer; es gebrauchte lange Zeit, um den weiten Weg zurückzulegen, da sich das Schiff in vorsichtiger Entfernung von den gefahrvollen Klippen halten mußte. Es war auch nicht groß, konnte nur wenige Menschen aufnehmen und wegen des hereinbrechenden Abends auch nur einmal fahren; die große Mehrzahl mußte deshalb bis zum anderen Morgen zurückbleiben.

Natürlich wurde einstimmig beschlossen, daß Elise sich zuerst einschiffen und Watson sie begleiten solle, während über die vier übrigen, für welche noch im Boote Platz war, das Loos entschied.

Es war inzwischen allen klar geworden, wie es zwischen den ersten beiden stand. Jetzt hatten diese ja auch keine Ursache mehr, das bisher so streng bewahrte Geheimniß noch länger zu hüten. Sein Zweck war erreicht und dankbar nahmen

sie die aufrichtig gemeinten Glückwünsche ihrer Leidensgefährten entgegen, welche nur reine, wahre Freude aussprachen.

Es war bereits dunkel, als das Boot anlangte. Daß das Schiff ein deutsches war, das hatte Watson an der Flagge beim Näherkommen erkannt. Auf seine Frage, wie es hierher komme, wußten die Matrosen jedoch keine andere Antwort, als daß sich das Schiff auf dem Wege nach Sydney befinde, und er unterließ deshalb weitere Nachforschungen — bald mußte sich ja alles aufklären.

Augenblicklich nahm auch etwas Anderes und für ihn Wichtigeres sein ganzes Denken und Fühlen in Anspruch, das von allem Zwange befreite Zusammensein mit der Geliebten, die für ihn aus unsagbarer Noth gerettet war und, so Gott wollte, in nicht zu ferner Zeit ganz sein eigen sein sollte.

Wie hell und licht war es auf einmal in seiner Seele geworden und auch der Gedanke an die Eltern warf keinen dunklen Schatten auf sein junges Glück. Weshalb überhaupt hatte er sich mit Sorgen zermartert, die jetzt alle so wesenlos zerronnen waren. Würde Elise als sein süßes Weibchen nicht mit ihnen zusammenwohnen, sie während seiner Abwesenheit als liebende Tochter hegen und pflegen können, und reichte nicht das ziemlich bedeutende Einkommen eines Kapitäns völlig aus, um allen dreien ein behagliches und sorgenfreies Heim zu schaffen? Er selbst war für seine Person ja so anspruchs- und bedürfnißlos, und würde dennoch reich, ja überreich sein udrch die Liebe der Seinen. Ja, so würde es gehen und die Hochzeit sollte stattfinden, sobald ihm der versprochene Befehl über das neue Schiff übertragen würde.

Elise saß während der Fahrt zum Schiffe von seinem Arm umfangen und eng an den geliebten Mann geschmiegt. Sie sprachen wenig miteinander, ihre Herzen füllte so viel Glückseligkeit, daß Worte ihr keinen Ausdruck zu geben ver-

mochten, aber die strahlenden Augen, die sich ineinander versenkenden Blicke waren um so beredter und ersetzten die Worte hundertfältig.

Nach dem Anlegen des Bootes kletterte Elise, von Watson gestützt, gewandt die ausgehängte Sturmleiter hinauf. Einige von Matrosen gehaltene Laternen erhellten das Dunkel, der Kapitän und eine Dame standen am Fallreep, um die Schiffbrüchigen zu erwarten.

„Willkommen, willkommen an Bord!" rief ersterer in englischer Sprache Elise zu, als sie das Deck betrat und begrüßte sie auf das freundlichste mit warmem Händedruck.

Bei dem Klange der Stimme zuckte Elise zusammen. „Wilhelm!" tönte es jubelnd von ihren Lippen, dann aber flog sie mit dem Rufe: „Marie, Marie, meine geliebte Schwester!" auf die junge Frau, um ohnmächtig in deren Arme zu sinken.

Es war des Glückes zu viel gewesen, das heute auf sie herabströmte. In all den langen, schweren Monaten hatte das tapfere junge Mädchen dem Unglück und der Todesnoth Trotz geboten, an Muth und geistiger Stärke allen glänzend vorangeleuchtet, der überwältigenden Freude aber war, wie schon am Morgen, ihre Kraft nicht gewachsen.

Auch Frau Marie war sprachlos, als sie die Verschollene und so heiß Beweinte in ihren Armen hielt. Zitternd vor Aufregung drohte auch sie zusammen zu sinken, als der Kapitän und Watson ihr zu Hilfe eilten.

„Geleiten Sie Ihre Frau Gemahlin, Kapitän," bat letzterer dringend, „ich werde für Elise sorgen," und damit hob der starke Mann die süße Last wie eine Feder empor, bettete ihren Kopf sanft und zärtlich an seine Brust und trug sie die Treppe hinunter zur Kajütte.

Der Kapitän folgte ihr langsam mit seiner Frau, die sich

von ihrem freudigen Schreck zu erholen begann. Er war selbst von der wunderbaren Begegnung so ergriffen, daß er Zeit gewinnen wollte, sich zu fassen.

„Mariechen,“ flüsterte er seiner Gattin bewegt zu, „du bist von Gott gesegnet, du allein hast deine Schwester gerettet.“

Sie wandte ihm ihr thränenüberströmtes Gesicht zu, sprechen konnte sie noch nicht.

O die Thränen seiner kleinen Frau, sie waren ihm furchtbar und es immer gewesen. Sie zogen sein weiches Herz immer in Mitleidenschaft und namentlich jetzt, wo die eigene Rührung schon so stark ins Spiel kam. Wo sollte da seine Würde als Mann und strenger Gebieter bleiben. Nein, das ging nicht, dieser gefährlichen Stimmung mußte er sofort ein Ende zu machen suchen.

„Du bist doch aber klüger als ich dachte, mein süßer Schatz,“ sagte er, „denn du hast auch gleich für einen netten Schwager gesorgt.“

Unwillig fuhr sie empor: „Wilhelm,“ rief sie vorwurfsvoll, „wie kannst du . . .?“

„Einen solchen Kuß,“ unterbrach er sie schnell, „wie eben der stattliche Engländer auf Elisens Lippen drückte, giebt man nur seiner Braut oder,“ fügte er hinzu, „seiner Frau,“ indem er ihren rosigen zum Widerspruch geöffneten Mund mit einem herzlichen Kuß schloß.

„Aber Wilhelm,“ schmollte Frau Marie, „schämst du dich nicht? Hier oben auf dem Deck und vor allen Menschen?“

„Es ist dunkel, Liebchen, und niemand hat es gesehen,“ lachte er, „aber nun laß uns schnell den beiden folgen. Wir müssen doch dem Brautpaar unsere Glückwünsche darbringen, denn ich will wetten, der Kuß vorher hat Wunder gewirkt und Elise ist wieder wohlauf. Wir kennen das ja, nicht wahr?“

Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Sein Vorhaben war gelungen, die Stimmung umgeschlagen, nun sollte nur eitel Freude herrschen.

Der Kapitän hatte Recht gehabt, der Kuß hatte seine Schuldigkeit gethan, und nur noch etwas angegriffen ruhte Elise in den Armen Watsons. Mit glückstrahlenden Augen erhob sie sich und trat den Geschwistern entgegen: „hier stelle ich euch, Geliebte, meinen Verlobten, Robert Watson, vor, nicht allein den liebsten, besten Mann, den die Erde trägt, sondern auch meinen Retter aus Todesnoth, ohne den und dessen Liebe eure Schwester seit langem auf tiefem Meeresgrunde gebettet läge."

Mit rührender Herzlichkeit begrüßte der Kapitän und Frau Marie den neuen Verwandten, der seiner tiefen Bewegung noch nicht so weit Herr werden konnte, um anders als durch einen warmen Händedruck die Begrüßung zu erwidern. Der Kapitän sah, wie die Augen seiner Frau sich wieder mit Thränen zu füllen begannen und ein neuer Stimmungswechsel war durchaus nöthig, den ersterer schnell herbeizuführen suchte.

„Elise," sprach er feierlich, „das hätte ich dir aber wirklich nicht zugetraut, uns gleich beim ersten Wiedersehen so schwer zu beleidigen. Ich glaube gern, daß dein Robert ein ganz netter Kerl ist und ich wundere mich auch gar nicht, daß du dich bis über die Ohren in ihn verliebt hast, aber — der beste Mann auf der Erde? Besser als ich? Nun, was sagst du zu solcher unerhörten Behauptung, Marie?"

Bei den ersten Worten spiegelte sich die größte Bestürzung auf den Gesichtern, um dann aber bald einem fröhlichen Lachen zu weichen, und fortan gerieth auch die richtige Stimmung nicht wieder aus dem Geleis.

„O du böser Mann," rief die kleine Frau, indem sie

ihm leicht auf die Hände schlug, „kannst du denn dein Necken gar nicht lassen? O Elise," klagte sie wieder in komischer Verzweiflung, „du kannst gar nicht glauben, was ich in dieser Beziehung auszustehen habe."

„Ach du meinst mit dem Oelzauber und der Vogelsprache," scherzte er weiter.

„Schweig, du Unart!" schmollte sie.

„Und doch nennst du mich den besten Mann auf Erden, nun fechte das mit deiner Schwester aus."

„Ja, das bist du auch, du lieber Böser," sagte sie, indem sie ihn zärtlich umschlang, „wenn du nicht so gut, so überaus gut gewesen, und, ohne den großen Umweg zu scheuen, nicht auf meine Bitten hierher gesegelt wärest, dann hätten wir diese Theuren ja nicht retten können und sie wären einem grausigen Geschick verfallen gewesen."

Und nun folgte ein lebendiger Austausch von Fragen und Antworten, der beiden Theilen Aufschluß über all das Erlebte gab, das so oft an das Wunderbare grenzte und sie mit tiefster Dankbarkeit gegen Gott erfüllte, der alles zu einem so guten Ende geführt.

Als der Kapitän erfuhr, daß am andern Morgen noch 34 Schiffbrüchige von der Insel abzuholen seien, griff er wie verzweifelt sich ins Haar. „Mein Gott, vierzig Menschen soll ich unterbringen? An der Verpflegung fehlt es ja nicht für die Dauer der Reise, aber woher Kojenzeug für die armen Kerle nehmen und nicht stehlen?"

„Darüber mache dir keinerlei Sorge, lieber Schwager," entgegnete Watson, „Menschen, welche über sechs Monate bei Nässe und Kälte auf nacktem Felsboden geschlafen haben, sind nicht verwöhnt. Gieb ihnen Platz im warmen Zwischendeck, ein paar alte Segel als Unterlage, ein anderes zum Zudecken, so wird es ihnen vorkommen, als lägen sie im schönsten

Daunenbette," und so zeigte es sich zu des Kapitäns Beruhigung in der That.

Das Wetter blieb gut und klar. Es erlaubte dem Schiffe ganz nahe an die Insel zu fahren und so vollzog sich am andern Morgen die Uebersiedelung der zurückgebliebenen Schiffbrüchigen an Bord in kurzer Zeit. Es gewährte einen sonderbaren Anblick, einen großen Theil derselben in Pinguinfelle gekleidet zu sehen und schließlich mußten sie selbst über ihren Aufzug lachen, doch dafür ließ sich bald Rath schaffen. Segeltuch gab es genug an Bord; jeder ordentliche Matrose versteht es, aus diesem Material Blusen, Beinkleider, Mützen und Schuhe zu fertigen, und so konnte diesem Mangel in wenigen Tagen abgeholfen werden.

Nach Einschiffung der Leute fuhren die Boote aber noch einige Male hin und her, um auch die auf der Insel angehäuften, wenngleich ursprünglich zu andern Zwecken gesammelten Schätze an Bord zu holen.

Und wirkliche Schätze waren es, die zehntausend und mehr Pinguinbälge. Vor fünfzehn Jahren war eine sehr rege Nachfrage nach ihnen und Muffe, wie Kragen und Manschetten aus ihnen für die Damen in Mode. Sydney versprach einen guten Markt und den armen Passagieren und Matrosen, die bei dem Schiffbruche alles eingebüßt, eine erkleckliche Summe.

Während alsdann die Schiffbrüchigen sich an der kräftigen und schmackhaften Schiffskost delektierten, schwelgte ihrerseits die Besatzung der „Anna Marie" in den ungewohnten Leckerbissen der Pinguineier und der jungen geräucherten Vögel, die auf Wochen eine angenehme Abwechselung in ihre eintönige Speiserolle brachten.

Nun war alles zum Weitersegeln bereit; die Boote wurden eingesetzt, die Segel vollgebraßt, und das Schiff flog aber=

mals mit schlanker Fahrt durch die blauen Fluthen nach Nordosten, in wärmere, schönere Gegenden und seinem Bestimmungsorte entgegen.

Watson und seine Braut standen an der Verschanzung und schauten mit wehmüthigen Gefühlen auf die allmählich verschwindende Insel, an deren steilen, zerrissenen Felswänden die Brandung ihren Gischt emporsandte. Wie viel Noth und Kummer und Elend hatten sie dort erfahren und doch segneten beide die öde, verlassene Klippe. Ihnen hatte sie ja großes, ungemessenes Glück gebracht und ohne sie wäre es ihnen nicht geworden.

Die Reise nach Sydney verlief günstig und schnell. Die beiden Schwäger traten sich bald näher und wurden vertraute Freunde, wie es bei zwei offenen und ehrlichen Seemannsnaturen zu erwarten war und die beiden Schwestern mit Freude erfüllte.

Einige Tage vor der Ankunft im Hafen redete der Kapitän unvermittelt Watson mit den Worten an: „Marie und ich, lieber Robert, haben uns überlegt und sind zu dem Entschlusse gekommen, daß es das Vernünftigste ist, wenn ihr beide heirathet, sobald wir nach Sydney gelangen."

Watson fuhr bei dieser plötzlichen und ganz unerwarteten Eröffnung erschreckt und vor Verlegenheit erröthend empor.

„Aber das ist ja unmöglich, Wilhelm," entgegnete er nach einer kleinen Pause, „woraufhin könnte und dürfte ich jetzt heirathen, bevor ich Kapitän geworden. Ich besitze nichts in der Welt, als alte, arme Eltern, für die zu sorgen meine erste und heiligste Aufgabe sein muß."

„Das wissen wir durch Elise," sagte sein Schwager, „aber dafür besitzt sie desto mehr und jedenfalls genug, daß sowohl ihr, als deine Eltern, ohne Sorge leben könnt, bis man dir das versprochene neue Schiff giebt. Vorläufig geht alles auf

meine Kosten, und wenn du, was ich aber nicht hoffen will, zu stolz sein solltest, es aus dem Vermögen deiner künftigen Frau zu nehmen, kannst du mir die Auslagen später aus deinem Kapitänsgehalt zurückzahlen. Elise aber, die sich freudig mit unserem Vorschlage einverstanden erklärt hat, läßt dir durch mich sagen, sie würde einen besonderen Beweis deiner Liebe darin erblicken, wenn du dich für das erstere entschiedest, und ich denke, danach wirst du nicht länger zögern. Euer Brautstand, wenn ich es so nennen darf, ist eine lange und unendlich schwere Prüfungszeit gewesen, wie sie wohl selten Liebenden auferlegt wird, und es ist nicht mehr als recht, daß sie bald ein Ende nehme und uneingeschränktes Glück euch für die erduldete Trübsal entschädige. Also, Robert," schloß er, ihm die Hand reichend und in herzlichem Tone, „schlage ein und sage Ja. Gieb keinem falschen Stolze Raum in deiner Brust, bedenke, daß wahre Liebe nur dort ist, wo sie alles miteinander theilt, und daß du Elise durch deine Zustimmung hoch beglücken wirst."

Watson kämpfte mit sich, aber der Kampf währte nur kurze Zeit; die Liebe zu Elise trug den Sieg über den Mannesstolz davon, er schlug freudig in die dargebotene Hand des Freundes, und wenn es möglich war, dann strahlte fortan in den Herzen des jungen Paares die Sonne des Glückes noch glänzender als zuvor.

Nach kurzer Zeit ging die „Marianne" im Hafen von Sydney vor Anker. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der wunderbaren Rettung der Verschollenen vom „Strathmore" unter der Bevölkerung. Regierung und Einwohner der Stadt wetteiferten miteinander, den menschenfreundlichen Kapitän, seine Frau und das Brautpaar in jeder Beziehung zu feiern und auszuzeichnen, sowie für die übrigen Schiffbrüchigen in reichem Maße zu sorgen. Die Hochzeit des

jungen Paares gestaltete sich zu einer wahrhaft öffentlichen Festlichkeit. Von allen Seiten wurde es mit kostbaren Geschenken geradezu überschüttet und die Neuvermählten verlebten mit ihren Geschwistern herrliche Tage in der gastfreien Stadt.

„Nach drei Wochen verließ die „Marianne“ Sydney, um wieder nach Hamburg zurückzukehren. Die Reise ging ohne jeden Unfall glücklich von statten. In England legte das Schiff an, um das junge Paar auszuschiffen, und Watson führte seine schwer errungene und über alles geliebte Frau den Eltern zu, deren Lebensabend die Rückkunft des verloren Geglaubten erhellte und die er nun von aller Sorge befreien konnte.

Das ihm versprochene Schiff war, weil man ihn lange für todt hielt, einem andern gegeben, aber er war in London der Löwe des Tages durch seine Schicksale geworden und sehr bald wurde ihm der Befehl über einen der großen prachtvollen Dampfer übertragen, der zwischen England und Amerika lief. So konnte er oft bei seiner herzigen Frau und den Eltern sein. Wurde die Sehnsucht beider nacheinander aber doch zu groß, dann begleitete Elise den geliebten Mann dann und wann auf seinen Reisen, bis nach einigen Jahren die Geburt eines prächtigen Knaben sie an ihre glückliche Häuslichkeit fesselte.

Frau Marie war ihr in diesem Punkte bereits zuvorgekommen und erschien mit Mann und Kind zur Taufe des Neugeborenen. Ersterer hatte mit seinem Schiffe so günstige Frachten getroffen, daß es jetzt ganz sein Eigenthum geworden. Da seine kleine Frau ihm vorstellte, daß es geradezu eine Grausamkeit sei, unter solchen Umständen sie und den kleinen Sprößling immer auf so lange Zeit allein zu lassen und es dabei auch an Thränen nicht fehlte, hatte der Kapitän

schleunigst die Flagge vor seinem klugen Weibchen gestrichen, die sich inzwischen ihrer Macht bewußt geworden, und seine „Anna Marie“ dem erprobten Steuermann übergeben, um ein Jahr lang bei den Seinen zu bleiben, wenngleich er fürchtete, daß er damit einen gefährlichen Vorgang schuf.

Als Frau Marie den kleinen Neffen über die Taufe gehalten, sagte sie zu dessen Eltern: „Es ist wirklich ein kleines süßes Geschöpf, beinah so hübsch wie meins, und ihr könnt stolz darauf sein, aber eigentlich habt ihr für euer ganzes Glück mir zu danken. Ich fing den von euch ausgesandten Albatroß, ich bat Wilhelm so lange, bis er sich entschloß, nach den Crozets zu segeln, und so kamen wir gerade zur rechten Zeit.“

Die übrigen widersprachen nicht, aber lange noch saßen an jenem Tage vier glückliche Menschen vereint.

IV.

Ein Garn aus dem Kabelgat des alten Fölsch.

Im Kabelgat der Fregatte „Deutschland" von der verflossenen und 1852 schmählich unter den Hammer gekommenen deutschen Flotte war wieder einmal Einquartierung. Honolz und Martin, zwei hoffnungsvolle Seejunker und Admiräle in spe hatten achtundvierzig Stunden bekommen und saßen in dem dunklen Loche wie betrübte Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen, auf ein paar Tauwerkbündeln in Schweigen versunken.

Sie waren eines schweren Vergehens bezichtigt, während sie selbst natürlich ihre völlige Unschuld betheuerten, ja sogar noch Dank und Anerkennung dafür beanspruchten, daß sie ihren in einen morastigen Graben gefallenen Navigationslehrer herausgezogen hatten, bevor er darin erstickt war.

Was konnten sie denn dafür, daß bei einem unter seiner Führung unternommenen Spaziergange der Seejunker durch die mit Schlick und Gräben gesegneten Fluren Oldenburgs an der Unterweser, wo die „Deutsche Flotte" in idyllischer Ruhe vor Anker lag, Honolz gestolpert und so unglücklich gegen Martin gefallen war, daß dieser den Navigationslehrer

nothwendig in die Seite rennen mußte, wodurch letzterer bis an den Hals in den Graben rutschte?

Aber so geht es in der Welt; Undank ist ihr Lohn. Weder cosinus a-sinus . . . — so war von den Kadetten der eigentliche Name des Lehrers aus der bekannten Formel der sphärischen Trigonometrie weiter entwickelt, da ersterer wirklich ein bischen einfach war, — noch der Kommandant hatten ihrer Darstellung des Falles Glauben schenken wollen, und so war denn das Resultat „48 Stunden Kabelgat".

An und für sich wäre das nun gar nicht so schlimm gewesen. Die beiden machten heute nicht zum ersten Male die Bekanntschaft des Arrestlokals und hatten sich darin ganz wohl befunden, allein heute war es so ganz anders.

Unmittelbar nach dem Mittagsessen hatte sie der Profoß abgeführt, der alte Bootsmannsmaat und Gefangenwärter Fölsch mit griesgrämigem Gesicht die Thüre verschlossen, und nun saßen sie schon sechs Stunden völlig von der Außenwelt abgetrennt in dem düstern, engen Winkel mit einer Atmosphäre, die sich aus einer Mischung von Theer und dem fauligen Schlagwasser des Kielraumes zusammensetzte, ohne daß sich auch nur eine Seele um sie gekümmert hätte.

Zwar hatten sie genügend Zeit gehabt, die Eigenthümlichkeiten der im Kabelgat verstauten verschiedenen Tauwerksorten zu studieren, als da sind rechts-, links und kabelgeschlagen, drei- und vierschäftig, Webe-, Steck Marleine und Hüsing, allein auf die Dauer ermüdet selbst ein so interessantes Studium den wißbegierigsten Kadetten, und auch die an den Balken aufgehängten Theer- und Fettpützen nebst zugehörigen Pinseln vermögen nicht zu fesseln. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die beiden Delinquenten sich nicht in rosigster Laune befanden.

Was mochte nur mit Fölsch los sein, daß er sich gar nicht

sehen ließ? Sonst machte er nach Einlochung seiner Pflegebefohlenen doch immer sehr bald einen Besuch in Kabelgat, um eine genaue Revision aller Ecken und Winkel vorzunehmen, ob die Arrestanten nicht verbotene Gegenstände eingeschmuggelt hatten. Und dann passierte es auch fast jedesmal, daß er in dem Spinde für Bändselwerk eine Flasche Rum aufstöberte, welche die jungen Sünder heimlich aus der Messe mitgebracht, um aller Wahrscheinlichkeit nach sich daraus zum Abendthee einen steifen Grog zu brauen.

Natürlich konfiszierte er sofort pflichtgemäß die Flasche und eigentlich hätte er auch dem ersten Offizier davon Meldung machen müssen, doch dazu war der alte Kerl wieder viel zu gutmüthig. Er litt oft an Gliederreißen und wußte aus langjähriger Erfahrung, daß guter Rum, wenn damit der Körper öfter und gründlich von inwendig eingerieben wurde, vortreffliche Dienste gegen das eingewurzelte Uebel leistet.

Deshalb behielt er zu diesem Zwecke die Flasche für sich; dann kamen die armen Seejunker nicht noch mehr in die Tinte, und ihm that es so gut. Wenn dann aber die Einreibungen günstig auf die Schmerzen wirkten, zeigte er sich auch noch in anderer Weise dankbar für das Medikament und drückte gern ein Auge zu, wenn einige Kameraden den Arrestanten zum Skat Gesellschaft leisteten oder ihnen Bücher zum Lesen brachten. Ja er gab auch Hängemattmatratzen heraus, um bequeme Sitze auf den harten Tauwerkbündeln zu schaffen, und wenn er nach der Abendrunde vor einer Überraschung durch den ersten Offizier sicher zu sein glaubte, dann erschien er auch wohl selbst zum Besuch im Kabelgat, um an der allgemeinen Fröhlichkeit theilzunehmen und den jungen Leuten ein Garn vorzuspinnen. Aus seinem vielbewegten Leben, das ihn in alle fremden Länder und Meere geführt, hatte er ein ganzes Bündel davon in sich aufge-

stapelt, wußte ganz leidlich zu erzählen und fand bei den Kadetten die dankbarsten Zuhörer. Sie selbst waren ja mit ihrer konservativen und an „Flottenruh“ bei Blexen gegenüber Bremerhaven gebannten Fregatte bis jetzt nicht über die Mündungen der Weser und Elbe hinausgekommen, hatten den Felsen von Helgoland nur einmal aus weiter Ferne am Horizonte schimmern sehen, und Geschichten vom blauen Wasser besaßen deshalb nur um so mehr Reiz für sie. Zwar waren Fölsch' Garne bisweilen sehr zäh, aber sie verloren dadurch nicht an Interesse und vor allem schmeckten sie kräftig nach Salzwasser, das die Junker gar zu gern selbst befahren hätten, um seine Gefahren und Reize kennen zu lernen, sowie Abenteuer auf ihm aufzusuchen und zu bestehen.

Unter solchen Verhältnissen waren deshalb achtundvierzig Stunden Kabelgat kein Schreckgespenst für sie. Im Gegenteil lebte es sich dort ganz fidel, aber heute machte sich, wie schon bemerkt, ein gewaltiger Unterschied gegen sonst fühlbar. Die Thür blieb starr verschlossen, kein Kamerad, kein Roman, keine Matratze erschien, keine Laterne wurde angezündet und Fölsch blieb spurlos verschwunden. Freilich befand sich auch keine Flasche Rum in dem Spinde, die er hätte konfiszieren können, und wozu lohnte dann eine Revision. Merkwürdig, was der alte Kerl für eine feine Nase haben mußte, um vorn im Schiffe zu riechen, daß hinten in der Kadettenmesse der Rum ausgegangen war — und gerade heute zwickte ihn der Rheumatismus mehr als je.

Die Schiffsglocke schlug 6 Glas — 7 Uhr — und ihr Klang weckte die beiden Junker aus ihren düsteren Träumen. Den Kern ihrer wiederbeginnenden Unterhaltung bildeten verschiedene kräftige Bemerkungen über den Urheber ihrer Kaltstellung. Sie bedauerten aufrichtig, dem cosinus a-sinus gar zu eifrig bei dem Verlassen des Grabens geholfen zu

haben und befanden sich überhaupt in sehr gedrückter Stimmung, als dieselbe sich auf einmal wandelte.

Der Schlüssel knarrte im Schloß; in der geöffneten Thür erschien der Steward mit dem Abendthee und allerlei sonstigen guten Sachen, die der Messevorstand gesandt, und hinter ihm Fölsch mit hochgehobener Laterne, deren Schein seine verwitterten Züge beleuchtete, aus denen eine innere Befriedigung sprach.

„Guten Abend, Junker," redete er sie freundlich lächelnd an, „es thut mir leid, daß Sie so lange haben im Dunkeln sitzen müssen, aber ich hatte wieder solches Gliederreißen, daß ich mich kaum rühren konnte. Jetzt ist es jedoch schon besser geworden. Inzwischen werde ich Ihnen ein Paar Matratzen hereinbringen, damit Sie bequemer sitzen, und wenn vielleicht einige Kameraden Sie besuchen wollen, dann können Sie es ihnen durch den Steward sagen lassen, ich habe nichts dagegen. Adieu, jetzt muß ich noch einmal einnehmen, damit der Anfall nicht wiederkehrt; nachher komme ich vielleicht noch auf ein halbes Stündchen herein." Der plötzliche Witterungsumschlag erfreute die Arrestanten natürlich sehr, seine Ursache blieb ihnen jedoch kaum ein Geheimniß, und auf einen fragenden Blick von Honolz gab ein bedeutsames Nicken des Steward die Antwort. Der umsichtige Messevorstand hatte eine vom Zahlmeister geborgte Flasche Rum dem Diener mitgegeben, und sie war ihm vor der Kabelgatsthür als Kriegscontrebande von Fölsch abgenommen, während jedoch der Theekanne ebenfalls ein aromatischer Duft entströmte, so daß die Junker nicht zu kurz kamen.

Sie verzehrten den Thee nebst Zubehör in großem Behagen, und als eine Stunde später die Runde erschien, fand sie die Laterne im Kabelgat gelöscht, die Seejunker sanft schlummernd in ihren Hängematten und alles in bester Ord-

nung, so daß der erste Offizier dem sie mit sehr ernstem Gesichte begleitenden Fölsch befriedigt zunickte.

Bald darauf ertönte der lange Rollpfiff der Unteroffiziere durch die Schiffsräume, die Stentorstimme des Bootsmanns donnerte das abendliche „Feuer und Lunten aus, Ruhe im Schiff" in die Luken hinunter, das Stimmengeräusch dämpfte sich zu einem leisen Summen und bald herrschte überall Stille.

Nur in Kabelgat begann es sich wieder zu regen. Fölsch erschien und zündete vorsichtig die Laterne an; einige Kadetten, mit verschiedenen Flaschen Bier bewaffnet, schlüpften durch die Thür, und wenn auch mit verhaltener Stimme, war bald eine heitere Unterhaltung im Gange, zu der die aufgeräumte Laune des Unteroffiziers nicht das Wenigste beitrug.

„Ich kann heute etwas länger bei Ihnen bleiben," hatte er den erfreuten Seejunkern mitgetheilt, „der erste Offizier ist noch einmal an Land gefahren und hat sich das Boot erst um zehn Uhr wiederbestellt, da haben wir fast zwei Stunden für uns."

Wenig hätte gefehlt, daß seine Pfleglinge ihm für diese schöne Aussicht ein Hurrah ausgebracht, und nur mit Mühe konnte er sie davon abhalten.

„Sagen Sie, Fölsch," fragte Honolz nach einer Weile, „was haben Sie eigentlich dort für ein sonderbares Ding an das Spind genagelt. Ich bin doch schon öfter hier gewesen, habe es aber noch nie bemerkt."

„Ja, das sitzt auch erst seit ein paar Tagen dort. Seit fünfundzwanzig Jahren ist es mit mir herumgefahren, aber es nimmt mir jetzt zu viel Platz in meinem Kleidersack und so habe ich es vorläufig dort festgemacht — es bringt Glück."

„Aber was stellt es denn eigentlich vor?"

„Die Rückenflosse von einem Hai."

„Eine Haiflosse? Ha, was muß das für ein gewaltiger Kerl gewesen sein. Haben Sie den selbst gefangen?" tönte es von verschiedenen Seiten.

„Nun ja," erwiderte Fölsch selbstgefällig, „er maß gewiß seine fünfzehn bis sechzehn Fuß, und gefangen habe ich ihn auch selbst," fügte er mit Stolz hinzu, „aber nicht auf die gewöhnliche Art, und es hat Arbeit gekostet. Deshalb ist mir auch die Flosse so viel werth und ich bewahre sie schon ein Vierteljahrhundert."

„Wie meinen Sie das, nicht auf die gewöhnliche Art?"

„Nun, nicht mit der Angel."

„Wie denn?"

„Ich habe ihn todtgeritten," lautete die verblüffende Antwort, welche die Kadetten eine Zeit lang verstummen ließ.

„Ach sprechen Sie doch keinen Unsinn, Fölsch," nahm dann aber Honolz das Wort. „Für so dumm können Sie uns doch unmöglich halten, daß wir Ihnen das glauben sollen."

„Wenn Sie erst einmal so lange zur See gefahren sein werden wie ich, Junker," erwiderte Fölsch etwas unwirsch, „dann werden Sie noch manches Merkwürdigere gesehen haben. Mögen Sie es mir glauben oder nicht, wahr ist es doch, und wenn wir auch mit Steinen und Messern etwas nachgeholfen haben, so wäre es ohne den Ritt, den ich auf ihm machte, doch nicht so weit gekommen."

„O, das müssen Sie uns erzählen, Fölsch," baten die übrigen, während der skeptische Honolz sich über den kleinen Hieb, den ihm der Unteroffizier versetzt hatte, ärgerte und schwieg. Sie rückten ganz nahe an ihn heran, um ja kein Wort von der wunderbaren Geschichte zu verlieren, und Fölsch ließ sich leicht erbitten. Erzählen war sein Fahrwasser und er that es namentlich gerne, wenn er, wie gewöhnlich, der Held war.

„Ja, die Sache war allerdings merkwürdig genug," begann er, nachdem er zuvor seine Kehle angefeuchtet und die ihm dargereichte Flasche Bier in einem Zuge geleert hatte. „Ich danke es überhaupt nur besonderem Glück und," fügte er mit einer gewissen Verschämtheit hinzu, „zum Theil auch meiner Gewandtheit, daß sie für mich nicht schief ging. Freilich war ich damals fünfundzwanzig Jahre jünger und dann sind die Sehnen noch schmeidiger und die Knochen halten besser zusammen.

„Sie müssen wissen," fuhr er dann fort, „daß die Seeleute die geschworenen Feinde der Haie sind. Wenn Sie, junge Herren, erst einmal auf das blaue Wasser kommen und sehen, wie diese Bestien bei flauer Brise oder Windstille Tag und Nacht um das Schiff lungern, um alles, was über Bord fällt, sei es was es wolle, gierig überzuschlucken und jeden armen Teufel, der das Unglück haben sollte, ins Wasser zu stürzen, sofort mit ihrem furchtbaren Rachen zu zermalmen, dann werden Sie eben solchen Haß empfinden und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um so vielen von ihnen so schnell wie möglich das Lebenslicht auszublasen.

„Nun, für Schiffe, welche die warmen Gegenden besuchen, bietet sich diese oft genug. In der Nähe der Küste von Afrika fängt man oft ein halbes Dutzend an einem Tage, und so wird jährlich vielen Tausenden der Garaus gemacht. Dabei ist denn auch weiter keine Gefahr, wenn man nur ein bischen aufpaßt.

„Kaum hat man den an einer Kette befestigten fingerdicken Haken mit dem Köder über Bord geworfen und etwas damit geplätschert, so beißen sie auch schon an. Dann zieht man sie halb aus dem Wasser und stößt ihnen eine lange Gangspillspeiche in den Rachen hinunter, so weit es geht, um ihnen das furchtbare Schlagen mit dem Schwanze zu verleiden. Hat

anm sie dann auf das Deck geheißt, so stehen die Zimmerleute mit Aexten klar, um den gefährlichen Schwanz abzuhauen, und damit ist die Geschichte fertig, aber mit jenem da, von dem die Flosse stammt, ging es nicht so glatt ab.

Ich war mit einer Hamburger Brigg nach West-Key im Golf von Florida gegangen, aber so etwas von Haien wie dort hatte ich noch nie gefunden. Dort streiften sie in ganzen Scharen herum, kamen bis auf wenige hundert Schritte nahe ans Land und bei ruhigem Wasser sah man überall ihre Rückenflossen über Wasser.

Ich hatte einen Kameraden, Hans mit Namen, der die Bestien fast noch mehr haßte als ich, seitdem eine solche seinem besten Freunde beim Baden vor seinen Augen beide Beine dicht unter dem Leibe abgebissen und ihn, ehe das Boot zu Hilfe kommen konnte, unter Wasser gezogen und verschlungen hatte.

Wir brannten deshalb darauf, unter ihnen etwas aufzuräumen, wußten es aber nur nicht recht anzufangen. So nahe an das Schiff kamen sie nicht, um sie angeln zu können und aus dem Boote es zu thun, war zu gefährlich. Ein Schlag mit dem Schwanze hätte es zerschmettert, und dann waren wir aufgeschrieben. Da fiel uns ein, daß hinten im Schiffe sich noch ein paar alte Blunder-Büchsen mit trichterförmiger Oeffnung herumtrieben. Wenn wir in sie eine ordentliche Portion gehacktes Blei luden, dann konnten wir den Bestien damit eins auswischen, an dem sie genug hatten. Der Steuermann erlaubte uns, zwei davon zu nehmen und gab uns auch Pulver. Sie hatten wohl in früheren Zeiten zum Schutze gegen Seeräuber gedient und waren ziemlich verrostet, aber mit Hilfe des Zimmermanns brachten wir sie in Ordnung, luden die Dinger mit einem Pfunde gehacktem Blei und fuhren eines Sonntagsnachmittags bei schönem Wetter auf die Jagd.

Wir hatten auch nicht lange zu warten. Keine 500 Schritt vom Lande sahen wir schon verschiedene Flossen die Wasserfläche sicheln und setzten Kurs auf die größte. Sehr bald waren wir auf 30 Schritt heran, hielten dann aber still mit Rudern und griffen schnell zu unseren Büchsen, denn der Hai, ein ganz gewaltiger Kerl, kam uns gerade entgegengeschwommen und war bald auf Bootslänge heran. Dann wartete er eine kleine Weile und äugte uns so niederträchtig mit seinen kleinen Schweinsaugen an, als wollte er sagen: „Na, da finde ich ja einen netten Bissen, wartet nur, in fünf Minuten, dann habe ich euch im Magen.“ Nun er konnte Recht haben, denn ein Schwanzschlag hätte uns geliefert, und ich kann gerade nicht sagen, daß uns bei dem Gedanken sehr wohl war, aber trotzdem hockten wir schnell im Boote nieder, legten die schweren Büchsen, die wir nur mit Mühe heben konnten, auf den Dullbord und zielten.

Der Hai lag noch immer ruhig und hatte nur seine kleinen Jagdhunde, die blau- und weißgestreiften Lootsmännchen, abgeschickt, um uns näher zu beschnüffeln und ihm zu sagen, wie er am besten dem Boote eins mit seinem Schwanze auswischen könnte, den er aus Vergnügen schon leise hin und her bewegte.

Das war unser Glück, denn sonst hätten wir wohl vorbeigeschossen, und wir konnten nun seinen Kopf gut aufs Korn nehmen.

„Bist du fertig, Hans?“ fragte ich meinen Kameraden.

„Alles klar!“ erwiderte dieser, „ich denke, er wird schön prusten, wenn ihm das ins Gesicht fliegt.“

„Nun, dann paß' auf. Eins, zwei, drei!“ Bums! da donnerten die beiden alten Büchsen gleichzeitig los.

Herr Gott, was kam aber nun! Ich dachte, wir gingen direkt hinunter in Gottes Keller.

Wir erhielten einen so furchtbaren Stoß gegen die Brust, daß wir beide kopfüber nach hinten zu in das Boot stürzten und übereinanderkegelten, während gleich danach ein zweiter Knall ertönte, als ob die Büchsen von selbst noch einmal losgegangen wären. Dann fing das Boot trotz der ganz glatten See so toll an zu schlingern, daß es von beiden Seiten Wasser schöpfte und um ein Haar gekentert wäre, bis es sich endlich wieder beruhigte.

Nun, uns war dabei gar nicht mollig zu Muthe und es dauerte eine ganze Weile, bis wir uns von unserem Schreck erholten und uns aufrichteten. Glücklicherweise war bei unserem Sturz uns nichts Schlimmes passiert und wir hatten uns nur an den scharfen Kanten der Inhölzer etwas die Knochen geschrammt. Nun wußten wir aber auch, wie es gekommen war. Wir hatten zu viel Blei in die Büchsen gestopft und die gaben uns Kopfstücke. Der zweite Knall war ein Schwanzschlag des Hai gewesen, der das Boot zwar nicht getroffen, aber eine solche See aufgewühlt hatte, daß sie es umzuwerfen drohte.

Natürlich sahen wir uns sofort nach unserem Freunde um. Er lag noch fast auf derselben Stelle, wo wir nach ihm geschossen, aber jetzt ganz still und bewegte weder Flossen noch Schwanz. Wir mußten ihn also wohl so gut getroffen haben, daß er gleich todt war, und das Benehmen der Lootsmännchen bestärkte uns in diesem Glauben. Wenn man nämlich einen Hai fängt und ihn aus dem Wasser zieht, dann schießen seine kleinen Begleiter ganz ängstlich hin und her und suchen offenbar ihren Herrn. Gerade so machten sie es jetzt, bewegten sich immer um seinen Kopf und schienen ihn zu beschnuppern.

Wir trauten jedoch der Sache nicht. So ein Kerl hat ein unglaublich zähes Leben. Es passiert gar nicht selten auf den Schiffen, daß man aus Wuth gegen die blutgierigen

Räuber sie wieder über Bord wirft, nachdem man ihnen den Schwanz abgehauen und sämmtliche Eingeweide herausgerissen hat, aber meistens schwimmen sie dann ruhig weiter, bis die eigenen Kameraden den angeschnittenen Braten wittern und sich daran zugute thun.

Wir waren deshalb vorsichtig, machten mit dem Boote ein paar Schläge rückwärts und warteten eine ganze Weile. Als er sich aber immer noch nicht rührte, gingen wir wieder näher heran und stießen ihn mit dem Bootshaken an. Richtig! er war todt und fiel auch durch den Stoß etwas auf die Seite, so daß wir das Weiße von seinem Bauch sahen, aber auch, daß wir gut getroffen hatten. Das eine Auge war ihm ganz ausgeschossen, der Kopf zeigte überall Löcher von den Bleistücken, und das Wasser wurde roth von dem auslaufenden Blut.

„Nun, Sie können sich denken, daß wir nicht wenig stolz auf unsere Beute waren, aber noch mehr anzuschießen, konnten wir uns doch nicht entschließen. Die alten Donnerbüchsen hatten uns einen solchen Knuff gegeben, daß wir ihnen nicht länger trauten. Wir gaben deshalb die Jagd auf, obwohl wir in der Ferne noch genug Rückenflossen umhersegeln sahen, und beschlossen, das Ungethüm in das Schlepptau zu nehmen und es an Bord zu bugsieren, um es unsern Kameraden zu zeigen.

Wir nahmen deshalb die Fangleine, schnürten sie ihm um den Leib hinter die Rückenflosse, so daß erstere nicht abschlippen konnte, machten das andere Ende hinten im Boot fest, steckten uns ein Pfeifchen an und griffen seelenvergnügt zu den Riemen, um die Bestie an Bord zu schleppen.

Nun soll man aber den Tag nicht vor dem Abend loben, denn schon nach ein paar Minuten waren unsere Pfeifen wieder ausgegangen und um ein Haar unser Lebenslicht mit ihnen.

Der Hai war nämlich nicht todt, sondern nur betäubt gewesen, und dieser Irrthum bekam uns sehr schlecht. Jetzt erholte er sich wieder und als er merkte, daß er gegen seine Gewohnheit mit dem Schwanz voran durch das Wasser ging, wollte er sich die neue Mode nicht gefallen lassen und muckte ganz gehörig dagegen auf.

Plötzlich fühlten wir einen gewaltigen Stoß im Boote, so daß dasselbe einige Schritte rückwärts und näher an den Hai flog, aber ehe wir noch weiter darüber nachdenken konnten, da kam auch schon die Geschichte. Mit einem einzigen Schwanzschlage von unten herauf wurde das ganze Heck des Bootes zerschmettert, und wir selbst flogen beide mit einem Hechtsatze in die Luft und in hohem Bogen 10—12 Fuß weit ins Wasser.

Daß wir nicht Hals und Beine dabei brachen, kann ich heute noch nicht begreifen, aber wir kamen ganz gesund im Wasser an. Es war zwar flach, aber immer noch tief genug, um im Stehen trinken zu können, und da saßen wir nun mit dem Kink vor dem Block. Wir waren ja beide tüchtige Schwimmer und hätten wohl bald das Land erreichen können, wenn nur nicht der verdammte Hai gewesen wäre. Der aber raste wie toll in kleinem Kreise um uns her und schleppte die Fangleine mit einem großen Stück Holz, das jene aus dem Boote gerissen, mit sich.

„Jan," sagte Hans zu mir, „ich glaube, diesmal geht's uns an den Kragen."

Mir schien es auch so, aber was ein ordentlicher Seemann ist, der giebt die Hoffnung nicht eher auf, als bis ihm das Wasser über die Nase geht, und wir hatten doch noch den ganzen Kopf draußen.

„Na, damit wollen wir noch ein bischen warten," erwiderte ich, „das kommt immer früh genug. Es scheint, als

ob die Bestie höllische Kopfschmerzen hat, und vielleicht ist sie ganz blind und wir steuern glatt an ihr vorbei. Vorläufig wollen wir einmal sehen, ob wir nicht die Leine fassen können, deren Ende mit dem Holzschwimmer daran uns immer vor der Nase herumfuchtelt. Nur nicht den Kopf verlieren!"

„Hast Recht," rief Hans, und nach ein paar Stößen hatten wir glücklich das Ende gepackt, obgleich wir eigentlich beide nicht recht wußten, wozu das nützen sollte, aber in solchem Augenblicke, da thut man mancherlei. Als der Hai merkte, daß er plötzlich eine ganze Portion mehr zu schleppen hatte, wurde er erst recht wild und ging wie ein Wirbelwind mit 20 Meilen Fahrt los, zuerst immer noch in demselben kleinen Kreise, so daß es uns nicht viel genierte, da wir fast auf derselben Stelle blieben und uns nur umzudrehen brauchten. Es schien, daß er keinen geraden Kurs mehr halten konnte, weil ihm ein Auge ausgeschossen war, und es war gerade wie im Zirkus. Der Hai stellte das Pferd vor und wir die Stallmeister, bloß daß wir keine Peitsche hatten und er auch ohne sie schon scharf genug galoppierte. Das dauerte wohl eine Viertelstunde, dann fing er an bei weitem langsamer zu schwimmen.

„Du, Jan," meinte Hans, „ich glaube, der läuft sich todt."

„Das wäre gut für uns," sagte ich, aber ich traute dem Frieden nicht und sehr bald zeigte es sich auch, daß ich Recht hatte.

Ob die Kanaille uns verstanden hatte, weiß ich nicht, aber kaum waren die Worte heraus, da zeigte er, daß er noch verdammt lebendig war.

Bis dahin hatte er immer mit Ruder hart Backbord gesteuert und daher das Kreislaufen, jetzt aber legte er es auf einmal mittschiffs und nun ging er mit uns in geradem Kurse ab, direkt nach See zu. Na, da war aber Holland in Noth.

Donnerwetter, war das eine Tour! So viel wir uns auch mit aller Gewalt stemmten, es half uns nichts. Er sauste mit uns durch das Wasser, daß wir eine Bugwelle machten wie eine holländische Kuff mit einem Nordweststurm von hinten, und die See uns nur immer so über die Köpfe brach.

Das ging natürlich nicht lange so, entweder hätten wir uns die Arme ausgerissen oder wir wären erstickt, dann hätte der Hai uns nur um so bequemer zum Verschlucken gehabt, und schon nach wenigen Sekunden ließen wir, wie auf Kommando, beide gleichzeitig los.

„Jetzt nach dem Lande," rief ich Hans zu, „sonst geht die Sache schief!" Wir strichen aus, was das Zeug halten wollte und als ob jemand mit der Hetzpeitsche hinter uns säße.

Wir kamen auch flott vorwärts und waren kaum noch hundert Schritte vom Ufer, als ich mich umsah.

Herr Gott, ich dachte, mich sollte der Schlag rühren; der böse Feind saß mir dicht auf den Hacken, keine drei Schritte hinter mir. Meine armen Beine! Im nächsten Augenblicke mußte er sie fassen.

Aber es geht nichts über einen guten Gedanken, wenn man in solcher Klemme sitzt. Wegen seines weit vorstreckenden Oberkiefers kann der Hai nicht gerade zubeißen, sondern muß sich auf den Rücken werfen, um die Beute zu packen, und ebensowenig kann er es, wenn diese auf der Oberfläche schwimmt. Ob mir das nun gerade einfiel, weiß ich zwar nicht, aber es muß wohl so gewesen sein, denn jedenfalls handelte ich danach.

Es schien, als ob ich auf einmal von Gummi gewesen wäre und von unten einen gehörigen Schubbs bekommen hätte, denn ich flog fünf bis sechs Fuß in die Höhe, machte einen regelrechten Kopfsprung, wie der beste Seiltänzer, und fiel dann mit den Beinen nach unten ....."

Plötzlich unterbrach sich der Erzähler und lauschte. „Was ist?" riefen die Junker. „Pst!" machte Fölsch.

„Boot ahoi!" hörte man den Ruf der Schildwache am Fallreep und aus dem Boote ertönte die Antwort, die man aber nicht klar verstehen konnte.

Fölsch nahm sofort die Laterne herunter. „Machen Sie, daß Sie fortkommen," flüsterte er den Besuchsjunkern zu, „der erste Offizier kehrt zurück; wenn er das Licht von draußen durch das Ochsenauge hat scheinen sehen, dann ist der Teufel los. Und die Herren Arrestanten schnell in die Hängematte. Wenn er frägt, habe ich bloß noch einmal revidiert."

Während die Junker, die gerade im Augenblick der größten Spannung so unangenehm enttäuscht waren, sich aus dem Staube machten, raffte der Unteroffizier schnell die leeren Bierflaschen zusammen, um sie in dem Bändselspinde zu verstecken und staute die Matratzen fort.

Bevor er jedoch noch damit fertig war, kam einer der entflohenen Kadetten zurück und sagte mit freudestrahlendem Gesichte: „Blinder Lärm! Das Boot ist leer zurückgekommen, der erste Offizier bleibt die Nacht am Lande."

Wie schnell Honolz und Martin wieder aus ihren Hängematten sprangen und die übrigen sich um Fölsch scharten! „Weiter, weiter," baten sie einmüthig, „was wurde mit dem Hai?" und der alte Unteroffizier ließ sich erweichen.

„Wie weit war ich denn gekommen?" fragte er.

„Sie hatten sich aus dem Wasser geschnellt und fielen wieder herunter."

„Ja richtig, nun, was meinen Sie wohl, wohin?"

„Nun, natürlich in das Wasser."

„Das hätte man allerdings denken sollen, aber es war doch nicht ganz so, denn ich saß plötzlich rittlings auf dem Rücken des Hai, der gerade unter mir durchschoß, als er

vergebens nach mir geschnappt hatte. Teufel und Pumpstock! Wie fuhr mir der Schreck durch die Glieder, das war eine ganz besondere Sorte von Marine-Kavallerie!

Unwillkürlich griff ich nach dem Knoten, der um seinen Leib geschlungenen Fangleine, um mich festzuhalten. Nun, ich hatte es wahrhaftig auch nöthig, und der Hai war wohl nicht weniger erschrocken, als ich selbst, als er plötzlich einen schweren Reiter auf sich fühlte. Die Sporen brauchte ich ihm nicht zu geben, er ging wie rasend mit mir ab. Es war ein Glück, daß wir ungefähr nur fünf Fuß Wasser hatten, so konnte er nicht tiefer tauchen und ich blieb etwa bis zur halben Brust über Wasser, obwohl mir trotzdem die Bugwelle bis unter die Nase stieg und der Wasserdruck gegen meinen Körper so groß war, als wollte er mich zu Brei quetschen.

Lange hätte ich es aber doch so wie so nicht ausgehalten, wenn mein neumodisches Seepferd in seinem Schreck nicht einen falschen Kurs gesteuert hätte. Statt nach See ging er nämlich diesmal direkt auf das Land los. Bis ganz nahe an das Ufer hielt sich die Wassertiefe ziemlich gleich, dann aber stieg der Grund in schräger Linie schnell auf. Wie vom Bösen besessen raste der Hai mit fliegender Fahrt dahin, bis er plötzlich fast mit dem ganzen Leibe auf dem Trockenen saß und nur noch der Schwanz in flottem Wasser spielte.

Bei dem Stoppen bekam ich natürlich einen solchen Ruck, daß ich einige Fuß in die Höhe flog, aber als ob die Bestie, der ich mit knapper Noth aus den Zähnen geschlippt war, mir zu guterletzt noch einen Denkzettel auswischen wollte, versetzte sie mir im selben Augenblicke noch einen ganz gehörigen Schwanzhieb gegen meinen Sitztheil. Da ich aber schon in der Luft war und nach vorwärts flog, so kam ich noch einigermaßen gut davon und machte nur einen um so

größeren Bogen nach dem Ufer zu. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, stand Hans bei mir.

„Du, Jan," lachte er, „das war ein forscher Ritt, den dir so leicht keiner nachmacht und du hattest es verdammt eilig. Wie steht's aber mit deinen Rund- und Inhölzern, alles heil, oder muß etwas gespleißt werden?"

„Alles klar," erwiderte ich, nachdem ich meine Knochen befühlt und nichts gebrochen gefunden hatte, obwohl mich mein ganzer Körper schmerzte, als hätte er in einer Stampfmühle gelegen. „Aber wo ist der Hai?"

„Dort liegt er noch, wo er auf den Strand gesegelt, aber wir müssen ihn bald unschädlich machen, denn sein Schwanz liegt frei. Er haut damit wie verrückt und arbeitet sich am Ende doch noch wieder los."

„Hast Recht, Hans," sagte ich, „aber womit? Unser Boot treibt dahinten und die Donnerbüchsen liegen auf dem Grunde. Wenn er so schlägt, können wir auch nicht mit dem Messer an seinen Leib."

„Nun, ich glaube, sein Kopf ist durch das gehackte Blei schon ziemlich mürbe geworden," sagte mein Kamerad. „Wie wäre es, wenn wir ein bischen nachhülfen. Dort liegen ein paar schöne Korallensteine, die wir als Hammer gebrauchen können, und danach wird er wohl still werden."

Gesagt, gethan! Wir nahmen beide einen Stein von einem halben Centner und rammten damit den Schädel unsers gemeinschaftlichen Freundes so gründlich, daß er nach einigen Minuten nur Brei war, die Schwanzschläge aufhörten und er seine schwarze Seele aushauchte.

Dann schleppten wir ihn an der Fangleine noch ein bißchen höher auf den Strand und schnitten ihm den Leib und den Magensack auf, der ja vom Hals bis an den Schwanz reicht. Es waren wunderbare Dinge, die wir darin fanden, einen

zerbrochenen Porzellanteller, eine Bürste, einen alten Schuh, eine Cigarrendose, eine Maultrommel, auf der er wohl hatte spielen wollen und die ihm aus Versehen die Kehle hinuntergerutscht war, und einen ganzen Haufen Menschenknochen.

Nun, wir gaben uns zufrieden, daß es nicht unsere eignen waren, obgleich noch Platz genug für uns beide gewesen wäre.

Hans nahm sich die Cigarrendose und die Maultrommel zum Andenken und lernte auf ihr mit der Zeit ganz nett spielen, ich aber schnitt mir die Rückenflosse ab und nagelte sie zuerst auf das Bugspriet, weil sie Glück bringt, und das hat sie auch redlich gethan. Unsere Brigg war ein alter Kasten und so leck, daß wir sie öfter auf den Pumpen über See tragen mußten, aber sie hielt doch zusammen, und wir kamen mit ihr glücklich nach Hamburg zurück. Auf der nächsten Reise ging sie jedoch verloren, denn meine Flosse hatte ich mit mir genommen und da war es kein Wunder.

Inzwischen hatte der Steuermann unser Unglück vom Schiffe aus gesehen und ein anderes Boot geschickt, um das zerbrochene aufzufischen und uns an Bord zu holen. Merkwürdigerweise waren die Donnerbüchsen nicht aus dem gekenterten Fahrzeuge gefallen, sondern hatten sich unter den Duchter eingeklemmt und so bekamen wir sie wieder, sonst hätten der Steuermann und wir gewiß vom Kapitän tüchtig etwas auf den Kaftan gekriegt. Die Jolle flickte der Zimmermann wieder zusammen und so war alles gut. Seit der Zeit," schloß Fölsch sein merkwürdiges Garn, „habe ich wohl noch ein paar Dutzend Haie gefangen, aber immer nur vom Schiffe aus mit der Angel, geritten habe ich jedoch auf keinem wieder. Nun aber ist es Zeit, daß Sie sich zur Koje machen, Junker, es hat eben schon 6 Glas geschlagen (11 Uhr) und morgen ist Sonnabendsdeckscheuern, da heißt es um 4 Uhr wieder heraus."

„Danke, danke, Fölsch, für die hübsche Erzählung," riefen die jungen Kadetten, die jedes Wort geglaubt, während der erfahrenere Honolz in Gedanken verschiedene zähe Stellen aus dem Garn herausgeschnitten hatte. Trotzdem war auch er mit großem Interesse gefolgt.

„Kommen Sie morgen Abend wieder?" fragte er.

„Wenn das Gliederreißen mich nicht zu sehr plagt, dann ist es möglich," erwiderte Fölsch.

Dank der Medizin plagte es ihn nicht am anderen Tage und er erschien Abends ganz munter, um seinen jungen Freunden ein anderes Garn vorzuspinnen.

V.

Lieutenant Crocher.

Es war an einem schönen Maitage. An dem geöffneten Fenster eines in der Nähe von Portsmouth unweit des Hafens gelegenen kleinen Landhauses saß eine ältere Dame.

Rings in dem umgebenden Gärtchen grünte und blühte es, gefiederte Sänger huschten durch die im Sonnenlicht glänzenden Zweige; die Luft war von balsamischen Düften erfüllt und hoch oben im blauen Aether jubilierten die Lerche'n doch die Bewohnerin des Häuschens schien keinen Theil an der Freude über die erwachende Natur zu nehmen.

Sie war mit einer Handarbeit beschäftigt, von der sie nur dann und wann den Kopf erhob, um erwartungsvoll ihre Blicke auf der zur Stadt führenden Straße ruhen zu lassen, die sie eine größere Strecke weit übersehen konnte. Sie war in Trauer gekleidet und auf ihrem Antlitz, das noch die Spuren einstiger Schönheit trug, hatten Kummer und Leid tiefe Furchen gegraben.

Vor wenigen Jahren noch glückliche Gattin und Mutter,

hatte der unerbittliche Tod Frau Crocher alle ihre Lieben geraubt, nur ein Sohn war ihr geblieben und auf seine Rückkehr von Portsmouth wartete sie heute.

Er war Seeoffizier, bildete ihren Trost, ihre Hoffnung und ihr einziges Glück. Freilich verdiente er das auch in vollem Maße, und die arme Mutter durfte wohl stolz auf ihn sein. Zweiundzwanzig Jahre alt, ein Bild jugendlicher Kraft und Manneschönheit, löwenmuthig und tapfer, mit dem Herzen eines Kindes, in seinem Fache selten tüchtig, bei Vorgesetzten und Untergebenen gleich geachtet und geliebt und dabei der treueste nur für die Mutter lebende Sohn — das war ihr William. Nach des Vaters Tode, der die Familie in beengten Verhältnissen zurückgelassen, hatte er sich alles am Munde abgespart, um mit seinem Gehalte die Mutter zu unterstützen, aber seit einem Jahre war er zu seinem schweren Kummer auf kargen Halbsold gesetzt, der trotz größter Einschränkung kaum zur Deckung der eigenen Bedürfnisse ausreichte.

In den großen Seesiegen des letzten Jahrzehnts hatte England die Flotten seiner Gegner vernichtet und ihre kümmerlichen Reste wagten sich nicht mehr auf das hohe Meer hinaus. Es konnte daher seine eigene Flotte, die seither ungezählte Millionen verschlang, verringern, einen Theil der Offiziere auf Halbsold beurlauben und dies Geschick hatte auch den jungen Crocher getroffen.

Vergebens war er wöchentlich einige Male nach Portsmouth gewandert, um sich in Erinnerung zu bringen für eine Indienststellung. Es gab zu viele Bewerber und ihm fehlten vornehme Verwandte und Fürsprecher.

Auch heute hatte ihn derselbe Zweck dorthin geführt, doch war er länger als sonst ausgeblieben, und deshalb harrte die Mutter in wachsender Sorge seiner Rückkehr — ließ er sie doch nie länger allein, als die Nothwendigkeit gebot.

Endlich leuchtete es in ihren Augen freudig auf, als sie den sehnlich Erwarteten erkannte, der ihr schon von weitem einen freundlichen Gruß zunickte und bald darauf das kleine traute Heim betrat.

„Ich bin heute länger geblieben, mein Mütterchen," sagte er, in kindlicher Ehrfurcht ihre Hand küssend, „aber dafür bringe ich auch gute Nachricht und mein langes Mühen ist endlich belohnt worden."

„Hast du ein Kommando bekommen, William?" rief sie, aber der Ton ihrer Stimme verrieth weniger Freude als ängstliche Spannung, mit der sie der Antwort entgegensah. Lautete diese bejahend, dann stand ihr die Trennung von dem Einzigen bevor, den ihr ein herbes Geschick gelassen und sie blieb allein mit ihrem Kummer.

„Jawohl," erwiderte er lebhaft, „und denke dir nur," fügte er mit einer gewissen Genugthuung hinzu, „ich bin zum zweiten Lieutenant auf dem Linienschiffe „Renown" ernannt. Sieh, hier ist meine Bestallung — doch, Mama," unterbrach er sich besorgt, „du scheinst dich nicht darüber zu freuen und siehst so betrübt aus — bist du wieder nicht wohl?"

„Doch, doch, mein William," sagte sie, ihn zärtlich umfangend, während sie die Thränen zu verbergen suchte, die unwillkürlich über ihre Wangen perlten, „ich freue mich deinetwegen. Aber sage, mein Kind," lenkte sie ab, „wie hat es kommen können, daß du in so jugendlichem Alter und ohne alle Fürsprache schon eine solche Stellung erhalten hast?"

„Das danke ich meinem alten Kapitän Malcolm vom „Neptun", dessen Signalkadett ich in der Schlacht bei Trafalgar war. Er hat den Befehl über den „Renown" erhalten, sich meiner erinnert und mir das Kommando verschafft, obwohl viele andere Bewerber vorhanden waren. Daß ich natürlich alles aufbieten werde, um durch treueste Pflichterfüllung dies

Wohlwollen zu rechtfertigen, kannst du dir wohl denken, mein Mütterchen."

„Daran zweifle ich nicht, mein geliebter Sohn, du bist stets pflichttreu gewesen. Doch wohin ist das Schiff bestimmt?" fragte sie mit zitternden Lippen in der Furcht vor vielleicht jahrelanger Trennung.

„O, du Gute," erwiderte er tröstend, „diesmal darfst du ruhig sein. Es geht auf nicht lange fort und ebensowenig in den Kampf. Wir sind mit vier Fregatten und ebenso viel Briggs bestimmt, unsere nach Rußland gehenden Handelsflotten hin und zurück durch den Belt zu geleiten, da die Dänen immer noch zu Napoleon halten. Ihre großen Schiffe haben wir ihnen ja sämmtlich genommen, aber sie besitzen noch eine Flotille von Ruderkanonenbooten, mit der sie bei Windstillen unsere ungeschützten Handelsschiffe in ihren engen Gewässern kapern würden. Das wollen wir ihnen legen, wenngleich ich im stillen hoffe, daß sie es trotzdem versuchen und uns dabei in die Hände fallen. In spätestens sechs Monaten, wenn das Eis die Schifffahrt schließt, bin ich also wieder bei dir, meine Herzensmutter und," fügte er hoffnungsfreudig lächelnd hinzu, „wenn sich meine Wünsche erfüllen, dann bringe ich dir nicht nur mein erspartes Gehalt, sondern auch noch Prisengelder, und wir verleben damit einen sorglosen angenehmen Winter miteinander."

Frau Crocher strich mit ihrer schmalen blassen Hand liebkosend über das braungelockte Haar des jungen Offiziers. „Du bist ein guter Sohn, mein William," sagte sie gerührt und versuchte zu lächeln, obwohl sie nur schwer die Thränen zurückzuhalten vermochte, „Gott gebe, daß es so kommt, wie du hoffst, ich werde ihm dafür aus Herzensgrunde dankbar sein."

Wenige Tage darauf mußte Lieutenant Crocher sich einschiffen. Mit fast übermenschlicher Kraft, wie nur treue, sich

selbst überwindende Mutterliebe zu verleihen vermag, bekämpfte die Wittwe den eigenen Kummer, um ihren wahren Herzenszustand vor dem geliebten Kinde zu verbergen und ihm dadurch den Abschied zu erleichtern. Doch als dann Williams schlanke jugendfrische Gestalt an einer Biegung des Wegs ihren umflorten Blicken entschwand, da brach das mühsam zurückgehaltene Weh mit um so größerer Macht hervor. Kraftlos sank sie zusammen und eine bange Ahnung, daß sie ihr einziges Kind zum letzten Male gesehen, preßte ihr Herz zusammen, das sich in unsagbarem Schmerze zuckend wand.

William ging inzwischen gehobenen Muthes an Bord und ihm erschien die Zukunft froh und verheißend. Von seinem Kapitän wurde er mit väterlicher Freundlichkeit empfangen, von seinen Mitoffizieren, deren größter Theil ihn bereits als ebenso braven Seemann, wie liebenswürdigen Kameraden kannte, mit Herzlichkeit begrüßt.

Noch eine andere freudige Ueberraschung wartete seiner auf dem „Renown". Nach längeren Jahren traf er dort Bob Jenkins wieder, seinen früheren „Seevater". Als William vor zehn Jahren zuerst als kleiner Kadett in die Marine trat, da wurde ihm der brave Bob beigegeben, um ihn in die praktischen Anfangsgründe des Seelebens einzuführen und über die Unebenheiten des neuen Berufs fort zu leiten. Er gewann den aufgeweckten, wißbegierigen und für den Seemannsberuf wie geschaffenen Knaben sehr bald lieb, und dieser vergalt die Zuneigung in gleicher Weise, so daß beide bald ein Freundschaftsband umschlang, wobei der Matrose in bescheidener Zurückhaltung jedoch nie die Grenze überschritt, die ihn, den Vormastmann, von den Kadetten und späteren Offizieren trennte, deren Aufenthalt das Hinterdeck bildete.

Bobs gute Augen strahlten, seinen früheren Zögling, dessen schnelle Beförderung er mit verzeihlichem Stolze seiner Er-

ziehung zuschreiben zu dürfen glaubte, wieder zu treffen und von ihm mit herzlichem Händedruck begrüßt zu werden, der ihm sagte, daß Crochers freundliche Gesinnung gegen ihn dieselbe geblieben. Er war jetzt Bootssteurer und verkündete unter den Kameraden das Lob des jungen Offiziers in allen Tonarten, so daß dieser bald der Liebling der ganzen Mannschaft wurde.

So schien sich alles auf das prächtigste für Crocher zu gestalten und nur Lieutenant Macarthy trug einen Mißton in das gute Verhältniß. Beide hatten früher als Kadetten auf dem „Neptun" zusammen gedient, aber sich schon damals fremd gegenüber gestanden, weil ihre Charaktere Gegensätze waren. Jetzt jedoch hatte sich noch Schärferes zwischen sie gedrängt. Macarthy war der Sohn eines Lords, der Vater hatte sich für ihn bei der Admiralität um die Stelle des zweiten Lieutenants beworben, aber zurückstehen müssen, da des angesehenen Kapitän Malcolms Fürsprache mehr galt. Crocher wußte dies nicht, aber er fühlte bald durch, daß Macarthy ihm geradezu feindselig gesonnen sei, und wenn er sich auch ganz fern von ihm hielt, war das Verhältniß ihm doch peinlich und beeinträchtigte die Freude an seiner Stellung.

Das Geschwader war inzwischen seeklar gemacht, die Segelordre vom Hafenadmiral an Bord gesandt und andern Morgens hielten sich die Schiffe zur Abfahrt bereit. Sie wurden von Hunderten von Booten umschwärmt, die Freunde und Verwandte der Besatzungen zum letzten Lebewohl brachten.

Crochers Dienst hatte ihm nicht gestattet, noch einmal die Mutter aufzusuchen, aber von dem hohen Deck des Linienschiffes konnte er mit dem Fernrohr das bescheidene Häuschen erblicken und schaute lange und mit Wehmuth im Herzen zu ihm hinüber. Er glaubte die zarte Gestalt der Mutter zu unterscheiden, sie stand auf der weinumrankten Veranda, und

wenn sie auch unmöglich ihn selbst zu erkennen vermochte — sie sah doch das Schiff, das ihren Liebling trug und das Wehen eines weißen Tuches kündete ihm, daß ihre Gedanken bei ihm weilten und sie Gottes Segen auf sein Haupt herabflehte. Crocher ließ als Gegenzeichen auch ein Tuch flattern und die Augen wurden ihm feucht. Würde er die Theure wiedersehen? Erst jetzt kam es ihm zum Bewußtsein, wie leidend und hoffnungsarm sie ihm beim Abschiede erschienen war. Die Trennung dauerte voraussichtlich ja nur ein halbes Jahr, wie bald würde diese Zeit verschwinden, aber wie Schweres und Trauriges konnte sie andererseits in ihrem Schoße bergen.

Ein schriller Pfiff der Bootsmannspfeife weckte ihn aus seinen Gedanken und rief ihn zu seinen Dienstpflichten.

Am Großmast des Linienschiffes gingen an der Flaggleine drei kleine Ballen in die Höhe, um sich, an der Spitze des Tops angekommen, auf einen Ruck an der Leine zu entfalten und als bunte Wimpel auszuwehen.

Es war das Signal für das Geschwader in See zu gehen, und der bis dahin auf den Schiffen herrschenden Ruhe folgte jetzt mit einem Schlage eine lebhaft bewegte Scene. Hunderte von Menschen strömten plötzlich aus den unteren Räumen an Deck, um ihre Posten für das bevorstehende Manöver einzunehmen. In den Wanten wimmelte es von Blaujacken, die als Topsgasten und Segellöser nach oben in die Takellage enterten, um sich auf den Raaen zu vertheilen. Andere Hunderte bemannten die langen Speichen des Gangspills, der mächtigen Ankerwinde; der Schiffspfeifer schwang sich oben auf dieselbe, und nach dem Takte einer heiteren Weise marschierten die Matrosen um das Spill, um den schweren Anker einzuwinden, der das Schiff an den Meeresboden fesselte.

„Segel los!“ kommandierte der erste Lieutenant. Die weiße Leinwand rauschte gleichzeitig von den Raaen hernieder, diese stiegen an den Stengen empor und in wenigen Minuten hatten sich die Segel wie riesige Schwingen entfaltet, die ihre Flächen dem günstigen Winde boten. Der Kopf des Schiffes drehte sich dem Ausgange des Hafens zu und der stolze Zweidecker glitt durch die Fluth dahin, zuerst langsam, dann schneller und schneller, bis die weiße Schaumwelle vor dem scharfen Bug lustig aufspritzte, den Gischt nach beiden Seiten schleuderte und das wirbelnde Kielwasser hinter dem Schiffe eine lange blendende Linie zeichnete.

Auch die übrigen Schiffe des Geschwaders drehten gleichzeitig auf ihren Kurs, und es war, als ob nicht Menschenkraft und Menschenwille, sondern eine einzige mächtige Maschine die Bewegungen so vieler verschiedener Körper regelte und sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschmolz.

Ein tausendstimmiges Hurrah der Zuschauer in den Booten und am Lande gab den Scheidenden das Geleit, die unter Mützenschwenken den Gruß erwiderten und dem Vaterland Lebewohl sagten; dann steuerten die Schiffe, auf ein Signal in zwei Kolonnen formiert, ostwärts, um bald nur noch als weiße Punkte zu erscheinen, und dann den Blicken der Nachschauenden gänzlich zu entschwinden.

Die Reise ging ohne Unfall von Statten. Nach wenigen Tagen erreichte man die Küste von Schweden, wo schon Hunderte englischer Segler des Geschwaders harrten, um unter seinem Geleit durch den Belt zu gehen.

Es bot ein hochinteressantes Schauspiel, das großartige Convoy, das einen Flächenraum von mehreren Quadratmeilen bedeckte, sich in Bewegung setzen zu sehen, aber andererseits war es auch keine leichte Aufgabe, eine solche Masse undisziplinierter und unter sich so verschiedener Fahrzeuge zu-

sammen und in Ordnung zu halten. Das Linienschiff führte, an jeder Seite segelten zwei Fregatten und die Briggs schlossen den gewaltigen Zug, um zurückbleibende schlechte Segler in das Schlepptau zu nehmen und auf ihren Platz zurück zu bringen.

Das forderte seitens der Kommandanten und Offiziere die größte Aufmerksamkeit, Umsicht und Energie, aber trotzdem war es nicht zu verhindern, daß bei flauer Brise oder Windstille plötzlich dänische Ruderkanonenboote aus einer versteckten Bucht der Küste hervorbrachen, sich auf das Convoy warfen, eins oder das andere der Kauffahrteischiffe kaperten und mit sich führten, ehe die Kriegsschiffe Hilfe zu leisten vermochten.

Wenngleich bei der großen Wachsamkeit der Engländer solche Verluste immer nur vereinzelt blieben, trugen sie doch dazu bei, jene sehr zu ärgern und aufzubringen, um so mehr, als sie ihre eigenen Hoffnungen auf Prisengelder vereitelt sahen. So lange die überall an der Küste aufgestellten Posten die Nähe des Feindes signalisierten, ließ sich kein dänisches Handelsfahrzeug auf dem Wasser sehen, und ihre Kanonenboote erschienen nur, wenn Mangel an Wind ihre Verfolgung unmöglich machte.

So hatte das Geschwader schon acht Wochen lang seinen ungemein beschwerlichen und verantwortungsvollen Dienst versehen, ohne den Dänen auch nur den geringsten Schaden zufügen zu können, das verfehlte seinen Einfluß auf die enttäuschten Besatzungen nicht. Die Stimmung war eine gedrückte geworden, der Diensteifer hatte bedeutend nachgelassen und vergebens sann Kapitän Malcolm darüber nach, wie er den gesunkenen Muth der Leute wieder etwas zu heben vermöchte.

Es war ein prachtvoller Sommerabend, eine mäßige westliche Brise schwellte die Segel des Linienschiffes, das ziemlich schnell, aber fast unbewegt seine Bahn durch die smaragd-

farbigen Fluthen des Belt zog, da der überlandige Wind keinen Seegang aufkommen ließ und nur kleine mit Silberschaum gekrönte Wellen überköpfte. Der „Renown“ war auf dem Wege nach Norden. Er hatte den letzten Trupp Handelsschiffe noch durch den Fehmarn Sund geleitet, das übrige Geschwader aber schon im Laufe des Tages von der Südspitze Langelands aus zurück geschickt und folgte ihm jetzt. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit befand er sich ungefähr in der Mitte des Belts zwischen Nyborg und der Insel Sprogoe.

Kapitän Malcolm ging mit dem ersten Lieutenant in lebhaftem aber leise geführtem Gespräche an Steuerbord des Hinterdecks auf und ab. Ein Theil der übrigen Offiziere gab sich auf der entgegengesetzten Seite nach dem heißen Tage dem Genusse der erfrischenden Abendkühle hin und die Wachmannschaft auf dem Vorderdeck rauchte ihr Pfeifchen oder vertrieb sich mit Schwatzen die Zeit.

Crocher hatte sich abgesondert, lehnte an der Verschanzung und schaute traumverloren auf die leise vorbeirauschenden Wellen. Er gedachte der geliebten Mutter daheim und sein Herz war betrübt. Er hatte aus ihren letzten Briefen heraus zu lesen geglaubt, daß es mit ihrem Gesundheitszustande eher schlechter als besser stand. Deshalb drückte es ihn um so mehr nieder, daß die von ihm im stillen erwarteten Prisengelder so ganz ausblieben. Er hatte sich davon versprochen, die Kranke bei seiner Rückkehr mit der sorgfältigsten Pflege umgeben zu können und dadurch eine nachhaltige Kräftigung ihres zarten Körpers herbei zu führen, und nun drängte sich ihm, wie die Verhältnisse lagen, die schmerzliche Ueberzeugung auf, daß er aller Voraussicht nach auf die gehegte frohe Hoffnung werde verzichten müssen.

Ein Kadett schreckte ihn aus seinem trüben Sinnen empor.

„Kapitän Malcolm wünscht Sie sogleich zu sprechen,

Lieutenant Crocher," meldete er, die Hand an die Mütze legend, „er ist soeben in seine Kajüte hinunter gegangen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte der junge Offizier und erhob sich, dem Befehle nachzukommen, obwohl die Eile, mit der er gewünscht wurde, ihn etwas stutzig machte. Es mußte etwas Dienstliches sein, das keinen Aufschub litt und doch war, wie der Kapitän wußte, er bis zum anderen Morgen dienstfrei. Nicht ohne eine gewisse Besorgniß betrat er deshalb die Kapitänskajüte, doch schon der wohlwollende Ausdruck, mit dem der Vorgesetzte ihn empfing und ihn zum Niedersetzen nöthigte, beruhigte ihn.

„Ich habe einen Auftrag für Sie, lieber Crocher," begann er, „dem ich eine große Wichtigkeit beilege. Wie Ihnen nicht verborgen geblieben sein kann, übt der schwere Dienst, den das Geschwader nun schon seit Monaten hat, ohne den Mannschaften auch nur die geringste Entschädigung an Prisengeldern zu bieten, keinen günstigen Einfluß auf den militärischen Geist an Bord der Schiffe. Ich habe deshalb lange darüber nachgedacht, wie ich wenigstens bis zu einem gewissen Grade die bisher vereitelten Hoffnungen verwirklichen könnte. Der heutige Tag oder vielmehr die kommende Nacht scheint mir dazu angethan, einen kühnen Handstreich zu wagen, wir haben Neumond, der Himmel bezieht sich mit einer Wolkendecke, die auch keinen Stern durchläßt und so dürfen wir die dafür wünschenswerthe Dunkelheit erwarten.

Die Dänen haben heute alle Schiffe unseres Geschwaders nordwärts nach der Drammer Bucht segeln sehen. Jetzt steuern wir auch dahin, die Folge wird sein, daß sie sich hier im Belt für sicher halten und daß heute Nacht sich deshalb ein lebhafter Schiffsverkehr zwischen Nyborg und Korsör entwickeln wird. Darauf habe ich für meinen Plan gerechnet und es namentlich auf das Postschiff abgesehen, das wahr-

scheinlich nicht nur Staatsdepeschen, sondern auch Gelder an Bord haben wird; bei einem Abfangen desselben und hoffentlich noch anderer Fahrzeuge, die es begleiten, können deshalb ganz gute Prisenantheile herauskommen, während andererseits zum Gelingen Umsicht, Muth und Klugheit erforderlich sind. In einer halben Stunde wird es so dunkel sein, daß wir ungesehen Boote aussetzen können, während man von der Küste aus mit Nachtfernrohren immer noch die Formen unseres großen Schiffes beobachten kann, wie es ruhig weiter nordwärts segelt, und dadurch immer sicherer gemacht wird. Für den Handstreich habe ich die beiden Pinassen und den ersten Kutter mit ausgewählter Mannschaft bestimmt und Sie, lieber Crocher, zum Befehlshaber der Expedition ausersehen. Ich kenne Sie lange genug, um zu wissen, das Sie die nöthigen Eigenschaften besitzen, um das in Sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Ich denke, die Dänen werden gegen Mitternacht von Nyborg auslaufen und wenn Sie in einer halben Stunde mit den Booten vom Schiffe abgehen, können Sie bei dem westlichen Winde rechtzeitig an Ort und Stelle sein. Haben Sie dann, wie ich hoffe, Prisen gemacht, wobei Sie möglichst geräuschlos verfahren wollen, dann folgen Sie mit ihnen unverzüglich und setzen Kurs auf Romsö, in dessen unmittelbarer Nähe ich zu ankern gedenke, damit die Dänen glauben, daß hier unten im Belt die Luft völlig rein ist.

Sollten wider Erwarten bis gegen zwei Uhr Morgens keine Fahrzeuge auslaufen, so kommen Sie mit den Booten allein, so daß Sie vor Tagesanbruch an Bord sind und die Dänen nichts von unserem verfehlten Plane merken. Wir müssen ihn dann ein anderes Mal auszuführen versuchen. Damit Gott befohlen, lieber Crocher, und viel Glück auf den Weg," schloß der Kapitän, indem er seinem jungen Freunde

die Hand drückte, „sagen Sie dem ersten Lieutenant, daß er die Boote zur verabredeten Zeit klar machen läßt.“

Crocher war durch die ihm widerfahrene Auszeichnung so überrascht, daß er kaum Worte zu finden vermochte, um seinen überquellenden Gefühlen Ausdruck zu geben und Malcolm zu danken. „Seien Sie überzeugt, Herr Kapitän,“ sagte er mit bewegter Stimme, „daß ich versuchen werde, nach jeder Richtung meine Schuldigkeit zu thun und mir Ihre volle Zufriedenheit zu erwerben.“

„Davon bin ich von vornherein überzeugt,“ erwiderte jener, „und deswegen habe ich Sie gewählt.“

Crocher, vor dessen geistigem Auge vielverheißende Zukunftsbilder aufstiegen, von denen er noch vor wenigen Augenblicken keine Ahnung gehabt, die ihm Ehre und Ruhm versprachen, vor allem aber die Aussicht eröffneten, seine heißesten Wünsche bezüglich seiner Mutter in Erfüllung gehen zu sehen, verließ in der gehobensten Stimmung die Kajütte, um den ihm gewordenen Befehl dem ersten Lieutenant zu überbringen.

Nachdem die Schatten der Nacht sich so weit herniedergesenkt, daß etwaige Manöver auch mit den schärfsten Gläsern nicht mehr vom Lande aus zu erkennen waren, schrillten die Bootsmannspfeifen durch die Räume des Schiffes. Das summende Geräusch der auf dem Vordeck plaudernden Mannschaften verstummte sofort und alles lauschte aufmerksam dem nachfolgenden Befehle.

„Backbord Vorbrassen!“ erging derselbe und die dafür mitgetheilten Leute eilten an die entsprechenden Taue.

„Braßt back!“ Die Vorraaen flogen herum, bis der Wind von vorn auf ihre Segel fiel und dadurch das Schiff allmählich zum Stillstande gebracht wurde.

„Erste und zweite Pinasse und erster Kutter klar zum Aussetzen und Armieren!“

Hui! wie die Leute aufhorchten bei diesen Worten! Armierte Boote — da war etwas im Werke.

Niemand wußte, was geschehen sollte, aber jeder war überzeugt, daß es auf Prisen abgesehen sei. Dieser Gedanke elektrisierte alles, und wohl nie seit der Indienststellung des Schiffes wurde ein Manöver mit so viel Eifer und Schnelligkeit ausgeführt, wie dieses. Nach kaum zehn Minuten waren die auf dem Deck stehenden schweren Boote ausgesetzt und schleppten längseit.

Den Bootsbesatzungen wurden noch zwanzig auserlesene Leute zugetheilt und neidisch schauten die Zurückbleibenden den glücklichen Kameraden nach, als diese über die Bordwand in die Fahrzeuge hinabenterten.

Freudiger Stolz schwellte Crochers Brust, als er sich beim ersten Lieutenant von Bord meldete, da er von dem Gelingen der Expedition fest überzeugt war.

Da traf ein Name sein Ohr und legte sich wie Mehlthau auf seine hochfliegenden Hoffnungen. Der erste Lieutenant theilte ihm mit, daß Macarthy die zweite Pinasse kommandieren werde. Ihn überkam es wie das Gefühl drohenden Unheils. Vergebens suchte er dasselbe von sich abzuschütteln und sich zu sagen, daß jener ihm unterstellt sei und seinen Befehlen zu gehorchen habe. Der Gedanke wollte nicht weichen, und erst als die Boote abstießen, der „Renown" vollbraßte und näher der Küste zusteuernd in der Dunkelheit verschwand, kehrte mit der nun voll auf seinen Schultern ruhenden Verantwortung auch die alte Energie zurück, so daß er seine ganze Aufmerksamkeit wieder seinen Dienstpflichten zuwenden konnte.

Er ließ Segel setzen und die drei Boote steuerten in Linie hintereinander südwärts. Als sie auf der Höhe von Nyborg angekommen waren, was ihnen die Lichter der Stadt

anzeigten, ließ Crocher die Segel fortnehmen, die Masten niederlegen und zu den Riemen greifen. Diese waren in ihren Dullen mit Werg umwickelt, so daß sie kein Geräusch machten, die Leute ruderten vorsichtig mit langen Schlägen und leise wie Nachtgespenster zogen die Boote dahin, deren schwarzer Anstrich in der herrschenden Dunkelheit mit dem Wasser verschmolz und sie schon auf kurze Entfernung selbst dem schärfsten Auge unsichtbar machte.

Als man sich dem Hafen bis auf ungefähr eine Seemeile genähert hatte, ließ Crocher mit Rudern innehalten, zog die Boote auf Rufweite auseinander und alles harrte in Spannung der kommenden Dinge. Die Lichter von Nyborg blitzten durch die Nacht, der leise Westwind trug ein summendes Geräusch von Menschenstimmen zu den Engländern herüber, aber vom Hafen selbst oder einer Bewegung in ihm war mit den Nachtfernrohren nichts zu erkennen. Dazu war es zu finster, und näher heran wagte sich Crocher nicht, aus Besorgniß, vom Lande aus entdeckt zu werden.

Es war nahe an Mitternacht und noch regte sich nichts. Ein Licht nach dem andern erlosch in der Stadt, das Stimmengeräusch wurde geringer, um schließlich ganz zu verstummen. Alles lag jetzt in schweigender Dunkelheit verborgen und nur das leise Rippeln der kleinen Wellen gegen die Planken der Boote oder eine im Flüstertone gemachte Bemerkung der scharf auslugenden Mannschaft unterbrach die Ruhe der Sommernacht.

Wieder verging eine halbe Stunde, ohne daß sich etwas rührte. Die hochgespannten Erwartungen der Engländer und nicht am wenigsten die von Crocher selbst schienen bitter enttäuscht werden zu sollen und leiser Mißmuth begann sich in ihre Herzen zu schleichen.

Da legte sich des Bootssteurers Hand leicht auf Crochers

Arm: „Dort kommt etwas heran, Lieutenant!“ flüsterte er ihm zu. Dieser folgte der angedeuteten Richtung, in der sich ein dunkler Schatten vom Wasser abhob, den Bob Jenkins scharfes Auge zuerst entdeckt. Er richtete sein Fernrohr darauf und fühlte nach wenigen Augenblicken sein Herz stürmisch klopfen.

„Es ist das Postschiff!“ sagte er leise zu den Leuten, deren Blicke erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, „es steuert gerade auf uns zu, haltet euch bereit zum Entern.“

Die Matrosen lagen schweigend auf Riemen; aber sie glühten vor Kampfesmuth und faßten ihre Waffen fester. Man wußte, daß das Fahrzeug armiert war und machte sich auf heißen Streit gefaßt.

Der Feind näherte sich immer mehr, schon unterschied man mit bloßem Auge die weiße Schaumwelle vor seinem Bug und es war kaum noch hundert Schritte von der Pinasse entfernt. Crocher hatte die letztere spitz legen lassen, parallel mit dem ansegelnden Postschiffe, um nur eine schmale Linie zu bilden, die von jenem weniger leicht gesehen werden konnte.

Doch die Dänen schienen sich vollständig sicher zu fühlen und deshalb nicht scharf auszulugen. Sie bemerkten das Boot nicht, bis es zu spät war und der Bug des Schiffes ersteres streifte.

Da ergriffen plötzlich dreißig nervige Fäuste die niedrige Bordwand und ihre Eigenthümer schwangen sich mit Blitzesschnelle auf das Verdeck, um den nichts ahnenden Mannschaften die Pistole auf die Brust zu setzen und sie im Augenblicke wehrlos zu machen.

Das Schiff war genommen, ohne daß ein Tropfen Blut floß und der kühne Handstreich auf das vollständigste gelungen.

Die Sache war so schnell und geräuschlos vor sich ge-

gangen, daß der in der Kajütte befindliche Kapitän erst davon erfuhr, als der sofort hinunter geeilte und von einigen Leuten gefolgte Lieutenant Crocher mit der Pistole in der Hand ihm zurief: „Sie sind mein Gefangener!“

Entsetzt starrte der Däne auf die Engländer, die ihm im ersten Augenblicke wie dem Meere entstiegene Gespenster erschienen.

„Ich ersuche Sie, mir das Postfelleisen und das Signalbuch zu übergeben,“ fuhr Crocher fort.

Bleich vor Schreck wandte sich der Däne, um das Verlangte aus einem verschlossenen Wandschranke zu entnehmen. An Gegenwehr war nicht zu denken und er mußte einfach gehorchen.

Crocher sandte einen seiner Leute an Deck, um dem Bootskadetten den Befehl zu bringen, die feindliche Besatzung in den unteren Raum zu sperren und dann Kurs auf die Insel Romsö zu setzen.

Darnach öffnete er das Felleisen und warf einen prüfenden Blick auf dessen Inhalt. Als er denselben oberflächlich durchmusterte, strahlte sein Auge von hoher Befriedigung. Amtliche Schriftstücke aus Paris an den Kronprinz-Regenten, an die Minister, sowie eine ganze Reihe anderer Staatsdepeschen waren ihm in die Hände gefallen, mithin der Fang in politischer Beziehung für die Engländer ein höchst wichtiger. Doch zeigte er sich auch in anderer Richtung sehr werthvoll. Zwei Packete mit Banknoten, wahrscheinlich Subsidiengelder, da sie aus Paris kamen, im Betrage von einer Million Franken, befanden sich ebenfalls darunter.

Crocher sah seine kühnsten Hoffnungen übertroffen. Nicht nur wurde Kapitän Malcolms Wunsch jetzt erfüllt, den Unmuth der Kriegsschiffbesatzung durch Prisenantheile zu verscheuchen, sondern sein eigener mußte so groß ausfallen, daß

fortan alle Sorge von dem Haupte der geliebten Mutter für immer gebannt wurde. Nun war er in den Stand gesetzt, alles Wünschenswerthe für ihre Gesundheit zu thun, und bei dem Gedanken hätte er, der nicht einen Augenblick an sich selbst dachte, laut aufjubeln mögen.

Jetzt ertönten einige Flintenschüsse über das Wasser herüber, die anderen Boote mußten ebenfalls Prisen gemacht haben. Zitternd in freudiger Erregung über eine solche Fülle von unerwartetem Glück schloß Crocher das Felleisen, übergab es, wie das Signalbuch, dem treuen Jenkins zur Bewachung und sprang an Deck, um die Pinasse den Kameraden zu Hülfe zu schicken, falls diese erforderlich sein sollte, da er mit seinem Nachtfernrohr nicht weniger als sechs kleine Fahrzeuge unterschied. Es fielen keine Schüsse mehr, also waren sie wohl ohne ernstlichen Widerstand geentert und genommen. Sehr bald bestätigte sich dies; Crocher hatte Macarthy durch das Boot den Befehl zugehen lassen, mit etwaigen Prisen nach Romsö zu steuern und sah jetzt, wie alle sechs einen nördlichen Kurs einschlugen.

Der ihm ertheilte Auftrag war erfüllt und zwar in so unerwartet glücklicher Weise, wie es nur irgendwie gewünscht werden konnte, und Crochers Herz schlug vor hoher Befriedigung.

Als er sich wieder in die Kajüte des Kapitäns begab, fand er diesen vollständig gebrochen. Die erste Pflicht eines Befehlshabers von Kriegsschiffen, und zu diesen gehörte das Postschiff, ist, bei Gefahr einer Eroberung durch Feinde, alle wichtigen Papiere und das Signalbuch, deren Behälter zu diesem Zwecke mit Blei beschwert sind, über Bord zu werfen. Hier war die mit Hülfe der Dunkelheit geschehene Ueberrumpelung der sich sicher glaubenden Dänen aber so schnell vor sich gegangen, daß beides nicht hatte geschehen können

Dadurch wurde nicht nur dem Lande ein ungemein großer Schaden zugefügt, sondern auch auf die Ehre des Postschiffkapitäns ein nicht zu tilgender Fleck geworfen.

Dieser sah sich bereits im Geiste vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt. Was konnte er zu seinen Gunsten sagen? Würde man ihm nicht mit Recht Mangel an Wachsamkeit und grobe Pflichtverletzung vorwerfen? Furchtbarer Gedanke, seine ganze Zukunft zerstört und seinen Namen mit Schande bedeckt zu sehen. Tiefgebeugt saß er da und bittere Thränen rollten über seine Wangen nieder.

Welchen gewaltigen Wechsel in den Gefühlen beider Offiziere hatten wenige Minuten zu bewirken vermocht! Des Engländers Brust schwellte ein Hochgefühl von Freude, Lust und Hoffnung, in dem Herzen des Dänen herrschte tiefe Verzweiflung.

Voll warmer Theilnahme blickte Crocher auf den Bedauernswerthen. „Ich kann mich in Ihre Lage hineindenken,“ versuchte er ihn zu trösten, „und sehr wohl das Mißliche derselben verstehen, aber im Kriege spielen Glück und Unglück eine große Rolle und wechseln oft schnell und unberechenbar. Heute hat mir das Glück gelächelt, wer aber kann wissen, wie bald die launische Göttin mir den Rücken wendet und Ihnen wieder ihre Gunst schenkt, Herr Kamerad.“

Doch seine Trostgründe schienen wenig Eindruck zu machen, der Däne schüttelte nur schmerzerfüllt das Haupt und starrte in die Leere, ohne zu ahnen, wie bald und grausam sich Crochers letzte Worte, wenigstens in Bezug auf diesen selbst, bewahrheiten sollten.

Lautes Klagen und krampfhaftes Schluchzen im Nebenraum veranlaßte den jungen Engländer sich in denselben zu begeben. Es war die große Kajüte, in welche sich die durch den plötzlichen Ueberfall zu Tode geängstigten Passagiere — zehn bis zwölf an der Zahl — geflüchtet hatten. Crocher beabsichtigte

sie zu beruhigen, doch als er beim Oeffnen der Thür die dort Versammelten mit einem Blicke überflog, haftete derselbe plötzlich an einer Frauengestalt und er hemmte unwillkürlich seine Schritte. Es war ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, die einen so tiefen Eindruck auf ihn machte und seine ganze Aufmerksamkeit so fesselte, daß er im ersten Augenblicke darüber gänzlich den Zweck seines Kommens vergaß. Sie hatte seinen Eintritt nicht bemerkt und saß ihm halb abgewendet auf einem Divan. Aus ihren Augen rannen Thränen und in ihren Zügen prägte sich schmerzliche Verzweiflung aus, aber beides vermochte ihrer wahrhaft blendenden Schönheit kaum Eintrag zu thun und Crocher starrte wie verzaubert auf die überaus liebliche Erscheinung. Der feine edle Schnitt des Antlitzes, die ganze Haltung und auch die Kleidung der Dame verriethen, daß sie den höheren Klassen der Gesellschaft angehörte.

Jetzt wandte sie das Haupt und ihr Blick traf auf den jungen Mann, an dessen Uniform sie den englischen Offizier erkannte. Als er den Strahl ihres großen blauen Auges auf sich gerichtet sah, durchzuckte es ihn wunderbar, doch fuhr er erschreckt zusammen, als sie im selben Augenblicke aufsprang, um sich vor ihm niederzuwerfen und seine Knie zu umfassen. „Gnade, Herr Lieutenant," flehte sie in gebrochenem Englisch, „haben Sie Erbarmen mit einer Unglücklichen!"

Vergebens suchte Crocher sie zum Aufstehen zu bewegen, und der ihn auf das peinlichste berührenden Scene ein Ende zu machen.

„Nein, lassen Sie mich hier," schluchzte sie, „bis Sie meine Bitte erhört haben."

„Wenn es in meiner Macht steht, dann soll es gewiß geschehen," sagte Crocher, „aber zuvor bitte ich dringend, daß Sie sich erheben, ich kann es unmöglich dulden, Sie in einer so erniedrigenden Lage zu sehen."

Mit ritterlichem Anstand zog er die noch Widerstrebende empor und geleitete sie zu dem Divan mit den Worten: „Nun haben Sie die Güte, mir mitzutheilen, was Sie wünschen."

Wieder traf ihn ein Blick aus den thränenumflorten Augen, der sein ganzes Innere erbeben ließ, als sie, von Weinen unterbrochen, erwiderte: „Ich bin die Tochter des Ministers Feldrup. Ich war bei Verwandten in Nyborg zum Besuch, als heute Nachmittag ein Fischerboot die Nachricht brachte, daß meine Mutter plötzlich schwer erkrankt sei, kaum den morgenden Tag noch überleben werde und sehnsüchtig nach mir, ihrem einzigen Kinde, verlange, um mich noch einmal vor ihrem Tode zu sehen. Geben Sie mir die Freiheit, Herr Lieutenant, damit ich an das Schmerzenslager der Theuren eilen und ihr letzter Trost sein kann," und abermals erhob sie flehend ihre Hände gegen den jungen Engländer, in dessen Brust zwiespältige Gefühle mit einander kämpften.

Er empfand nicht nur tiefes Mitleiden mit dem armen schwergeprüften Kinde, sondern es sprach auch noch ein viel wärmeres Interesse für sie, wenn er sich auch über dessen Natur kaum Rechenschaft zu geben vermochte, aber auf der anderen Seite gebot eiserne Pflicht, und wenn es ihm auch unendlich schwer fiel, mußte er die Bitte abschlagen.

„Wie bedauere ich von Herzen, mein Fräulein," kam es zögernd von seinen Lippen, „gerade diesen Wunsch nicht erfüllen zu können, wenigstens nicht augenblicklich, aber in einigen Stunden werden wir bei unserem Schiffe sein und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Kapitän Malcolm, der so edel und human ist, Sie sofort in Freiheit setzen und Sie an die Seeländische Küste bringen lassen wird."

Todtenblässe überzog das Antlitz des jungen Mädchens bei dieser Antwort. „O, dann wird es zu spät sein," rief

sie verzweifelt, „ich werde die geliebte Kranke nicht mehr am Leben treffen, nicht mehr ihren letzten Segen empfangen können. Haben Sie nicht auch eine Mutter, die mit jeder Faser ihres Herzens an Ihnen hängt, Herr Lieutenant? Setzen Sie sich in meine Lage, denken Sie daran, daß sie zum letzten Male im Leben sehnsüchtig nach ihrem Kinde verlangt, und Sie werden Erbarmen mit mir haben und mich frei geben."

In tödtlicher Spannung hing ihr angsterfüllter Blick am Munde des Lieutenants, und als dieser, so wehe es ihm auch wurde, nur traurig das Haupt schüttelte, da sank die Bedauernswerthe bewußtlos auf dem Divan nieder.

Durch Crochers Herz ging es wie ein Stich. Schon der Appell an sein eigenes kindliches Fühlen hatte seine Festigkeit erschüttert, und als er jetzt das schöne Geschöpf, das in den wenigen Minuten ihn wie mit einem Zauberbann umgeben, bleich und leblos vor sich liegen sah, da traten plötzlich alle sonstigen Bedenken für ihn zurück.

Während die übrigen Passagiere sich erschreckt in eine Ecke der Kajütte zusammendrängten, energielos und ohne Hilfe zu leisten auf die erschütternde Scene blickten und selbst die Dienerin der jungen Dänin wie verwirrt und gelähmt dastand, legte er die Ohnmächtige behutsam auf die Polster nieder, benetzte Stirn und Schläfen mit kaltem Wasser und harrte lautpochenden Herzens ihres Erwachens. Schon nach wenigen Minuten strömte das Blut zum Haupte zurück und sie schlug die Augen auf.

„Beruhigen Sie sich," flüsterte er ihr zu und aus seinen Zügen sprach unsagbare Freude über das wiedergekehrte Leben. „Sie sind frei und ich selbst beabsichtige Sie sogleich an Land zu bringen."

Eine kurze Zeit schaute sie ihn schweigend an, als ob sie

den Sinn der Worte nicht zu fassen vermöchte, dann aber erhob sie sich elastisch. Die geisterhafte Blässe war aus ihrem Antlitz gewichen und die Wangen färbte wieder belebendes Roth. Strahlend vor Freude und Dankbarkeit ergriff sie Crochers Hände und rief: „Gott vergelte Ihnen Ihre That, edler Mann, ich vermag es nicht, aber ich will stets für Sie und Ihr Glück beten.“

Crocher vermochte kein Wort zu erwidern, sein Herz floß über von unendlicher Seligkeit. Sanft löste er seine Hände, eilte auf das Deck und beorderte die von den Prisen zurückgekehrte Pinasse längseit. Er übergab dem Bootskadetten, dem er die nöthige Zahl zuverlässiger Leute zurückließ, das Postschiff mit dem Befehle, den voransegelnden übrigen Prisen zu folgen und benachrichtigte dann Fräulein Feldrup, daß alles bereit sei. Er überredete sich, daß er nur ein Gebot der Menschenliebe erfülle und sich keiner Pflichtverletzung schuldig mache. In höchstens zwei Stunden und noch vor Tagesanbruch hoffte er wieder bei den Prisen zu sein und glaubte fest, daß Kapitän Malcolm ihm wegen seiner Handlungsweise nicht zürnen werde.

Die beiden jungen Leute bestiegen die Pinasse und unter den kräftigen Ruderschlägen ihrer Besatzung flog diese bei der ruhigen See pfeilschnell durch das Wasser ostwärts, der Küste von Seeland zu.

Längere Zeit saßen sie schweigend neben einander. In Crochers Herz wogte es stürmisch, aber gerade deshalb wagte er nicht zu sprechen. Er fürchtete durch ein unbedachtes Wort den ihn beherrschenden Gefühlen Ausdruck zu geben und dachte viel zu ritterlich, um etwas zu äußern, was die junge Dame in ihrer eigenthümlichen Lage im geringsten verletzen oder auch nur unangenehm berühren könnte, während seine Begleiterin ihrerseits erwarten mochte, daß er das Gespräch begänne.

Auf die Dauer wurde ihm selbst ja doch dies Schweigen peinlich, und er versuchte mit allgemeinen Bemerkungen eine Unterhaltung anzuknüpfen. Das junge Mädchen ging bereitwillig darauf ein und allmählich begann das anfangs gezwungene und formelle Gespräch eine etwas wärmere Färbung anzunehmen, als es plötzlich durch einen Ruf unterbrochen wurde, der Crocher emporschrecken ließ. Auf seinen Wink hielten die Leute mit Rudern inne und unmittelbar darauf tönte ein ähnlicher Ruf, wenn auch in größerer Ferne, über das Wasser herüber, während des Lieutenants spähendes Auge zugleich einen dunklen Streif am Horizont entdeckte.

Es war die Insel Seeland, der man sich ziemlich nahe befand und jener Ruf das „Alles wohl!" der an der Küste aufgestellten Posten, welche damit ihre Wachsamkeit bekundeten.

Crocher gerieth in eine tiefe Verlegenheit. Wenn er hier landete, konnte er gar zu leicht die Küstenwache allarmieren und dadurch zu viel auf das Spiel setzen. Ihm wurde heiß ums Herz; was hatte er gethan, wie unbedacht gehandelt? Wenn er auch etwas auf- oder abwärts an der Küste fuhr, traf er nicht überall auf Posten und blieb die Gefahr entdeckt zu werden, nicht dieselbe? Ueberdem verging die Zeit, bald mußte es tagen und die Landung konnte nur in der Dunkelheit ausgeführt werden.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als umzukehren, aber das arme Mädchen und dann sein gegebenes Versprechen? Qualvolle Gedanken peinigten ihn, schon wollte er den Befehl zum Anrudern geben und suchte nur nach Worten, wie er seinem Schützlinge die grausame Enttäuschung vermitteln sollte, als ein glücklicher Zufall zu Hilfe kam.

Aus der Dunkelheit löste sich ein Schatten los und er hörte gleichzeitig das Eintauchen von Rudern in das Wasser;

ein Fischerboot steuerte der Pinasse entgegen. Crocher fiel ein Stein vom Herzen, alle Gefahr war damit beseitigt. Wenige Ruderschläge brachten die Pinasse längseit des zum Tode erschreckten Fischers, der sich jedoch sehr schnell beruhigte und freudig zustimmte, als er unter Verheißung einer Belohnung, die auch den reichsten erwarteten Fang zehnfach überwog, erfuhr, daß er nur die junge Dame nach Korsör bringen sollte.

„Ich habe mein Versprechen erfüllt," sagte Crocher mit gepreßter Stimme zu letzterer, „Gott gebe, daß Sie nicht nur nicht zu spät kommen, sondern daß Ihnen auch die geliebte Mutter erhalten bleibe."

Dann bot er ihr die Hand zum Abschiede. Sie nahm dieselbe nicht, aber plötzlich fühlte er sich von ihren Armen umschlungen und ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Sanft zog er das schöne Mädchen an sich — o, er hätte sie nimmer lassen mögen, aber mit fast übermenschlicher Kraft bezwang er seine überwallenden Gefühle. Er preßte einen Kuß auf ihre keusche Stirn und mit den Worten: „Leben Sie wohl, der Himmel schütze Sie," half er ihr in das kleine Fahrzeug hinüber.

„Dank, heißer Dank," erwiderte sie mit thränenerstickter Stimme, „ich werde Sie und Ihre Güte nie vergessen."

Einige Augenblicke noch ließ Crocher die Pinasse still auf Riemen liegen, als das Fischerboot abstieß und sich landwärts wendete, und seine glühenden Blicke folgten ihm, bis es in der Dunkelheit entschwand.

„Rudert an!" befahl er dann, „Kurs Nordnordwest."

Die Leute tauchten die Riemen ein, Jenkins drehte das Ruder Steuerbord, bis der Kompaß den beorderten Kurs anzeigte und dann schnitt die Pinasse unter den kräftigen und gleichmäßigen Schlägen ihrer Besatzung nordwärts durch

die Fluthen den Prisen zu, die inzwischen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen haben mußten.

Der Wind hatte bedeutend nachgelassen. Crocher saß in tiefe Gedanken versunken; sie weilten bei der lieblichen Erscheinung der jungen Dame, die es vermocht hatte, in so kurzer Zeit sein ganzes Sein gefangen zu nehmen.

Als sie ihn beim Scheiden freiwillig mit ihren Armen umschloß und es duldete, daß er sie küßte, da durchschauerte ihn namenlose Wonne und er wähnte sich auf dem Gipfel irdischen Glückes, aber zu schnell war dieses Glück wieder in unerreichbare Ferne entflohen und hatte nur eine schmerzliche Leere in seiner Brust zurückgelassen. Würde er sie je wiedersehen? Nach menschlicher Berechnung kaum, er war ja der Feind ihres Vaterlandes, und wenn es auch Friede wurde, dann trennten hunderte von Meilen beide.

War es aber überhaupt nicht eine Vermessenheit, aus den letzten Augenblicken des Beisammenseins zu entnehmen, daß er ihr nicht gleichgültig sei, daß sie seine eigenen Gefühle, die ihm jetzt klar zum Bewußtsein kamen, theile?

Lag nicht vielmehr die Wahrscheinlichkeit vor, daß jener kurze herzliche Abschied nur der unwillkürliche Ausfluß der Dankbarkeit war, weil er ihr die Freiheit und die Möglichkeit gegeben, an das Krankenlager der heißgeliebten Mutter zu eilen und ihr den letzten Trost zu bringen?

Ja, das erschien als die natürlichste Erklärung und doch that ihm der Gedanke schmerzlich wehe.

Zweifel und Hoffnung kämpften in seiner Brust, er bemerkte nicht, wie die Zeit entschwand und im Osten eine lichtere Färbung des Himmels das Kommen des jungen Tages kündete. Allmählich weitete sich der Horizont und es wurde etwas heller. Jenkins Stimme rief Crocher in die Wirklichkeit zurück.

„Ich glaube, dort voraus sind die Prisen," sagte er, „ich sehe die Mastspitzen."

Crochers Fernrohr bestätigte die Wahrnehmung; der untere Theil der Fahrzeuge wurde jedoch durch eine niedrige auf dem Wasser lagernde Nebelschicht verhüllt, welche sich bis zur Küste von Seeland hinzog und in die anbrechende Dämmerung überging.

Die Schiffe waren noch etwa eine halbe Meile entfernt und bei der flauen Briese konnte die Pinasse sie in weniger als einer Stunde erreichen. Crochers Gedanken nahmen dadurch eine andere Richtung und die erfreulichen Folgen seines glücklichen Fanges fesselten jetzt wieder seine ganze Aufmerksamkeit.

Die Bootsbesatzung mochte ähnlich fühlen, denn sie strich von selbst wieder lebhafter aus.

Da schnellte der Lieutenant plötzlich aus seiner gemächlichen Stellung empor. „Fest Rudern!" kommandierte er und lauschte. Die Mannschaften schauten verwundert zu ihm auf, als sie still auf Riemen lagen, aber sehr bald horchten auch sie gespannt auf ein Geräusch, das von Osten herübertönte.

Es war Ruderschlag, der ihr Ohr traf, aber nicht das Rudern von Fischerbooten — nein, das klang wie der eherne Tritt von Bataillonen, das war unverkennbar der laute taktmäßige Schlag von großen Kriegsschiffsbooten. Jetzt ließ sich auch deutlich unterscheiden, daß hunderte von Riemen in Thätigkeit waren, und der schnelle Takt verrieth, daß sie sich auf das höchste beeilten. Zu sehen war nichts wegen der Nebelbank, aber es konnte keinem Zweifel unterliegen, dänische Kanonenboote ruderten von Korsör aus heran und es mußten ihrer mehrere sein.

Leichenblässe bedeckte Crochers Gesicht. „Rojet an, Leute," rief er in heftiger Erregung, „gebt aus, was Ihr könnt, es sind Dänen!"

Die Mannschaften legten sich hinter die Riemen, daß sie sich bogen wie schwanke Rohre, und die Pinasse flog pfeilschnell durch das Wasser auf die Prisen zu.

Eine Viertelstunde verging, wohl die qualvollste, die Crocher je erlebt. Welche furchtbaren Gedanken stürmten auf ihn ein — er hatte ja alles verschuldet, er allein. Er, dessen Palladium während seiner ganzen Dienstzeit die gewissenhafteste Pflichterfüllung gewesen, hatte heute seine Pflicht auf das gröblichste verletzt. Er versuchte es nicht, seine Handlungsweise vor sich selbst zu beschönigen, er sagte sich, daß nicht allein menschliches Mitgefühl ihn bewogen, der Dänin Bitte zu erfüllen, sondern daß ihre bestrickende Schönheit ihn bethört und der gewöhnlichsten Klugheit und Umsicht beraubt hatte. Wie wäre es sonst möglich gewesen, nicht daran zu denken, daß unmittelbar nach der Landung, wenn vielleicht auch nicht das junge Mädchen, so doch jedenfalls der Fischer die Kunde von der Anwesenheit feindlicher Boote und das Fortnehmen der Prisen verbreiten und die ganze Küstenwache allarmieren würde!

Sein Herz krampfte sich bei der Gewißheit zusammen, daß seine Unbesonnenheit an den jetzt eintretenden Folgen die alleinige Schuld trug, und gerade ihm hatte sein Freund und Wohlthäter Kapitän Malcolm vertraut.

Er ließ wieder einen Augenblick auf Riemen liegen und lauschte abermals.

Der Ruderschlag der Kanonenboote war jetzt weniger laut hörbar, die Pinasse hatte den schwerfälligen Fahrzeugen eine bedeutende Strecke abgewonnen — aber das war ja nur ein kurzes Hinausschieben des Unvermeidlichen, was unbedingt sehr bald eintreten mußte!

Es war fast still geworden, so daß die Prisen nur noch durch das Wasser schlichen. In spätestens einer halben

Stunde würden die Kanonenboote sie eingeholt haben und dann war alles verloren. In seinen drei Booten hatte Crocher kaum sechzig Mann, während jedes Kanonenboot deren einige vierzig zählte und es waren ihrer mindestens fünf. Was vermochten die Engländer gegen eine solche Uebermacht auszurichten, die außerdem über acht bis zehn schwere Geschütze gebot? Sie konnten nur sterben oder in Gefangenschaft gerathen und das alles durch seine Schuld — er hatte sie geopfert.

Das Blut stockte in seinen Adern, sein Kopf brannte wie Feuer, und er glaubte wahnsinnig werden zu sollen. Er hatte nicht wieder anrudern lassen, das Boot trieb dahin auf der Wasserfläche und die Mannschaften schauten ernst und schweigend auf ihren Vorgesetzten, den sie nie so gesehen und dessen verstörte Züge von seinen Seelenkämpfen Kunde gaben.

„Nach den Ruderschlägen zähle ich sechs Kanonenboote," unterbrach Jenkins das unheimliche Schweigen, „aber eins ist weit voran, die anderen hört man nur ganz schwach."

In diesem Augenblicke rollte der Donner eines Schusses über die Wogen. In der Ferne pfiff die Kugel durch die Lüfte und schlug auf das Wasser, aber sie hatte nicht der Pinasse gegolten, sondern den Prisen, wenn sie dieselben auch noch lange nicht erreichte. Offenbar sollte es für diese nur eine Aufforderung sein, beizudrehen und sich zu ergeben. Nach dem Schalle des Schusses mußte sich das feuernde Kanonenboot in etwa 1000 Schritt Entfernung schräg nach hinten auf der anderen Seite des Nebelstreifens befinden. Wahrscheinlich hatte derselbe nur eine geringe Breite und der Feind sah von dort ebenso die Mastspitzen, wie diesseits die Pinasse.

Crocher sprang plötzlich von seinem Sitze auf; es war wie

eine Erlösung über ihn gekommen und ein rettender Gedanke tauchte in ihm auf; er stand da wie verwandelt und schien mit einem Schlage seine ganze frühere Energie wiedergefunden zu haben.

„Leute," wandte er sich an seine Mannschaft mit kühnblitzendem Auge, „für uns giebt es nur einen Ausweg, wenn wir nicht die reichen Prisen wieder einbüßen und selbst in schmähliche Gefangenschaft gerathen wollen. Eins der Kanonenboote ist den übrigen weit voraus — wir müssen es nehmen, ehe die anderen herankommen, dann haben wir Geschütze und können gegen sie kämpfen. Es wird ein schweres Stück Arbeit sein, wir sind unserer nur fünfundzwanzig, stehen fast einer gegen zehn, aber die meisten von euch waren bei Trafalgar und Kopenhagen und wissen, daß Nelson nie auf die Zahl der Feinde sah. Kann ich mich auf euch verlassen, wollt ihr mir folgen?"

Wie elektrisiert erhoben sich die Mannschaften bei den flammenden Worten: „Führen Sie uns, Herr Lieutenant," riefen sie, „wir folgen Ihnen zum Siege oder zum Tode," und Jenkins blickte mit unverhohlenem Stolze auf seinen ehemaligen Zögling, der in diesem Augenblicke wie ein jugendlicher Kriegsgott vor ihm stand.

„Nun wohlan denn vorwärts!" erwiderte Crocher, „das Ruder Backbord, Jenkins. Der Himmel scheint uns helfen zu wollen, der Nebel liegt fest auf dem Wasser und er verbirgt uns. Rojet so leise wie möglich, Leute, damit man uns nicht vorzeitig hört; wir müssen sie überrumpeln, wie heute Nacht das Postschiff!"

Wenige Ruderschläge brachten das Boot in den verhüllenden Streifen, der so dicht war, daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Wiederum donnerte ein Schuß und pfiff eine Kugel hoch über das Boot hin, aber das war für Crocher

nur willkommen; jetzt wußte er genau die Richtung des Feindes und auf seinen Wink gab Jenkins der Pinasse den genauen Kurs. Nach dem lauten Ruderschlag konnte das Kanonenboot nur noch wenige hundert Schritte entfernt sein und die Engländer steuerten im spitzen Winkel darauf zu.

Noch ein paar Schläge — da war die schützende Nebelbank durchschnitten und Crocher sah im klaren Morgenlicht das feindliche Fahrzeug vor sich.

„Hurrah Jungen!" rief er, „gebt aus, was ihr könnt, ehe jene dort zur Besinnung kommen. Halten Sie auf den Bug, Jenkins, dort finden wir den geringsten Widerstand."

Hui! wie die Pinasse durch das Wasser schnob, daß der Gischt hoch aufspritzte! Die Mannschaften setzten ihre ganze Kraft ein und in unglaublich kurzer Zeit war die Entfernung zurückgelegt.

Jenkins hatte genau den bezeichneten Punkt getroffen und die Pinasse schor längseit. Der Mann im Bug warf den eisernen Enterhaken hinüber, die Riemen klappten bei und gleichzeitig stürmten die fünfundzwanzig Bootsgasten, den Säbel in der Faust und Crocher allen voran auf das feindliche Deck und die vollkommen überraschten Dänen.

Das Kanonenboot hatte einige vierzig Mann Besatzung, aber über die Hälfte war an den Riemen und über die ganze Länge des Fahrzeugs vertheilt und die Engländer deshalb im Bug bedeutend in der Uebermacht. Außerdem wußten sie, daß nur schleuniger Sieg sie vor dem eigenen Untergang retten konnte; sie kämpften deshalb mit dem Muthe der Verzweiflung und die Dänen wurden trotz tapferster Vertheidigung völlig von ihnen aufgerollt. Vergebens warf sich der junge Kommandant wie ein Löwe den Feinden und Crocher entgegen. Er drang auf letzteren mit solchem Ungestüm ein, daß dieser sich seiner Angriffe sehr schwer erwehren konnte.

Nur seine Kaltblütigkeit rettete ihn, mit der er die wüthenden Hiebe parierte, dann aber erspähte er eine Blöße, sein eigener Stahl senkte sich in die Brust des Gegners und dieser stürzte todt auf das Deck nieder.

Sein Fall entschied das Geschick des Bootes. Als die schon mehr als decimierten Dänen ihren Führer fallen sahen, da entsank ihnen der Muth; ihr Widerstand war gebrochen und sie ergaben sich.

Crochers Auge strahlte; den gewaltigen Erfolg hatte er mit kaum nennenswerthen Verlusten errungen; zwei schwer und einige leicht Verwundete war alles, was die Engländer eingebüßt. Trotzdem verkannte er keineswegs das Mißliche, wenn nicht Verzweifelte seiner Lage, und verlor keine Zeit zum Handeln.

In etwa 1500 Schritt Entfernung kamen noch fünf andere Kanonenboote auf. Sie hatten den Vorgang, der sich in wenigen Minuten abspielte, mit angesehen, ruderten mit Aufbietung aller Kräfte und das vorderste feuerte bereits einen Schuß, wenngleich derselbe fehl ging.

„Erste Hälfte der Steuerbord-Bootsgasten an die hintere Kanone," kommandierte er, „zweite Hälfte schafft Gefangene und Verwundete unter Deck, die übrigen an die Riemen!"

Der Befehl wurde blitzschnell ausgeführt. Zu damaliger Zeit waren Schiffe und Geschütze in allen Marinen gleich und es machte deshalb keinerlei Schwierigkeiten, feindliche genommene Geschütze sofort zu bedienen.

„Zielen Sie gut, Jenkins," mahnte Crocher, „wenn wir nicht unterliegen sollen, darf keine Kugel fehl gehen, doch lassen Sie das erste Boot noch einige hundert Schritt näher kommen."

Jetzt griffen auch die übrigen vier Dänen in das Gefecht ein. Sie schossen nicht schlecht, ihre Kugeln peitschten das

Wasser dicht neben dem verfolgten Boote, daß der Gischt auf dessen Deck spritzte, aber die Engländer hatten Glück, sie blieben von Treffern verschont.

„Jetzt sind es nach meiner Schätzung 1000 Schritt," sagte Crocher, der den nächsten Feind mit seinem Fernrohr musterte, „ich denke, Sie können es wagen, Jenkins."

„Alles in Ordnung, Herr Lieutenant," erwiderte der Bootssteuerer, der den betreffenden Aufsatz nahm und dann so ruhig und bedächtig zielte, als befände er sich auf dem Exerzierplatz. Er hatte das Schießen auf Nelsons Schiffen gelernt und es als Geschützführer bei Abukir, Kopenhagen und Trafalgar erprobt.

Jetzt erhob er die linke Hand. Die Bedienungsmannschaften sprangen seitwärts frei vom Rücklauf der Kanone — ein kräftiger Ruck an der Schloßleine. Der Hammer sauste nieder und der Schuß erkrachte.

Einige Augenblicke verbarg dichter Pulverdampf die Wirkung, als dann aber jener verzog, ertönte ein jubelndes Hurrah der Engländer, der Schuß hatte seine Schuldigkeit gethan.

Die Riemen des feindlichen Bootes bewegten sich nicht mehr; es war schwer getroffen und außer Gefecht gesetzt.

„Bravo, Jenkins," rief Crocher mit leuchtenden Blicken, „das war ein Meisterschuß. Den sind wir los und da geht auch schon ein Signal auf. Ich will wetten, das Boot ist im Sinken und bittet um Hilfe."

Er hatte Recht. Nach kurzer Zeit schwenkte einer der Feinde ab, um dem Kameraden, der sichtlich sank, zu Hilfe zu eilen und dessen Mannschaft zu retten. Die übrigen drei drangen jedoch unter beständigem Feuer um so schneller vorwärts.

Trotz der wachsenden Gefahr hob sich der Muth der Eng-

länder nur noch mehr. Es hatte den Anschein, als ob das Kriegsglück sich ihnen heute besonders günstig zeigen wollte. Mit dem anbrechenden Tage sprang eine frische östliche Brise auf. Sie verjagte die Nebelbank, aber sie füllte auch die Segel der jetzt klar in Sicht kommenden Prisen und diese begannen schnell durch das Wasser zu wandern. Wenn es Crocher gelang, die Dänen nur noch eine Viertelstunde aufzuhalten, dann waren jene geborgen, denn dann kam mächtige Hilfe. Ueber dem Horizonte im Norden schimmerten die weißen Segel des Linienschiffes, das den Gefährdeten entgegen steuerte.

„Hurrah!" rief Crocher seinen Leuten zu, „dort kommt der „Renown", jetzt frisch drauf, Jungens, bald ist der Sieg unser."

Wiederum öffnete die hintere Kanone ihren ehernen Mund und wiederum besiegelte sie das Geschick eines Dänen, der aus der Linie scheiden mußte, aber der Jubel über den neuen Erfolg verstummte plötzlich.

Eine feindliche Kugel hatte ihren Weg über die ganze Länge von Crochers Boot genommen und mit erschreckender Wirkung. Die Hälfte der Ruderer lag mit zerschmetterten Gliedern da.

Der junge Offizier wußte, daß damit sein und der Seinen Schicksal entschieden war. Unaufhaltsam drangen die Dänen vor, er konnte sein Boot kaum noch manövrieren und gab sich verloren.

Seine Leute hatten gelobt, ihm zum Siege oder zum Tode zu folgen. Der Sieg war ausgeschlossen, jetzt galt es nur noch zu sterben, aber das Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Das Boot hatte die Fahrt verloren, war vom Winde quer geworfen und zeigte dem Feinde die Breitseite, so daß sich beide Geschütze gegen ihn verwerthen ließen.

„Mit Kartätschen geladen!“ kommandierte er in finsterer Entschlossenheit. Bald erkrachten die Schüsse und ein Hagel von Kugeln richtete unter den nahen Verfolgern furchtbare Verwüstungen an. Doch diesen gebrach es nicht an Muth und sie ließen sich nicht zurückschrecken. Bevor die Engländer wieder laden konnten, waren sie längseit und hatten geentert.

Die kleine Schar der Angegriffenen kämpfte gegen zehnfache Ueberzahl, aber ihr fast übermenschliches Ringen war vergebens. Einer der Tapferen nach dem andern sank todt oder schwer verwundet dahin. Ein gewaltiger Säbelhieb, der Crocher zu fällen drohte, wurde zwar durch Jenkins, der seinem Lieutenant nicht von der Seite wich, aufgefangen, doch unmittelbar darnach streckte eine Pistolenkugel diesen nieder.

Er fiel als letzter, der Kampf war beendet und das Kanonenboot zurückerobert, wenngleich mit den schwersten Verlusten für die Dänen. Von den Gegnern fiel auch nicht einer unverwundet in ihre Hände.

In diesem Augenblicke entstieg die Sonne dem Meere und beleuchtete eine grausige Scene von Tod und Verwüstung. Ihre glühendrothe Scheibe erschien wie der Reflex des in dem mörderischen Kampfe verströmten Blutes.

Weit im Norden segelten mit frischem Winde die Prisen. An ihre Verfolgung durften die Dänen nicht denken, denn der Rumpf des Linienschiffes stieg näher und drohender über das Wasser empor. Sie mußten im Gegentheil so bald wie möglich die schützende Küste zu erreichen suchen und noch das eine havarierte Boot zurücklassen.

Wie bald und schrecklich hatten sich Crochers Worte erfüllt, mit denen er den tiefgebeugten Kapitän des Postschiffes zu trösten suchte. Das Glück hatte ihm gelächelt, ihn höher

gehoben als er je erwartet oder gehofft, aber nur um ihn schon nach wenigen Stunden um so tiefer hinabzustürzen.

* * *

Es waren Monate dahingegangen. Dänemark hatte Friedensverhandlungen eingeleitet und das englische Geschwader war nach Auswechslung der Kriegsgefangenen nach Portsmouth zurückgekehrt.

In der Stadt herrschte große Aufregung und man sah die Leute in Scharen nach dem Admiralitätsgebäude strömen. Auf seiner Zinne wehte eine rothe Flagge; sie kündete die Abhaltung eines Kriegsgerichtes und dies war es, was die Menschen so viel beschäftigte. Tausende mußten zurückgewiesen werden, der große Gerichtssaal war bereits überfüllt. Ein lebhaftes, wenn auch leises Sprechen summte durch den Raum und zeigte von ungewöhnlicher Theilnahme an dem vorliegenden Falle.

Die als Richter fungierenden Seeoffiziere, mit einem Admiral an der Spitze, erschienen in großer Uniform. Auf ein Glockenzeichen des Vorsitzenden verstummte das Stimmengeräusch, aber aller Blicke wandten sich aufmerksam der Thür zu, durch welche der Angeklagte jetzt hereintrat. Es war ein junger Lieutenant; aus seinen bleichen Zügen sprach Seelenpein, sein sonstiges Aussehen verrieth, daß er auch vor kurzem eine schwere Krankheit überstanden habe.

In einer der vorderen Zuschauerreihen saß zur Seite eines älteren Herrn eine in tiefe Trauer gekleidete Frauengestalt. Sie war verschleiert und nicht zu erkennen; beim Erblicken des Angeklagten zuckte sie schmerzlich zusammen und vermochte ein leises Schluchzen nicht zu unterdrücken.

Es war Lieutenant Crocher, über den das Gericht ein Urtheil sprechen sollte. Jene Kugel im Belt hatte ihn nicht

getödtet, aber so schwer verwundet, daß er Monate zu seiner Genesung bedurfte und noch nicht gänzlich wieder hergestellt war.

Der Vorsitzende verlas die Anklage. Sie lautete auf Pflichtverletzung vor dem Feinde, erschwert dadurch, daß sie den Tod von zwanzig Matrosen der Flotte veranlaßt hatte.

„Angeklagter, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen?" fragte der Vorsitzende.

Todtenstille herrschte im Saale, alles lauschte mit verhaltenem Athem der Antwort.

Sie lautete: „Nein." Das Wort erschallte fest und deutlich durch den Raum, aber es legte sich auch eisig auf die Herzen der Zuhörer; sie wußten, um welche Folgen es sich handelte, wenn keine Milderungsgründe vorlagen, und der Angeklagte selbst verzichtete auf solche.

„Ich verlange die nochmalige öffentliche Vernehmung der beiden Hauptzeugen," beantragte der vom Staat bestellte Vertheidiger, da Crocker es abgelehnt hatte, selbst einen solchen zu wählen.

Lieutenant Macarthy, der die erste Meldung des Vorfalles gemacht, auf welche hin das Kriegsgericht berufen war, trat vor. Er erzählte nochmals die Thatsachen, aber vergebens suchte man in seiner Aussage nach einer Entschuldigung oder auch nur Milderung für Crockers Verhalten. Was er vorbrachte, entsprach der Wahrheit, doch es klang hart, eisig, mitleidslos und ohne das geringste kameradschaftliche Gefühl. Was ihn dazu veranlaßte, wußten die Zuhörer nicht, aber sie empfanden unwillkürlich, daß unedle Gründe ihn leiteten und es gab sich in ihrem Mienenspiel kund, wie peinlich sie dadurch berührt wurden.

Der zweite und wichtigste Zeuge erschien; er hatte dem ganzen Vorgange vom Beginn bis zu Ende beigewohnt. Es war Bob Jenkins, der Bootssteurer der Pinasse.

Crochers Auge ruhte mit freundlich wehmüthigem Ausdruck auf dem treuen Manne und beider Blicke begegneten sich. Bob fehlte der linke Arm; er hatte mit ihm den Crocher geltenden tödtlichen Hieb abgewendet; das kennzeichnete hinlänglich die Gefühle, die er für seinen ehemaligen Zögling hegte.

Anfänglich gab er sein Zeugniß nur stockend und in großer Verwirrung ab, das Ungewohnte seiner Lage bedrückte ihn. Allmählich schwand jedoch seine Verlegenheit und die Worte flossen ruhiger und zusammenhängend von seinen Lippen. Sie waren einfach und schlicht, aber sie kamen vom Herzen und drangen zu ihm und tiefe Rührung ergriff die Zuhörer.

Als er aber den heroischen Kampf bei Sprogö gegen zehnfache Uebermacht schilderte, da sprach er mit wahrhafter Begeisterung und riß alles mit sich hin.

Seinen verstümmelten Arm erhebend, schloß er seine feurige Vertheidigung mit den Worten: „Ich habe unserem glorreichen Könige, den Gott segnen möge, fünfundzwanzig Jahre gedient, bei St. Vincent, Abukir, Kopenhagen und Trafalgar für mein geliebtes Vaterland gekämpft, aber nie habe ich einen Lieutenant gesehen, der die Ehre unserer Flagge tapferer vertheidigt und gewahrt hätte, als Herrn Crocher. Der Verlust meines Armes wird stets für mich eine freudige, stolze Erinnerung sein, weil ich dadurch das Leben eines Mannes retten konnte, der von jeher eine Zierde unserer Flotte gewesen, dessen Muth, als er fast noch ein Knabe war, ich schon bei Trafalgar bewundert und der verspricht, ein zweiter Nelson zu werden."

Ein brausender Beifallssturm durchrauschte den Gerichtssaal, als Jenkins geendet, und nur mit Mühe vermochte die Glocke des Vorsitzenden einige Ruhe zu schaffen.

Die Verhandlung war beendet und die Richter zogen sich

in ein Nebenzimmer zurück, um das Urtheil zu finden. Im Publikum wogte tiefe Bewegung, doch sie war eher freudiger Natur, denn jeder glaubte an Freisprechung oder wenigstens an eine milde Bestrafung. Man vergaß, daß die Sache vor dem Feinde geschehen war und dachte nicht an die erbarmungslose Grausamkeit der Kriegsartikel.

Das Richterpersonal erschien wieder und der Admiral trat etwas vor, um das Urtheil zu künden.

Athemlose Stille herrschte im Saale und aller Augen hingen in tödlicher Spannung am Munde des Admirals.

Der Spruch lautete: „Tod durch Erschießen."

Wie ein vernichtender Schlag trafen diese Worte die Zuhörer und alles stand wie gelähmt.

Nur ein herzbrechender Schrei unterbrach die Kirchhofsruhe. Er drang aus dem Munde der verschleierten Dame in Trauer, die ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters sank.

Als Crocher, der ohne sichtbare Bewegung das Urtheil vernommen, den Schrei hörte, zuckte er unwillkürlich zusammen, und als sein suchender Blick die Frauengestalt traf, da schwankte er einen Augenblick, als ob seine Kraft ihn verlassen wollte. Bald jedoch ermannte er sich wieder und schritt festen Fußes aus dem Saale.

Das erschütternde Drama hatte seinen Abschluß gefunden. In tiefgedrückter Stimmung verließen die Versammelten langsam das Gebäude. Die Dame war wieder zu sich gekommen; sich schwer auf den Arm des älteren Herrn stützend, geleitete dieser sie zu einem draußen harrenden Wagen. Es war ein hochherrschaftliches Gefährt und die Betreffenden mußten vornehme Leute sein.

Niemand kannte sie und neugierig schauten die Umstehenden der Karosse nach, als sie im scharfen Trab durch die

Stadt fuhr und in der nach London führenden Straße den Blicken bald entschwand.

Das vom Kriegsgericht gefällte Urtheil wurde nach London zur Bestätigung an den König gesandt, in vier bis fünf Tagen konnte man es zurückerwarten. Crocher sah dem Kommenden mit bewundernswerther Ruhe entgegen. Er hatte dem Tode oft genug in das Auge geschaut, um ihn nicht zu fürchten, wenngleich diese Art ihn anfänglich zum Wahnsinn zu treiben drohte. Doch nach schweren inneren Kämpfen hatte er sich zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß er zwar nach dem starren Buchstaben der Kriegsartikel den Tod verdient habe, vor seinem Gewissen aber schuldlos dastehe. Er hatte gegen die Gesetze des Dienstes gefehlt, aber nicht gegen göttliche. Er hatte ein Gebot der Menschlichkeit erfüllt, das wurde ihm von Menschen als Verbrechen angerechnet, doch vor seinem Gott konnte er damit bestehen. Dies Bewußtsein gab seiner Seele Ruhe und ließ ihn mit Festigkeit seiner letzten Stunde entgegensehen.

Eins würde sie ihm zur namenlosen Qual gemacht haben, der Gedanke an seine kranke Mutter, aber sie war nicht mehr und schon seit Monaten deckte grüner Rasen ihr Grab. Der mitleidige Tod hatte ihr den grausamsten Schmerz ihres Lebens erspart; ihr war nichts mehr von jenem Kampfe im Belt zu Ohren gekommen und mit einem Gebet zum Schöpfer auf ihren zitternden Lippen, ihren geliebten Sohn zu segnen, war sie dahingeschieden.

Seit dem gefällten Urtheil war der vierte Tag gekommen und der Spruch des Königs jeden Augenblick zu erwarten.

Crocher saß in seiner Zelle in trübes Sinnen verloren. Dunkles Gewölk deckte den Himmel und dunkel war es in diesem Augenblicke in der Seele des Gefangenen.

Er gedachte der jungen Dänin. Er hatte sie nicht wieder

gesehen, auch nichts von ihr gehört, da er auf seinem Krankenlager es nicht über sich gewinnen konnte, nach ihr zu fragen. „Ich werde für Sie und Ihr Glück beten," hatte sie gesagt. War ihr Gebet vom Himmel nicht erhört, oder gedachte sie seiner nicht mehr? Dahin! dahin! und dennoch sollte er den schmachvollen Tod allein um ihretwillen erleiden. Eine tiefe Bitterkeit begann sein Herz zu erfüllen, und doch, welche Seligkeit würde er empfunden haben, wenn er die Wahrheit geahnt.

Er wußte nicht, daß Ingeborg Feldrups Trauer um die Mutter durch den Gedanken an ihn gemildert war, dem sie es dankte, den letzten Tag der Sterbenden durch ihre Liebe erhellen zu können. Es war ihm unbekannt, daß diese Gedanken öfter und öfter wiederkehrten und ihr unbewußt Trost in ihrem Leid gewährten. Und als dann der Zufall ihr das tragische Geschick Crochers enthüllte, das der Vater ihr zu verbergen gesucht, da hatte namenloses Weh ihr Herz zerrissen und ihr geoffenbart, daß sie nicht bloße Dankbarkeit, sondern Liebe, tiefe heiße Liebe für den jungen Offizier fühlte, der ihrethalben jetzt als Gefangener einsam und verlassen auf seinem Schmerzenslager ruhte, ohne daß eine Freundeshand ihn pflegte und tröstete.

Er wußte nicht, daß sie dem Vater ihr Herz ausgeschüttet und daß dieser mit Freuden die Bitte seines Kindes zu erfüllen geneigt war, den Kranken in sein Haus zu nehmen, sobald dessen Zustand die Ueberführung nach Kopenhagen gestatten würde, daß er den ritterlichen Kronprinzen für seinen Schützling lebhaft zu interessieren gewußt und auf dessen Befehl der Schwerverwundete den tüchtigsten Ärzten anvertraut, mit der sorgsamsten Pflege umgeben wurde, daß der Blumenflor, der täglich aufs neue sein Krankenzimmer schmückte, von Ingeborgs Hand ihm zugesandt war. Und als endlich nach langen Wochen

sein Bewußtsein wiederkehrte und der Zeitpunkt seiner Uebersiedelung näher rückte, da wurde leider die Absicht des Ministers durch den Befehl vereitelt, sich auf längere Zeit nach England zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen zu begeben. Er konnte und wollte seine Tochter nicht zurücklassen, sie sollte ihn begleiten, und wenn auch bei der Nachricht von diesem Entschlusse im ersten Augenblicke ihr Herz zu brechen drohte, so willigte sie zum Staunen des Vaters bald und anscheinend freudig ein. Der Gedanke, daß Crocher auf dem Wege zur Genesung und in bester Pflege sei, daß seine Auswechslung bevorstehe und sie ihn unter glücklicheren Verhältnissen in England wiedersehen werde, beruhigte sie und erfüllte sie mit froher Hoffnung.

Die Sonne brach durch das düstere Gewölk und erhellte die Zelle des Gefangenen mit freundlichem Schimmer. War es ein Trostesstrahl, den der Himmel dem Bekümmerten senden wollte, oder sollte er zum letzten Male das goldene Licht auf dieser Erde erblicken?

Draußen auf dem Korridor vernahm man ein Geräusch und Crocher fuhr empor. Er hörte die Schritte mehrerer Menschen. Das war nicht der Gefangenwärter allein, welcher kam, um nach seinen Bedürfnissen zu fragen — nein, die Bestätigung des Königs war eingetroffen. Man kam, um ihn zu seinem letzten Gange abzuholen. Leb' wohl, Welt, leb' wohl, Sonne, lebe wohl, Ingeborg! Er richtete sich auf und sein ganzer Mannesmuth war zurückgekehrt.

Der Schlüssel rasselte im Schlosse, die Thüre öffnete sich und Crocher sah den Gefängnißdirektor in Begleitung zweier anderer Männer vor sich stehen. Er erblaßte, als er genauer hinschauend den zweiten erkannte, der ein Schreiben in der Hand hielt. Mein Gott, war er denn noch nicht grausam genug gestraft und sollte er den Kelch des Leidens bis auf

die Neige leeren, indem Kapitän Malcolm dazu ausersehen war, ihm die Bestätigung des Todesurtheils zu überbringen? Doch er hatte keine Zeit weiter zu denken, sein alter Freund und Beschützer rief freudestrahlend und den Brief hochhaltend: „Frei, rückhaltslos begnadigt! Jenkins, geben Sie Ihrem Lieutenant den Säbel zurück, er ist ein freier Mann."

Crocher starrte geisterhaft auf den Sprecher, der jähe Wechsel seines Geschicks überwältigte ihn und er stand wie erstarrt. Während der treue Bob seinem ehemaligen Zögling die Hand küßte und Thränen der Rührung über seine wetterharten Wangen rollten, zog Malcolm den Schwergeprüften an seine Brust und beide Männer hielten tief erschüttert sich umschlungen.

„Beruhige dich, mein Sohn," sagte der Kapitän liebevoll, „denn als solchen sehe ich dich von jetzt an, in meinen Augen hat kein Makel an dir gehaftet. Du folgtest einer edlen Regung deines Herzens, und mochte der todte Buchstabe des Gesetzes dich verurtheilen, mein Herz konnte es nicht, um so mehr, als du deinen Fehler, wenn es ein solcher war, hundertfach durch deine Tapferkeit wieder gut gemacht hast. Ich bin stolz auf dich und mit mir ist es die ganze Marine."

O, wie wohlthuend berührten diese Worte Crochers gequältes Herz und legten sich wie lindernder Balsam auf dasselbe. „Dank, Dank," stammelte er und ein Thränenstrom löste die Erstarrung, die ihn bis dahin gefangen hielt.

„Und der König hat aus freier Entschließung mich begnadigt?" fragte er dann nach einer Pause.

„Nun," erwiderte der Kapitän zögernd, „ein wenig habe ich durch die Lords der Admiralität nachzuhelfen gesucht, aber es wäre mir doch wohl nicht gelungen, wenn ich nicht einen mächtigen Bundesgenossen oder vielmehr eine Bundesgenossin gefunden hätte."

Crocher horchte auf. „Eine Bundesgenossin?" fragte er in lebhaftester Spannung, „und darf ich wissen, wer es war?"

„Gewiß, mein Junge," sagte der Kapitän, indem ein Lächeln seine freundlichen Züge noch mehr erhellte, „ihr Name ist Ingeborg Feldrup und sie ist die Tochter des dänischen Ministers."

Alles Blut strömte zu Crochers Herzen bei Nennung des Namens und es überkam ihn wie unnennbare Seligkeit. So war sie es doch gewesen, die er bei Verkündung des Urtheils im Gerichtssaale zu sehen geglaubt, und er hatte sich nicht getäuscht. „Aber wie ist das möglich?" stieß er endlich in freudigster Erregung hervor.

„Eine gute That findet immer ihren Lohn," entgegnete Malcolm. „Ihr Vater befindet sich seit sechs Wochen in London zur Vermittlung des vor einigen Tagen abgeschlossenen Friedens und seine Tochter hat ihn hierher begleitet. Das liebenswürdige und schöne junge Mädchen hat sich in der Zeit in seltenem Grade die Zuneigung der Königin zu erwerben gewußt. Als das Kriegsgericht in Portsmouth abgehalten wurde, war der Minister mit ihr zugegen. Unmittelbar nach Verkündigung des Urtheils fuhren beide nach London zurück, die junge Dame that anderen Tages einen Fußfall vor ihrer hohen Beschützerin und diese versprach tiefgerührt, ihren ganzen Einfluß beim Könige zu deinen Gunsten geltend zu machen. Wenige Stunden später hatte der König dich bedingungslos begnadigt und ich wurde beauftragt, dir es zu verkünden. Bob Jenkins aber nahm ich mit, um dir deinen Säbel zurückzugeben, da ich glaubte, daß dir niemand lieber sein würde, als er.

„Nun aber," fuhr er fort, „laß uns diese düsteren Mauern verlassen, ich habe dem Minister versprochen, dich ihm zuzuführen und unten wartet der Wagen."

Crocher folgte dem Kapitän wie im Traum, aber es war ein Traum, der so viel Glück in sich trug, daß er es kaum zu fassen vermochte und dennoch kam er der Wirklichkeit nicht nahe, als er nun derjenigen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, der er viel mehr als sein Leben dankte.

Er vermochte nicht zu sprechen, als er die Hand, welche sie ihm zum Gruße bot, an seine Lippen führte, und auch sie war stumm, aber die Sprache ihrer Augen, als sie sich in einander versenkten, ersetzte alles, sie sagte, daß beide einander für immer gehörten.

Nach wenigen Tagen verließ der Minister, dessen Aufgabe erfüllt war, England, um nach Dänemark zurückzugehen, und Crocher begleitete ihn, um für immer von seinem Vaterlande Abschied zu nehmen. In der Flotte konnte er nicht weiter dienen, wenn auch voll begnadigt, war er zum Tode verurtheilt gewesen und sein Ehrgefühl zwang ihn, nicht nur seinen Abschied zu nehmen, sondern auch, so unendlich schwer es ihm wurde, fortan England zu meiden. Sein Entschluß fand die Billigung sowohl Malcolms als auch des Ministers, der im Auftrage des Kronprinz-Regenten ihm eine Stellung in der dänischen Marine anbot. Er nahm sie an und wechselte seinen Namen, um auch jede äußere Erinnerung an das Vergangene auszulöschen.

Die letzten Stunden im Vaterlande wurden ihm die schwersten; er verbrachte sie am Grabe seiner Mutter, dann riß er sich los von allem, was ihm bisher lieb und theuer gewesen und ging einer neuen Zukunft entgegen, aber mit der tröstenden Ueberzeugung, daß sie ihm vollen Ersatz für das Verlorene geben werde.

Bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen wurde er als erster Lieutenant auf die Brigg „St. Croix" kommandiert. Sie war nach den dänischen Inseln in Westindien bestimmt

und die Reise sollte zwei Jahre dauern. Der Abschied von Ingeborg stellte seine Willenskraft auf eine harte Probe. Theils die Rücksicht auf die Trauer um ihre Mutter und auch ihr jugendliches Alter, hauptsächlich aber sein Mannesstolz, zuerst etwas Tüchtiges zu leisten und sich zu bewähren, bevor er sie von ihrem Vater forderte, hatten ihn bewogen, sich nicht gegen sie zu erklären. Wußte er doch, daß er ihrer gewiß sei und dieselbe Ueberzeugung hatte das junge Mädchen, welche ihm durch ihr tapferes Verhalten die Trennung erleichterte.

Die zwei Jahre gingen herum und die Brigg steuerte der Heimat zu, der Crochers Herz glückselig entgegenklopfte. Das Schiff hatte sich bereits dem englischen Kanal genähert und in wenigen Tagen konnte Kopenhagen erreicht sein, da drohte eine unheilschwangere Wetterwolke abermals in das Leben und die Zukunft des jungen Offiziers vernichtend eingreifen zu wollen.

Es wurden zwei Kriegsschiffe gemeldet, die sich unter verdächtigen Umständen der Brigg näherten. Zu jener Zeit, wo es weder Dampfschiffe noch Telegraphen gab und die Kriegsfurie bald hier, bald dort in Europa ihre schreckliche Fackel leuchten ließ, trat oft der Fall ein, daß zwischen zwei Ländern Krieg erklärt war, ohne daß ihre in fernen Meeren abwesenden Kriegsschiffe oder die der einen Partei Monate lang davon Kenntniß erhielten. Sie mußten deshalb stets gefaßt sein, in jedem ihnen begegnenden fremden Schiffe einen Feind zu sehen und ihm schlagfertig entgegenzutreten. So kam es auch hier: jene Fahrzeuge waren kleinere, englische Fregatten; seit wenigen Wochen war, ohne daß man auf der „St. Croix“ davon wußte, wiederum der Krieg zwischen England und Dänemark ausgebrochen, man hatte auch die Fregatten ausgeschickt, um sowohl dänische Handelsschiffe, als auch die Brigg, deren bevorstehende Ankunft in England bekannt war, zu kapern.

Die Engländer näherten sich so auffällig von beiden Seiten, daß die „St. Croix" klar zum Gefecht machen ließ, und sehr bald ergab sich, daß man es mit Feinden zu thun hatte. Auf etwa tausend Schritt Entfernung blitzte es in der Bugpforte der einen Fregatte auf und ein blinder Schuß erkrachte, die Aufforderung für die Brigg, die Flagge zu streichen und sich zu ergeben. Als der tapfere dänische Kommandant, trotz der großen Uebermacht daran nicht dachte, folgte ein scharfer Schuß, doch die alleinige Antwort der Brigg war eine Breitseite, die sie muthig dem Gegner zuschleuderte.

Der Kampf war eröffnet, auch die zweite Fregatte an der andern Seite griff ein und bald umsausten Hunderte von Geschossen das kleine Schiffchen, dessen Schicksal in kurzer Zeit besiegelt schien. Da donnerte wieder eine glatte Lage heran und mit schrecklichem Erfolge. Sie durchschlug die Bordwände und rasierte das Deck. Wohl der zehnte Teil der Besatzung lag todt oder verwundet da und ein gewaltiger Splitter zerschmetterte die Brust des Kommandanten.

Jetzt war Crocher der Befehlshaber und hatte die Ehre der Flagge zu vertheidigen. Ihr hatte er Treue geschworen und dort wehte diejenige, unter der er früher mit Ruhm gekämpft. Welche furchtbare Lage für den Armen, der im Herzen doch noch immer Engländer geblieben war! Käme doch eine mitleidige Kugel, um ihn aus dieser Seelenqual zu befreien. Ergeben durfte er sich nicht; fiel er in die Hände der Gegner, so war er Hochverräther. Nein, sterben, das war die einzige Rettung für ihn, und todesmuthig kommandierte er die Kanonen, die ihren verderbenspeienden Inhalt den immer näher kommenden Fregatten entgegensandten.

Durch das ununterbrochene Schießen war der Wind abgeschwächt, eine dichte undurchdringliche Wolke von Pulverdampf

lagerte zwischen den Schiffen und man sah nur noch die Spitzen der Masten.

Da blitzte ein Gedanke in Crochers Hirn auf. „Braßt die Vorraaen back!“ befahl er. Sie flogen herum, der Wind fiel von vorn darauf und das Schiff trieb zurück. Seine Geschütze schwiegen, aber die der Feinde donnerten lagenweise weiter. Sie hielten ihre Mastspitzen gegenseitig für die feindlichen, die niedrigeren der Brigg wurden ihnen durch den Pulverdampf verhüllt.

Bereits war die „St. Croix“ einige tausend Schritte entfernt, da schwieg das Feuer und allmählich hob sich die Dampfwolke. Die Engländer hatten sich selbst beschossen, die eine Fregatte war im Sinken, die andere hatte zwei Masten verloren und war unfähig, die Brigg zu verfolgen, deren Flagge lustig im Winde wehte und welche nach schleuniger Reparatur ihrer Takelage mit vollen Segeln heimwärts steuerte, um wenige Tage darauf in Kopenhagen einzutreffen.

Ein hoher Orden und Beförderung zum Kapitän belohnte Crochers That. Jetzt war sein Vornehmen erfüllt, er hatte sich bewährt, Ruhm und Ehre geerntet. Nun durfte er vor die Geliebte treten und gern gab der Vater dem jungen Paare seinen Segen.

Nach einigen Wochen kamen nähere Berichte über den merkwürdigen Kampf, bei dem die Nemesis gewaltet. Der Befehlshaber der übrig gebliebenen Fregatte war Kapitän Macarthy. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zur Kassation, er hatte seinen Lohn dahin.

Ein Schatten nur trübte Crochers ferneres Glück. Sein Wohlthäter, Kapitän Malcolm, war während seiner Abwesenheit gestorben. Er hatte seinen Adoptivsohn zum Erben seines Vermögens eingesetzt und ihm dadurch auch in materieller Beziehung eine glänzende Zukunft gesichert.

Crocher stieg allmählich zum Admiral auf und fortan lächelte ihm nur das Glück, in seiner Stellung, in seiner Ehe und seinen Kindern. Seine Söhne wurden, wie er selbst, Zierden der dänischen Marine. Bob Jenkins war seinem ehemaligen Zögling in dessen neue Heimat gefolgt und starb hochbetagt als dessen treuer Diener.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.